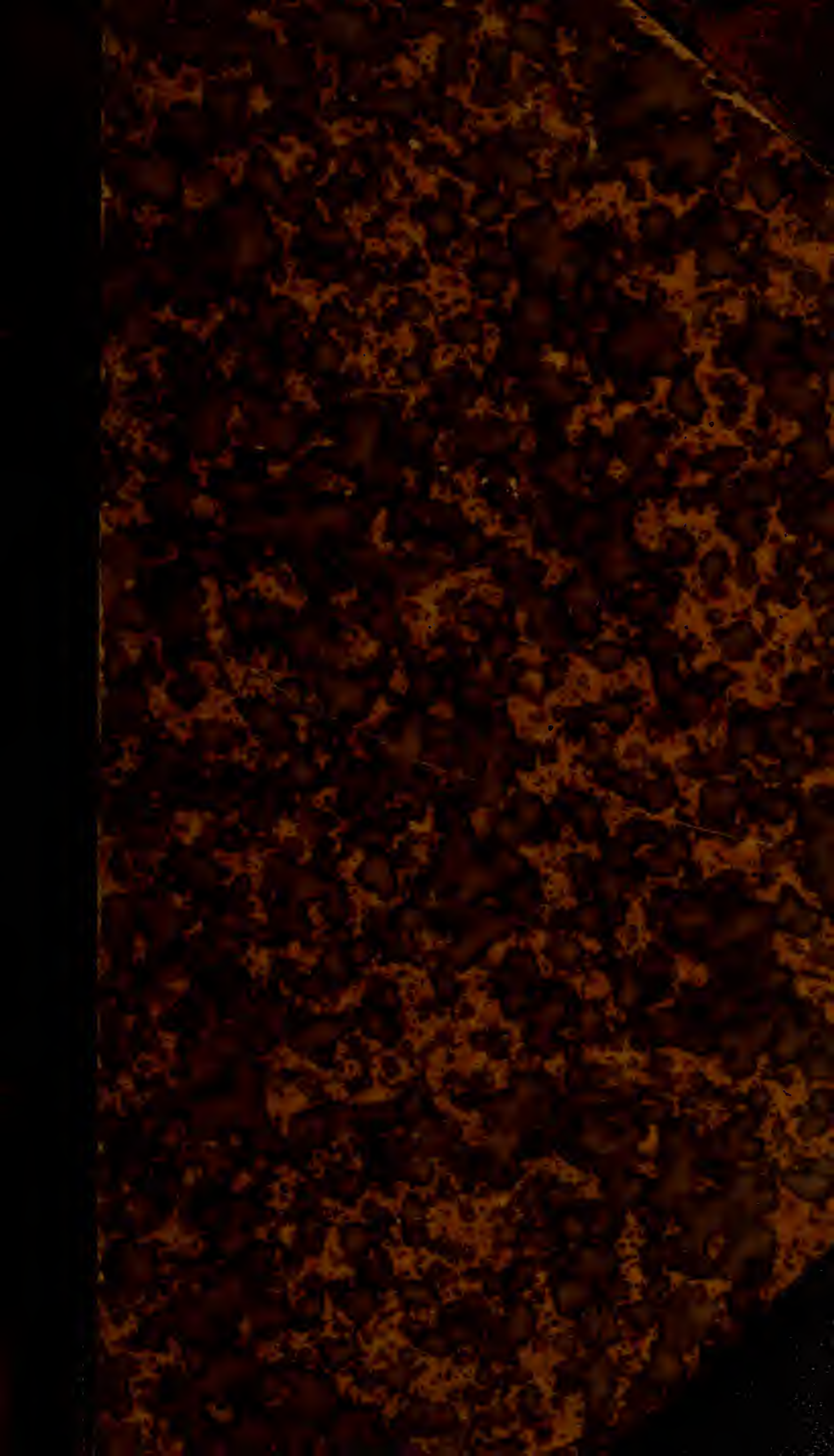










Die Ungleichheit menschlicher Rassen

hauptsächlich vom

sprachwissenschaftlichen Standpunkte,

unter besonderer Berücksichtigung

von des Grafen von Gobineau gleichnamigem Werke.

Mit einem Ueberblicke

über die Sprachverhältnisse der Völker.

Ein ethnologischer Versuch

von

Aug. Friedr. Pott,

Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft an der Universität zu Halle,
der Akademieen der Wissenschaften zu Berlin u. St. Petersburg
Correspondenten und mehrerer gel. Gesellschaften Mitgliede.



Lemgo & Detmold,

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

1856.

„Wenn es eine Idee giebt, die durch die ganze Geschichte hindurch „in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, wenn irgend eine die „vielfach bestrittene, aber noch vielfacher mißverstandene Vervollkommnung „des ganzen Geschlechts beweist, so ist es die der Menschlichkeit, das „Bestreben, die Gränzen, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten aller „Art feindselig zwischen die Menschen stellen, aufzuheben, und die gesammte „Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als Einen „großen, nahe verbrüderten Stamm, ein zur Erreichung Eines Zweckes, „der freien Entwickelung innerlicher Kraft, bestehendes Ganzes zu behandeln."

W. v. Humboldt.
(Kawisprache III. 426.)

Vorrede.

Das Buch, welches hiemit dem Publikum zu — falls verdient — freundlicher Aufnahme übergeben wird, war ursprünglich auf nichts als eine beurtheilende Anzeige des Gobineau'schen Werkes angelegt. Noch während der Ausarbeitung jedoch ging die Zeitschrift, für welche letztere bestimmt war, ein. Da nun überdem gleichzeitig durch eine unerwartete Störung, die in mein, nicht erst seit gestern vorbereitetes Werk über die Albanesische Sprache und deren (überaus wichtige) verwandtschaftliche Bezüge hemmend eingriff, augenblicklich eine für anderweitige Studien freie Muße mir auferlegt wurde: fühlte ich mich zu Erweiterung meines Planes aufgefordert. Es ward jetzt schnell der Entschluß gefaßt, bei dieser sich an den Weg stellenden Gelegenheit, unter Anknüpfung an Hrn. v. Gobineau's Ideen, welche ich mir nicht durchweg habe aneignen können, — Dies und Jenes, wie die gemeine Redeweise will, von Dem an den Mann zu bringen, was über allgemeinere Menschen-Betrachtung, und ganz insonderheit vom sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkte aus, ich seit lange auf dem Herzen trug und dessen ausgedehntere Berücksichtigung, aus mancherlei Gründen, mir auch sehr am Herzen liegt. In der anspruchloseren Form eines bloßen Annexums aber, sagte ich mir, worin du die paar dir etwa über die Ungleichheit des menschlichen Geschlechts aufgegangenen Gedanken und Wahrheiten vorträgst, entgehst du hoffentlich leichter der Gefahr, daß man an deine Schultern Anforderungen stelle, zu deren Befriedigung ihrem Besitzer die ausreichende Kraft gebricht.

Ich konnte und wollte nur einzelne, indeß, wo möglich, doch auf einen lichtvollen Gesammteindruck hinwirkende perspektivische Einblicke geben in meinen Gegenstand; übrigens einen beinahe endlosen Stoff, den mit einiger Vollständigkeit zu bewältigen noch, sogar Jahrhunderte hindurch, des angestrengtesten und sorgsamsten Fleißes Vieler, sehr Vieler

wird die Zukunft benöthigt sein. Also keine erschöpfende Ausführungen, deren auch nur den kleinsten Theil selber ganz ins Werk zu setzen dem Einzelnen schon allein die Länge der Kunst neben des Lebens Kürze versagen würde.

Vielleicht aber gesteht man meiner gegenwärtigen Arbeit, die auf allgemeiner ansprechende Anknüpfungspunkte unserer, der Sprachforscher, Kunst zu anderen menschheitlichen, darunter hauptsächlich den ethnologischen, Studien die Blicke auch eines größeren wissenschaftlichen Kreises mit bedeutungsvollen Winken zu lenken bestrebt ist; vielleicht, sage ich, gesteht man ihr das Verdienst einer propädeutisch, obzwar bei weitem nicht nach allen Seiten hin, in eben jene Kunst einführenden Belehrung zu, weniger für Eingeweihete als für die zahlreichere Menge außerhalb der Zunft Stehender berechnet. Und es sollte mich freuen, wäre mir gelungen, von Letzteren den Einen oder Andern wenn auch nicht zu selbstthätiger, doch zu lebhafter passiver Theilnahme an den mancherlei äußerst fruchtbaren und beziehungsreichen Ergebnissen hinüber zu ziehen und dafür zu erwärmen, welche die neuere Sprachforschung — im Vergleich zu ihrer Jugend — schon in wirklich, so scheint mir, staunenswerthem Umfange ans Licht des Tages gefördert zu haben sich berühmen darf.

Die Hauptpunkte, worüber hier verhandelt wird, bringt das Inhaltsverzeichniß in, wie ich denke, charakteristisch auszeichnendem und schnellem Ueberblicke vor das Auge des Lesers, und so wäre, an jetziger Stelle abermals darauf zurückzukommen, überflüssig. Besser wird, bedünkt mich, der Raum zu noch einigen nachträglichen Bemerkungen über das umfangreiche Werk des Hrn. v. Gobineau benutzt. Längst nämlich, nachdem mein Buch sich schon im Drucke befand, erhielt ich erst im Herbst 1855 die im gleichen Jahre erschienenen zwei letzten Bände durch des Hrn. Vfs. Güte zugeschickt. Waren sie früher in meinen Händen: dann mußte natürlich Manches im Buche anders gefaßt werden. Von meinem Gesammturtheile mich abzubringen indeß hätte der jetzt vollständig mir vorliegende Rest*) des vielumspannenden und anziehenden Werkes kaum vermocht.

*) In den Bdn. III. und IV. werden, außer einigen der zuunterst ge-

Hr. v. *Gobineau* weiß, vermöge der von ihm aufs Tapet gebrachten *Völker-Chemie* (ein Ausdruck, dessen er sich einmal selber, III. 280., bedient), den historisch gewichtvollsten Völkern der Erde jeden Tropfen von fremd her aufgenommenen Blutes in ihren Adern, und nicht nur, *von welchem* anderen Volke, von welcher Menschenrasse er im gegebenen Falle herrühre, sondern auch *bis auf die Procente* nachzuzählen, z. B. auf der Tabelle III. 275., welche die ethnischen Elemente aus den Zeiten von *Cincinnatus* mit denen zusammenstellen soll, welche zu der Epoche vorhanden waren, worin der „große" Dictator *Sulla* lebte. Desgleichen nicht minder genau, wennschon im Grunde doch nur in, rücksichtlich des *Wie im Besondern* ziemlich *eintöniger* Weise, ob vortheilhaft oder nachtheilig? die *Wirkung* von welcherlei Sorte Blut er vorbekommt, anzugeben, die dasselbe auf das gerade in Rede stehende Gemisch geäußert hätte. Ueberhaupt erscheint dem Urheber dieser Lehre sein Verfahren so geringer Täuschung ausgesetzt, als etwa das des Chemikers, der bei dem Zusammenbringen verschiedener Elemente mit, so zu sagen, prophetischer Sicherheit demjenigen Erzeugnisse entgegen sieht, welches, ward kein zu beobachtender Umstand verabsäumt, daraus gesetzmäßig hervorgehen *muß*. Ich kann diese Zuversicht, bei dem besten Willen, nicht theilen. Gewiß ist nicht leicht Jemand dem Hrn. Grafen so dankbar, wie ich, für sein eifriges Nachspüren nach all den unableugbar in buntester Mannichfaltigkeit durch die Geschichte — aufgeschrieben oder nicht — sich hindurchziehenden *Blutsvermischungen* in größerem Maaßstabe und deren, wie bisher allerdings lange nicht genug beachtet, für die Geschicke einzelner Völker sowohl, als für den Gang der Weltbegebenheiten überhaupt, ungemein bedeutsamen Einflüssen. Allein, solche *μίξεις* welch ein unendlich schwieriger Gegenstand! indem, will man dabei streng methodisch zu Werke gehen und

schichteten und ältesten Bevölkerungen Europa's, wie *Thraker*, *Illyrier*, *Etrusker*, *Iberer*, noch die *Gallier*, *Römer*, *Slawen*, *Germanen* nebst den *romanisirten* Stämmen, sodann die *Eingebornen Amerikas*, endlich die dorthin *übergesiedelten* Europäer, hauptsächlich auf ihre ethnischen Verhältnisse hin, angesehen und durchgenommen.

nicht bloß wilden Vermuthungen blindlings die Zügel schießen lassen, deren Ermittelung und Auseinanderwirrung (denn andere Quellen wüßte ich dafür kaum) nur der Geschichte, Linguistik und Physiologie, entweder sie einzeln oder, wo solch seltenes Glück zu haben ist, nach ihrer aller einmüthigen Gesammtheit könnten, und dies sicherlich in den meisten Fällen auch nur mühsam, abgerungen werden. Wie verwickelt bereits die Aufgabe, auch nur den zeitgenössischen Völkern unserer unmittelbaren Gegenwart rücksichtlich der Stellung gerecht zu werden, welche sie in physiologischer und linguistischer Hinsicht im großen Haushalte der Menschheit einnehmen. Gewiß nicht aber mindern sich die Schwierigkeiten, geht man ernstlicher an Bestimmung der Völkersynonymik, welche sich durch die einander zeitlich ablösenden Geschlechtsfolgen bis ins ferne Alterthum, so weit zurück als möglich, hinein erstrecken soll. Ein unausbleiblich oft fehlschlagendes Bemühen, sei's nun der vielen historischen Lücken wegen, die, fehlen auch andere, z. B. linguistische Hülfen, sich nicht durch die bloße Phantasie ausfüllen lassen, oder sonstiger Umstände halber, welche das wahre Aussehen der verschiedenen zeitlichen Völkerphasen nach Identität oder auch manchmal Verschiedenheit verdecken, wie häufiger Orts- und Namen-Wechsel der Völker; deren mannichfache Durcheinanderwürfelung; ja selbst der zuweilen bei ihnen vorkommende Umtausch von Sprache oder gar theilweise, in Folge von fleischlicher Vermischung, von klimatischer Veränderung u. s. w., der Leibesbeschaffenheit. Wenn eine richtige Lernmethode sich den Weg vom Bekannten und Leichteren aufwärts, nicht umgekehrt den auserwählt, welcher vom Unbekannten zum Bekannten herabführt, so wird auch bei Aufsuchung der Völkersynonymien in vielen Fällen gerathener sein, von der bekannteren Gegenwart aus Schritt für Schritt immer weiter zurück aufsteigend in das Dunkel früherer und frühester Jahrhunderte vorzudringen zu suchen. Uebrigens ist man gewöhnlich in letzter Beziehung wirklich nach dem Laufe der Zeiten aus der Vorzeit zu uns herabgestiegen.

Unter der großen Schaar von Völker- und Rassenmischungen aber, worauf Hr. v. Gobineau viele seiner sonsti-

gen Sätze zu bauen beliebt, ist in der That eine nicht geringe Zahl zu finden, die, weit gefehlt sich für zweifelsfrei ausgeben zu dürfen, gewiß Mancher mit mir, als nur schwach erwiesen oder auch mit vollkommener Willkühr angenommen, unmöglich ohne Weiteres sich wird gefallen lassen. Jedoch, hievon abgesehen, ist denn der Mensch, man nehme nun den einzelnen oder den in größere Einheiten zusammengefaßten, nicht etwas Höheres, und, weil vernunftbegabt, ein moralisches und persönliches, darum auch ein freieres Wesen, als der willenlose Stoff, wie des Chemikers Basen und Säuren, der ausschließlich den bestimmt und unabänderlich ihm vorgeschriebenen Gesetzen der Liebe und des Hasses zu folgen auf ewig verurtheilt ist, bei Wiederkehr genau derselben Bedingungen das eine wie das andere Mal sich immer ganz gleich bleiben muß, niemals sich anders verhalten könnte? Mir leuchtet die Nothwendigkeit nicht ein, daß, wie Hr. v. Gobineau als ausgemacht voraussetzt, zwischen den verschiedenen Menschenrassen vollzogene Gesellschafts-Verbindungen und fleischliche Gemeinschaften nach einer der beiden Seiten hin unabweislich müßten Verschlechterungen in moralischer wie intellectueller Hinsicht zur Folge haben, gegen welche aus eignen Mitteln zu reagiren der Mensch vergebens sich abmühete. Welch queres Durcheinandergehen nämlich der Menschenköpfe nach Fähigkeit, Geistesrichtung und Lebensschicksalen nicht bloß im gleichzeitigen Nebeneinander, sondern auch in ihrer, sich ablösenden successionellen Abfolge! Aber wer wagte es, mit den verschiedenerlei körperlichen und Geistes-Eigenschaften des Einzelmenschen, die ihm zunächst von Mutter und Vater her oder noch weiter aufwärts als stammhaftes Gut, möchten erbschaftlich überkommen sein, auch nur hinterdrein und mehr als vermuthungsweise eine Art Berechnung und, entsprechend der vorausgesetzten jeweiligen Herkunft jener einzelnen Eigenschaften, gleichsam eine Zutheilung unter die besonderen Glieder der Vorfahrenschaft vorzunehmen? Nun aber vollends tollkühn müßte der Versuch erscheinen, aus den beiderseitigen Charakteren und sonstiger Beschaffenheit der Aeltern die Natur ihrer Kinder zum Voraus bestimmen zu wollen, indem es ja eine bekannte Sache ist, daß letztere oft-

mals mehr auf den Einen der Beiden im Paare, dann mitunter auf keinen von ihnen, statt dessen aber auf die Großältern arten, andere Male unverhofft ganz aus der Art schlagen, überhaupt zwischen den Kindern derselben Aeltern gar nicht selten der allergrößte Unterschied, keine Gleichartigkeit waltet und besteht. Keineswegees ja auch ist eine vorzügliche Begabung nur an den Stand geknüpft und etwa mit adeliger Geburt nothwendig und stets verbunden. Meint man nun, alle diese der Beurtheilung von Individuen anhaftenden Schwierigkeiten seien in Betreff von Völkern und, im Fall sie gemischt sind, ihren Mischungsverhältnissen geringer? Eher noch: gesteigert. Der sprüchwortliche Satz, den man wohl zu hören pflegt: Was doch aus dem Menschen werden kann! bricht in ein Staunen aus über Wendungen und Schicksale im Leben von gewissen Individuen, die nach den früheren Prämissen ihnen zu prophezeien man nicht den Muth gehabt hätte. Eben so sehr spotteten aber häufig die Völker der von ihnen vorgefaßten Erwartung, indem sie etwa Ein Mann (z. B. Muhammed), Ein plötzlich hinzugetretener Umstand in bis dahin ungeahnte Bahnen fortreißt. Schon ein Volk, so lange noch von außen nie und nirgends sonderlich aufgeregt, und, ich will auch voraussetzen: durch keine Mischung getrübt, sondern schlechthin in steter stammlicher Gleichartigkeit und Reinheit verblieben, würde sich rücksichtlich des Ganges seiner Geschichte einer nur einigermaßen sichern Vorausberechnung entziehen; wie um Vieles mehr, käme sein vermeintlich nothwendiges Verhalten in neuen Lagen, also namentlich dann, wo es mit frischen ethnischen Zuflüssen versetzt würde, in Frage. Weiter: Hrn. v. Gobineau's Behauptung, daß alle Hauptgeschicke eines Volkes durch das ethnische Angebinde, das ihm in die Wiege gelegt worden, so gut wie ganz allein, bedingt seien (vgl. **IV.** 333.), reizt zu Widerspruch. Begreiflicher Weise hat ein großer Theil politischer Bewegungen innerhalb eines Staates in den Reibungen der verschiedenen, zumal der stammungleichen Stände an einander seinen Grund. Standesunterscheidung und Bevorrechtung eines oder mehrerer Stände vor anderen aber sind zwar häufigst von Stammes-Unter-

schieden ausgegangen, indem der eine Stamm nach erfolgter Landes-*Eroberung* sich über den zweiten setzt, auf dessen Kosten nun jener leben und blühen will. Natürlich lange entweder unter offenem oder unter geheimem und nur zuweilen mächtiger hervorbrechendem Widerstreben abseiten der Unterdrückten. Jene Unterschiede *können* aber auch andere Ursachen haben. Deßhalb unterscheidet z. B. *Schömann* Griech. Alterth. I. 131 fgg. in dem Kapitel: „Stämme und Volksklassen" zwar einerseits „Staaten mit einer *gemischten* und nicht zu einem homogenen Ganzen verschmolzenen Bevölkerung, in denen wir die verschiedenen *Stämme* auch politisch ungleich berechtigt, also als verschiedene Stände einander entgegengesetzt zu finden erwarten dürfen," aber sehr richtig daneben zweitens solche „mit volklich *homogener*, wenn auch in Standesunterschiede zerfallener Bevölkerung." Mögen nun letztere, die in *absolutem* Sinne homogen und von Einströmung fremden Blutes rein-geblieben zu heißen verdienten, gar nicht oder selten zu finden sein: gewiß nicht folgt hieraus für Hrn. v. Gobineau ein Recht, darum auf dem Erdboden, streng genommen, *kein* Volk gelten zu lassen, das nicht etwa bloß aus zwar fremden, vielleicht nur allmälig, z. B. in sprachlicher Rücksicht, ihm erst fremd *gewordenen* Gliedern freilich immer noch der *gleichen Rasse* bald mehr bald minder starke Zusätze und Beimischungen in sich enthielte, nein, sogar stets schon ein *Compositum* wäre, aus gleichsam der Legirung von mindestens *zweien* Rassen entstanden. *Massenweise* Kreuzung verschiedener Rassen jedoch wird durch das natürliche Gefühl gegenseitiger Abneigung, wo nicht verhütet, doch erschwert. Wenigstens durchbricht sich diese Schranke in größerer Ausdehnung unzweifelhaft viel seltener, als die, welche Unterschiede in Sprache, Stand, Religion und Bildung allerdings auch öfters dem Connubium setzen. Wollten doch selbst die Chinesen, welche bekanntlich der gelben oder sog. mongolischen Rasse zufallen, vor dem anglochinesischen Kriege den fremden (europäischen und amerikanischen, also weißfarbigen) Kaufleuten nicht zugeben, ihre Familien und Frauen aus Makao mit sich nach Canton zu nehmen. Und zwar, sind *Neumann's* Worte

(Gesch. des englisch-chines. Kriegs S. 15.), hatte die chinesische Regierung dies nicht, aus Furcht vor antinationaler Mischung, „den barbarischen (so!) Weibern" gestattet.

Vor Allem aber, mit seiner Theorie, wenn streng folgerichtig durchgeführt, müßte Hr. v. Gobineau, so fürchte ich, bei dem trostlosen Schlußsatze anlangen: der Mensch (natürlich er, der Mensch, hier mehr in Masse denn im Einzelnen gedacht), weil — der Voraussetzung nach — einer unüberwindlichen Naturnothwendigkeit rassenhafter Beschränktheit und den, aus letzterer für ihn abzuleitenden Folgen widerstandlos preisgegeben und verfallen — als freie, sich selbst zu bestimmen fähige Persönlichkeit müßte ausgelöscht werden aus dem Buche der Geschichte, und mit dem Aufhören jeder Verantwortlichkeit bei den Völkern für ihr Thun und Lassen (als Ausfluß lediglich ihrer Abstammungs-Verhältnisse und darum nicht ihr Werk!) würde auch Angesichts von Wesen, die nur einem starren und unbeugsamen Naturgesetze zu gehorchen gezwungen wären, sogar ein richtender Gott desgleichen aus der Geschichte gänzlich verschwinden müssen. Doch, ich irre mich. Es wird ja den Völkern (und, schärfer hingesehen, räumt Hr. v. Gobineau die Macht auch nur dazu, vollkommen, — allein der weißen Rasse ein) der, übrigens oft selbst schwer vermeidliche Ausweg gelassen, sich von vorn herein gegen eine, dem einen der beiden zusammenstoßenden Theile, ward angenommen, stets unheilvolle Rassenvermischung zu wehren und abzuschließen. Dies (und im langen Verlaufe der Weltgeschichte soll das die Regel sein) zu rechter Zeit verabsäumt zu haben, und, indem man durch solcherlei Mißheirathen gleichsam den Adelsbrief befleckte, seine Nachkommenschaft zu unreinen und schon allein dadurch entarteten und entsittlichten Geschlechtern haben hinabsinken zu lassen: das ist beinahe die einzige Schuld, welche unser Vf. an herabgekommenen Völkern und größeren socialen Gemeinschaften (aber auch so ziemlich an allen, der Reihe nach, in welcher sie von der Bühne abtraten) zu verdammen findet. Freilich in seinen Augen auch eine ganz unverzeihliche, eine wahre Todsünde*), in-

*) Vgl. III. 232: C'est le caractère de toute décomposition sociale

dem von ihm alle Schlechtigkeiten, die ein Volk oder eine sonstige große Gesellschaft begeht, alles Unglück, was ihr widerfährt, endlich das furchtbarste Uebel, was sie als solche treffen kann, ihre Auflösung, ihr bloß moralischer oder auch zugleich physischer Tod, auf sie, als ersten verhängnißvollen Schritt und alleinige Grundursache von diesem Allen, geworfen werden.

Hiebei fühlt man nun alsbald die Mahnung, an sich die Frage zu stellen, ob denn eine so furchtbare, die Geschichte entmenschende und entgötternde Allgewalt auch wirklich in ihr tyrannisch herrsche, oder ob der Glaube daran nicht vielmehr eine unerfreuliche Ansicht sei, die nur auf Voraussetzungen und einem Grunde ruhe, die sich widerlegen, der sich erschüttern lasse. Ich vermag mich dieser zweiten Meinung nicht zu entziehen. Wir wollen nur auf einige der Hauptstützen einen prüfenden Blick fallen lassen, deren sich Hr. v. Gobineau unter, es ist schon zum öftern bereitwillig von mir anerkannt worden, unter Aufwendung ausgebreiteter Belesenheit und mit großem Geschicke bedient.

1) Er geht von der möglichst kleinen Zahl von Menschenrassen, die übrigens nichts weniger als naturhistorisch feststeht, nämlich von dreien, aus. Dadurch erhält er einen um desto allgemeineren und uneingeschränkteren Spielraum zu Mischungen, die er nun einmal — um jeden Preis — braucht, und zwar schon da, wo andere Forscher besondere und selbstständige Rassen annehmen.

2) Schlechthin unüberschreitbare Inferiorität der beiden Rassen, der gelben und schwarzen, schon nach ihrer Anlage, gegenüber der allein bevorzugten und von Gott zur Herrschaft gestempelten weißen, und wiederum ein Vorrang der gelben vor der noch tiefer gefärbten schwarzen, gilt ihm beinahe als ein Axiom, wogegen keinerlei Zweifel aufkommen kann. Wo daher auf der Erde nur irgend sich eine hervorragende Stellung von Völkern aufthut, die — für andere Leute — nichtweißen Rassen angehören: da läßt ihn

---

que de débuter par la négation de la suprématie de naissance. Seulement, le programme de la sédition varie suivant le degré de civilisation des races insurgées. Und p. 266 mit 250.

seine These, daß Völkern solcher Färbung das Vermögen, aus eignen Mitteln und auf, von außen durch keine höhergestellte Rasse vermittelten Antrieb zu etwas Nennenswerthem in der Geschichte zu gelangen, völlig abgehe, begreiflicher Maaßen keine Ruhe, diesen Emporkömmlingen das Verdienst der Erhebung durch Einträufeln von edlerem Blute (es koste nun dessen Herbeischaffung, und wäre es von anderen Enden der Welt her, was es wolle) zu verkümmern und streitig zu machen. Natürlich zur Seite gelassen, was, sich gegen ein solches Verfahren zu sträuben, die bloße Humanität dem Menschen eingeben möchte, wüßte ich es auch nichts weniger als immer mit der Strenge wissenschaftlicher Unvoreingenommenheit und mit dem wirklichen, sich vor unerwiesenen Hypothesen verschließenden Sachbestande in Einklang zu bringen. Im Gegentheil scheint, nach meiner Ansicht, den Verdacht, in einem circulus vitiosus sich zu bewegen, nur schwer von sich abschütteln zu können, wer einmal eine Rangordnung der Rassen, welche ich höchstens sehr bedingungsweise (und kaum de facto, wie viel weniger de jure) einräumte, als Voraussetzung hinstellt, und aus dieser Voraussetzung heraus, wo sich auf dem einen oder andern Punkte der Erde Superiorität oder hierauf erfolgte Inferiorität eines Volkes zeigt, zuzweit und rückwärts auf die Nothwendigkeit einer Mischung von ethnischen Bestandtheilen in ihm schließen will, die überdem in Rasse und Farbe verschieden sein müßten.

3) Zu welchen gewagten Behauptungen obiger Satz beinahe unwiderstehlich hintreibe, davon liefert unter Anderem das **VII.** Kap. des letzten Bandes: **Les indigènes Americains** einen auffallenden Beleg. Culturstaaten, wie Mexiko und Peru, müssen natürlich demjenigen ein Dorn im Auge sein, welcher Menschenstämmen außerhalb der weißen Rasse dergleichen nicht zutraut noch zuzugestehen Lust hat. Demzufolge, um das Vorurtheil gegen die farbigen Rassen nur ja nicht drangeben zu müssen, bedarfs wenigstens einiger Handvoll Weißer*). Die sind denn auch glücklich genug ge-

---

*) IV. 282: Or (?) il n'est dans le monde que l'espèce blanche

funden in den normannischen Abenteurern, welche von Island und Grönland aus allerdings schon vorcolumbische Expeditionen nach einzelnen Theilen der amerikanischen Ostküste unternommen hatten, oder auch vielleicht in jenen kymrischen Britten unter Madoc's Führung. Und diesen Weißen wird auch, nach weiterer Schlußfolge, die dankbare Rolle zuertheilt, in unglaublich rascher Zeit für Mittel- und Südamerika zu zwei Centren einer keineswegs verächtlichen Civilisation den Anstoß gegeben zu haben; eine welche, trotz der nachmaligen Ueberfluthung des Welttheils durch Europäer, seltsamer Weise nie wieder hat unter der eingebornen Bevölkerung zu Stande kommen wollen. Fragt man aber was für Volks man in den Indianern Amerikas selber vor sich habe, so lautet die Antwort: Malayen, von den Inseln des stillen Meeres herübergekommen und an Amerikas Westküsten abgesetzt, in einer Mischung mit einer älteren (ich weiß nicht, ob aus Asien und auf welchem Wege eingewanderten) gelben Bevölkerung, während doch, erinnern wir uns dessen aus unserem Buche S. 60., die gelbe Rasse ihrerseits wiederum soll (in rückläufiger Bewegung?) von Amerika aus durch die Nordostecke Asiens über letzteren Welttheil und nicht nur dies, sondern auch, in der Besonderung von Finnen (hievon nachher) unglaublich weit und vor aller anderweiten Menschenbevölkerung über fast ganz Europa sich ergossen haben. Und die Malayen? Sind selber schon ein mixtum compositum aus Schwarz und Gelb! Und da nun wunderbarer Weise Hr. v. Gobineau meint, die Kunst habe hauptsächlich vom schwarzen Menschentypus (wie z. B. in Assyrien und Aegypten) ihre Anregung erhalten: so wird es uns erklärlich, obschon dadurch nicht glaublicher, wenn IV. 270. so fortgeschlossen wird: Il y a donc (donc, die weiteren Prämissen lese man dort selber nach) du nègre (!) dans la création des monuments du Yucatan, mais du

qui puisse fournir cette qualité suprême. Il y a donc, à priori (?!), lieu de soupçonner que des infiltrations de cette essence préexcellente ont quelque peu vivifié les groupes américains, là ou des civilisations ont existé. Quant à la faiblesse de ces civilisations, elle s'explique par la pauvreté des filons [ohe !] qui les ont fait naître.

nègre qui, en excitant l'instinct jaune et en le portant à sortir de ses goûts terre à terre, n'a pas réussi à lui faire acquérir ce que l'initiateur même n'avait pas, le goût, ou, pour mieux dire, le vrai génie créateur. Also darum wiesen jene Denkmale auf negrisches Blut in den Adern ihrer Erbauer hin? — — Offenbar höbe die große Verschiedenheit der Indianer Amerikas in der Hautfarbe, die freilich keineswegs immer roth ist, an sich und allein die Möglichkeit einer eignen, ungemischten Rasse für diesen neuen Welttheil (vielleicht, aber auch nur vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Polaramerikaner) auf. Doch, dies auf einen Augenblick zugestanden: hat man denn auch, — um von der Schwierigkeit nicht zu reden, wie Polynesier in so großen Massen sollten nach Amerika gelangt sein, um dasselbe allmälig seiner ganzen Länge nach, und, an einzelnen Knotenpunkten, doch gar nicht so spärlich zu bevölkern — hat man schon hinreichende Beobachtungen gemacht, wie Gelbe und Schwarze wirklich Kinder mit einander zeugen, oder doch Kindeskinder aus ihren Lenden hervorgehen lassen, die man für wahrhafte Malayen zu halten hätte, in ähnlicher Weise wie eine fleischliche Vermischung von Weißen mit Negerinnen den Mulatten giebt? Aber noch weiter: ist es erhört, daß nun aus diesem angeblich selbst schon gemischten Malayenblute durch Vereinigung abermals mit Menschen gelber Rasse *) der Amerikaner habe entstehen können, und namentlich der mit entschieden rother Farbe? Frei heraus gesagt, zu diesem Glauben kann ich mich nicht bekennen. Aus dem bloßen Umstande, daß mehrere Völker an Amerika's Westküste eine braunere Färbung des Körpers zeigen (p. 260.), folgt offenbar noch keineswegs sogleich Ausfluß derselben aus

*) Leute solcher Art wären z. B. die sog. „Chinesen auf Java oder, besser gesagt, die dortigen Abkömmlinge von Chinesen durch Mischung derselben mit den Javanern, deren Zahl sich jetzt ungefähr auf 200,000 beläuft." Leider hat Aquasie Boachie, Prinz von Aschanti, von welchem der Aufsatz über diesen Theil der Bewohner Javas herrührt (D. M. Z. IX. S. 808 fg.), über das körperliche Aussehen genannter Mischlinge sich nicht ausgelassen. Getraut man sich aber, sie etwa, wie man nach Hrn. v. Gobineau's obigen Annahmen fast müßte, mit amerikanischen Indianern auf gleichen Fuß zu stellen?? —

„malayischem" Blute, und zwar über See her mittelst Polynesier. Seit wann legt denn die Naturwissenschaft, statt der tiefer einschneidenden physiologischen Unterscheidungszeichen, auf Farbe das alleinige Gewicht? Und haben wir nicht auch von der mannichfaltigen Abstufung des Negertypus in Betreff seines Colorites unverwerfliche Zeugnisse vernommen, ohne daß wir daraus allein dürften auf ein Durcheinanderwerfen verschiedener Rassen bei ihm schließen, was man nun doch — aus keinem bessern Grunde — mit dem Indian'er im neuen Welttheile vorhat? Mich setzt ein solches Spiel, welches mit ethnischen Verwandtschafts=Nachweisen zum Theil in überaus rascher und leichter Weise getrieben wird, nicht wenig in Verwunderung. Was soll man unter Anderem zu der p. 248. beigebrachten Aeußerung Pickering's: „The first glance of the Californians satisfied me of their malay affinity" sagen? Ganz gewiß doch eine etwas übergenügsame Art, schon vom ersten Anblick eines Volkes sein Urtheil über dessen genealogische Herkunft bestimmen, ja gleichsam vorweg gefangen nehmen zu lassen! Sollte die Methode gelten: alsdann müßte auch schon jede vom ersten besten Laien hingeworfene Behauptung über verwandtschaftliche Verhältnisse von Sprachen (welcherlei Feststellungen übrigens, woran kein Kundiger mehr zweifelt, eine Sache sind, die eine unendlich aufmerksame Sorgfalt und unglaubliche Mühen erheischt) in der Beurtheilung von Völker=Affiliationen eine einflußreiche Stimme haben, während ihr von Rechts wegen keine, ganz und gar keine gebührt, sie müßte denn sich durch gehaltvolle, der Sache entnommene Gründe Gehör verschaffen. Man nehme ein weiteres, kaum um Vieles probehaltigeres Beispiel aus S. 250., wonach nicht nur Physiologie, sondern auch, wird behauptet, Linguistik einträchtig in dem Ergebnisse zusammenklängen, „daß die Völker Amerikas haben, unter allen Breiten, un fond commun nettement mongol." Davon leuchtet weder das eine noch das andere bis zur Ueberzeugung ein. Um nur bei dem Sprachlichen stehen zu bleiben. In dieser Hinsicht findet sich, unter Absehen vom Othomi, dessen Beweiskraft von uns schon im Buche selbst (S. 256.) zurückgewiesen ist, zum vermeintlichen Be=

weise hiefür nichts als Folgendes. Zwar die Sprachen Amerikas, welche indeß (beiläufig bemerkt) durch alle Zonen hindurch noch lange nicht genug auf diesen Punct hin angesehen worden, sonst, so viel man im Allgemeinen beobachtet hat, bei einer gewissen, wohl ziemlich durchgreifenden Ebenmäßigkeit ihres (des sog. polysynthetischen oder aggregativen) Gesammtbaues, — die man sich gleichwohl auch nur, als eine verhältnißmäßig bedeutende, nicht zu übertrieben vorstellen darf — namentlich lexikalisch, weit, oft völlig aus einander gehen, sind durch eine tiefe Kluft von den Sprachen des östlichen Asiens abgeschieden. Das wird von den Herren nicht in Abrede gestellt. Allein, darauf macht Prescott die feine und überraschende Schwenkung: „Die Sprachen Amerikas sind trotz dem Allen von einander unterschieden, und, wenn dieser Grund genügte, um jene Verwandtschaft der Eingebornen des neuen Continents mit den Mongolen zu verwerfen, so [nun?] müßte man dieselbe Argumentation auch (wider alle Möglichkeit) zulässig finden, um die amerikanischen Nationen von einander völlig loszutrennen und isoliren.“ Wem spränge aber nicht, bei einigem Nachdenken, das Eigenthümliche dieser Schlußart alsbald in die Augen? Also, weil aus der (in einer Rücksicht nur relativen) Sprachdifferenz der eingebornen Amerikaner unter einander keine Rassenverschiedenheit für sie fließt, darum — kann nicht bloß, trotz ihrer, unendlich tiefer als dort auf den Grund gehenden Spaltung in Sprache und (wer mag es ernsthaft bestreiten?) auch in Leibesunterschieden, welche Amerikaner und Asiaten von einander trennt, dennoch die beiderseitige Bevölkerung ein gemeinsames Band rassenhafter Verwandtschaft umschließen; o nein, mehr als dies, das thut es wirklich? Nun allerdings, um das Banner einer und derselben Rasse kann, das bezweifelt Niemand, aber muß nicht, eine Mehrheit stammverschiedener Sprachen sich schaaren. Es verträgt sich Sprachungleichheit, auch im strengeren genealogischen Sinne, mit Rassen-Einheit, d. h. innerhalb letzterer. Ganz etwas Anderes indeß wäre es, wollte ich von genanntem Satze die mißbräuchliche Anwendung machen: hier oder dort sind stammverschiedene Spra-

chen vorhanden; daraus schließe ich auf Rassen-Einheit jener Völker zurück, deren Erbtheile sie sind. Noch nie jedoch hat vom bloßen Können der Schluß zugleich auf Wirklichkeit des Möglichen gegolten. Auch überrede ich mich

4) schwer, mindestens bei dem beschränkten Stande unseres jetzigen Wissens, von der Möglichkeit, aus psychologischen Wahrnehmungen, die man an Völkern gemacht haben will, haltbare Folgerungen sogar in Betreff etwaiger Rassen-Antheile verschiedener Farbe zu ziehen, die in der vorausgesetzten Zusammensetzung jener Völker enthalten wären. Urtheile der Art gestattet sich freilich Hr. v. Gobineau in Menge und mit großer Unbefangenheit, gleich als verstände sich ihre Richtigkeit nur so von selbst. Schlagen wir Beispielshalber IV. 255. auf. Da werden wir belehrt, daß, weil der Indianer Sinn vorzüglich nur auf das Nützliche und Materielle gerichtet sei, und, weil in den Beziehungen zu nahen Anverwandten bei ihnen gleichgültige Kälte statt finde, diese Umstände uns ermächtigen, in ihnen, wo nicht das vorherrschende Uebergewicht, doch wenigstens das fundamentale Vorhandensein der gelben (hinterasiatischen) Rasse anzuerkennen. „So, wird fortgefahren, gewährt die Psychologie wie Linguistik und überhaupt wie Physiologie, den Schluß, daß finnisches (mongolisches) Wesen verbreitet ist, in mehr oder minder starker Menge, über die drei großen amerikanischen Abtheilungen des Nordens, des Südwesten und Südost.“ In der That aber, vermag die Physiologie ihrerseits (und das ist äußerst zweifelhaft!) einen verwandtschaftlichen Zusammenhang zwischen der rothen und gelben Rasse nicht aufrecht zu erhalten und glaublich nachzuweisen: dann fallen solche ganz generelle psychologische Auffassungen, zumal ihnen, sahen wir, alle linguistische Unterstützung fehlt, machtlos zu Boden. Außerdem, anbelangend das der Gleichgültigkeit gegen Verwandte entnommene Argument, so will ich jetzt nicht fragen, in wie weit dieselbe in Amerika verbürgt sei. Aber in Asien? Wer wüßte nicht von der äußersten Pietät gegen Aeltern, welche der Katechismus der Chinesen den Kindern beständig vorschreibt und als eins der unverbrüchlich-

sten Grundgebote der Moral ihnen aufs schärfste einprägt? Damit contrastirt nun freilich der Brauch des Kinderaussetzens, welcher in dem reich bevölkerten, zum Theil übervölkerten China gar nicht selten in Anwendung kommt. Hr. v. Gobineau würde sich bei solchem Widerspruche leicht zu helfen wissen. Wie bald wäre dem ausgewichen, indem man hier nur das Kinderaussetzen auf Rechnung des gelben, die Pietät aber auf die des weißen Blutes zu setzen brauchte, welches letztere nun einmal Alles hervorgebracht haben soll, was sich Lobenswerthes am Chinesen findet! An einer anderen Stelle (p. 279.) heißt es: „Mit ihren Eigenschaften und ihren Fehlern neigte die peruvianische Civilisation den weichlichen Voreingenommenheiten (les molles préoccupations) der gelben Art zu, während die wilde Lebhaftigkeit (activité féroce) des Mexikaners unmittelbarer melanische Verwandtschaft bezeugt. Man begreift zur Genüge, daß bei der tiefen ethnischen Rassen[?]-Mischung im neuen Welttheile es eine unhaltbare Anmaßung sein würde, heutigen Tages noch die Schattirungen genau feststellen zu wollen, welche aus der Amalgamation ihrer Elemente entspringen.“ Solche Bescheidenheit wäre auch anderwärts, und noch in weitaus größerem Umfange, sehr wohl angebracht. Unter vier Dingen, die Hr. v. Gobineau an der aztekischen Civilisation auszusetzen hat (wie Versäumniß, Thiere zu zähmen, Mangel an eigentlicher Schrift, geringe Schifffarth) stehen, mit Recht, die priesterlichen Schlächtereien (les massacres hiérarchiques) oben an. „Man begreift,“ wird hinzugefügt, „daß die Verachtung des Lebens und der Seele die entwürdigende Quelle solchen Gebrauches war, und [dies begreife ich meinerseits gar nicht] résultait naturellement du double courant noir et jaune qui avait formé [?] la race.“ Rühren die spanischen Autodafé's, welche Rom, wo nicht immer anordnete, doch begünstigte, auch etwa von der Beimischung Iberischen (d. h. angeblich gelben) und des heißeren (nach Hrn. v. G. mit Schwarz versetzten) Maurischen Blutes her, das, zusammt dem weißen, des Spaniers Leib durchkreisen soll?! — Ein leiser Schimmer von Komischem aber glitzert auf der etwas eignen Wendung, welche unser Autor

bei Berührung der Redegewandtheit zu nehmen nicht verschmäht, wodurch sich, wie bekannt, die Indianer bei öffentlichen Berathschlagungen vortheilhaft auszeichnen. Nicht genug, daß diese sich hiedurch mit seinen Vorwurf zuziehen (p. 254.): Les sauvages d'Amérique sont des républicains extrêmes (haben etwa von ihnen den Republikanismus die Nordamerikaner erlernt?); es wird auch bei dieser Gelegenheit gegen alle politische Beredsamkeit geeifert. Donc, liest man p. 273., puisque les Mexicains honoraient si fort l'éloquence, c'est une preuve que leur aristocratie même n'était pas très-compacte, très-homogène. Les peuples, sans contredit, ne différaient pas des nobles sous ce rapport. Da liegt's! Einer Aristokratie, welche sich in der unverkürzten und noch von keinem plebejen Munde bestrittenen Macht, zu befehlen und ihren Befehlen Nachachtung zu verschaffen, befindet und fühlt, der genügt — warum nicht? — ein immer kurzes und — in Aussicht auf nebenher angedrohete Strafen — auch bündiges Commandowort. Sie verlangt nur ein einfaches Gehorchen, und sehnt sich nach keinerlei Widerrede, am wenigsten nach einer, die stark wäre durch Rechtsgründe und vorgetragen mit der Wucht der Wahrheit, welchen die Parrhesie und das bloße pectus sogar dem einfachen und ungekünstelten Worte giebt. Allein eben so wenig geizt sie für sich selber nach dem Ruhme eines Cicero. Wen brauchte sie auch, wo nicht zu überzeugen, doch zu überreden? Uebrigens hätte ja, dächte ich, außer Amerika, die Aristokratie verschiedener Länder, z. B. in Rom und England, sehr wohl die Redekunst verstanden und ausgeübt, (oder läugnet der Vf. das?) in Zeiten, wo sie noch in voller Blüthe stand.

5) Kommen wir jetzt auf des Vfs. Meinung, als wäre die gelbe Rasse, und zwar in deren Finnischer Abzweigung, allen übrigen Geschlechtern in Europa der Zeit nach vorausgegangen. Worauf stützt sich ein so kühner Gedanke? Weder, das ist unumstößlich, auf Geschichte, und noch weniger auf linguistische Thatsachen. Es ist schlechterdings unwahr, daß etwa Euskara *), d. h. die polysynthetische Sprache

*) W. v. Lüdemann Bl. f. lit. Unterh. 1855. Nr. 46. S. 847.: „Der Volksstamm der Basken, dieses trotz aller Mühen ungelöste Räth-

der Basken; oder das Etruskische, soweit unsere kümmerliche Einsicht in die ärmlichen Reliquien von ihm ein Urtheil zuläßt; oder endlich die Sprache der Schkipetaren oder Albanesen, welchen Abkömmling des Altillyrischen man, es bleibe hier ununtersucht, bis auf welchen Punkt richtig, mit dem Indogermanismus vereint hat, kurz daß auch nur eines von diesen Idiomen, welche das letzte Echo der wahrscheinlich ältesten, aber bis auf Weniges zusammengeschmolzenen, ja, wie bei dem mittelsten der Fall, völlig verstummten Stämme unseres Welttheils ausmachen, sich dem Finnischen Sprachbau näherte. Nicht einmal entfernt: eher widersprechen sie ihm. Was man aber in ganz veralteter Weise von ein Paar Wurzel-Verwandtschaften fabelt, die man, z. B. Arndt, zwischen Finnisch und Baskisch aufgefunden haben wollte, so würden sie, wenn ächt, an sich nicht gar viel beweisen, und außerdem hat noch nicht einmal ein der Sache wahrhaft Kundiger sie auf der Kapelle geprüft, sind sie wirkliches Gold, oder, was in Etymologicis leider zu häufig dafür ausgegeben wird, bloßes Schein- und Katzengold.

Rask und seine Zeitgenossen hatten es ihrerseits noch wenig begriffen, wie unvollkommen und schlechterdings ungenügend eine Sprachvergleichung und die aus ihr abgezogenen Schlüsse über Völkerverwandtschaften bleiben müßten, im Fall

---

sel der Ethnographie, dieser undefinirbare Rest einer europäischen Urbevölkerung, älter als die Einwanderung der Pelasger und Celtiberier, dieser letzte blühende Zweig eines völlig abgestorbenen Racenbaumes der Menschen wird in seiner liebenswürdigen und merkwürdigen Eigenthümlichkeit von der Verfasserin (Claire v. Glümer: „Aus den Pyrenäen“) richtig gewürdigt. Man weiß, daß A. [nein, Wilh.] v. Humboldt mitten im Lande der Basken lange und anhaltende Studien darauf verwandte, Anknüpfungspunkte für die Geschichte des Ursprungs der Basken zu entdecken. Er fand nichts Entscheidendes und mußte sich damit genügen lassen, einen sprachlichen Zusammenhang [auch unwahr: bloß gewisse Analogieen im Sprachbau] mit Völkerstämmen Amerikas als wahrscheinlich nachzuweisen. Nach ihm hat auch der Schreiber dieses sechs Wochen in dem heimlichen Ustarritz mit gleichen Studien beschäftigt zugebracht, ohne dem Ziel viel näher zu kommen. [Das glaube ich gern.] Das Problem scheint eben unlösbar zu sein. Der Baske selbst sagt nur: die Baskensprache (das **Bascienza**) hat Gott gemacht; darum nennt sie Alles beim rechten Namen; alle übrigen Sprachen, Französisch, Catalonisch, Spanisch, sind [o Nationaleitelkeit!] Erfindungen von Menschen, die gesündigt haben und keine Einsicht besitzen“ u. s. w.

man Wörter- oder (oft fälschlich sog.) Wurzel-Vergleiche bloß aufs Gerathewohl hin anstelle, d. h. ohne die stete Controle grammatischer Analyse, welche allein erst eine Einsicht nicht nur in den inneren Bau der verglichenen Wörter, sondern auch in den Gesammttypus der verglichenen Sprachen, und bei den einen wie den andern nach ihrer gesetzmäßigen Form an sich, und so auch in der von uns gesuchten Gegenseitigkeit zwischen ihnen verleiht. Allein Rask kann auch unmöglich einen Augenblick ernsthaft Baskisch zum Finnischen gehalten haben: sonst wäre es als dieses Forschers noch unwürdiger zu bezeichnen, wenn er auf Autorität eines wissenschaftlich so unergiebigen Schriftstellers wie Arndt (über die Verwandtschaft der Europäischen Sprachen, 1819) hin es (Zendspr. 1826. S. 69.) „sehr wahrscheinlich" findet, „daß das Baskische (in Spanien) zu demselben Geschlechte gehört, wie das Finnische und Samojedische, daß die Keltische Sprache (in Großbritannien und Frankreich) manche Bestandtheile desselben Ursprungs enthalte." Weiter (es lohnt den Verfolg hieher zu setzen und mit Wenigem zu beleuchten) wird fortgefahren: „Klaproth (Archiv für Asiatische Literatur) hat bewiesen (?), daß die Kaukasischen Sprachen (mit Ausnahme der Ossetischen und Dugorischen, welche zu der großen Medischen Classe gehören, also zu dem Sarmatischen *) Geschlechte) sehr große Verwandtschaft (?)

---

*) Rask versteht darunter den jetzt so geheißenen Indogermanischen Stamm, sowie unter der Skythischen Sprachclasse Diejenige, welche wir gegenwärtig bald die Tatarische, die Altaische, Uralische, Turanische u. s. w. heißen, und die, nach dem ihr linguistisch angewiesenen Umfange, die fünf großen Hauptabtheilungen: Tungusisch, Mongolisch, Türkisch, Samojedisch und Finnisch unter sich begreift. Es hat sich nämlich Rask sehr unüberlegter, ja abgeschmackter Weise verleiten lassen, seine Benennungen neuerer Sprachclassen von alten, ethnisch ja so gut wie völlig unaufgeklärten Völkernamen, wie Sarmaten, Skythen, Thraker, herzunehmen. Man darf sich nicht darob verwundern, daß, in Ermangelung fast jeden Anknüpfungspunktes, um hinter die Sprache der genannten Völkerstämme (denn das wäre der springende Punkt der Sache) zu kommen, des Rathens, wohin sie die Ethnologie zu bringen, welchen noch lebenden Menschengeschlechtern beizugesellen hätte, kein Ende werden will. Von der Geschichte (der aber in dieser Angelegenheit wie in allen ähnlichen für sich keine eigenmächtige Entscheidung zusteht), werden sie, je nach dem Belieben der Schriftsteller, bald hiehin bald dorthin gestoßen und umhergewor-

haben mit der Samojedischen und anderen Nordasiatischen Sprachen; und ich glaube, daß man zu diesen Kaukasischen Sprachen auch noch die Georgische rechnen kann. In meiner Unters. über den Urspr. der Altnord. Spr. habe ich (S. 112 fgg.) zu beweisen gesucht, daß die Finnische Völkerschaft in den ältesten Zeiten über den ganzen Norden, und also auch in Dänemark verbreitet gewesen, und (S. 116—118) bemerkt, daß die Grönländer zu demselben Geschlechte gehören. [Bemerken ließe sich das zwar auf noch kürzerem Raume, allein zum Erweise von dergleichen reichen keine zwei Seiten aus!] Nimmt man nun alles dieses zusammen [ja freilich!], so sieht man [aber wie!], daß das Skythische Geschlecht sich ununterbrochen, von Grönland über den ganzen Norden von Amerika, Asien und Europa bis Finnmark ausbreitet, und in den älteren Zeiten bis zur Eider oder Elbe, ja wieder in Britannien, Gallien und Spanien sich vorfindet, so wie vom Weißen Meere bis jenseit des Kaukasus. Diese Menschenrasse scheint auf solche Weise dem allergrößten Theile von Europa seine ältesten Bewohner gegeben zu haben, und zerstreut worden zu sein, zuerst durch Einwanderung der Keltischen Stämme, welche sich mit ihnen in Gallien und auf den Brittischen Inseln vermischten, sodann durch die Gothischen Stämme, welche auch in Skandinavien vor Odins Zeit, und zum Theil noch lange nachher, sich mit ihr in Verwandtschaft einließen; endlich, durch die Slawischen Stämme, welche jetzt den größten Theil von ihr beherrschen." Die Eskimos werden, z. B. durch Blumenbach, es fragt sich jedoch außerordentlich, ob mit Recht, von der Amerikanischen Rasse getrennt, und, eben so wie auch die Lappen Europa's, der sog. mongolischen Rasse in Asien zugeordnet. Um deßwillen ziemt es sich nicht, über etwaige Sprach-

---

sen. Genau genommen mit gleichem Rechte, das heißt hier Unrechte. Billiger Weise sollte sich doch wenigstens die Sprachforschung enthalten, nicht durch Unterschieben von Bekanntem aus der Jetztzeit an Stelle alter Namen, deren Sachsinn wir, ehrlich eingestanden, nicht kennen, die Prätension zu begründen, als wisse man etwas, was man in der That nicht weiß, und dadurch namenloser Verwirrung in der Geschichte Vorschub zu leisten.

bezüge zwischen Grönländern und Stämmen der Mongolischen Rasse, wozu sprachlich auch die Finnen gehören, so ohne Weiteres verneinend abzusprechen. Aber auch hier tritt der entschieden polysynthetische Charakter der Grönländischen Sprache (Gallatin in Transact. of the American Ethnol. Soc. Vol. I. p. 32.) dem Versuche, letztere an den, seinem Gesammttypus nach agglutinirenden Turanischen Sprachstamm, wovon auch, trotz seiner größeren Hinneigung zu eigentlicher Flexion, das Finnische ein Glied ist, anknüpfen zu wollen, hinderlich in den Weg. Oder wären denn nicht, gleichwie man deren in Nordamerikanischen Idiomen in Menge findet (s. S. 253), auch folgende Grönländische Wörter und Formen wahre Wortungeheuer nach ächt polysynthetischer Einverleibungs-Methode gebildet? Z. B. bei Kleinschmidt, Grönl. Gramm. S. 56.: takunarputit, man sah dich; takunarpuse, man sah euch. Unatarnekarpok, er hat die Folgen des Geprügeltwerdens (blaue Flecken, Wunden u. s. w.). S. 154.: orníngíkaluarungma kamarkajakaunga, wenn du nicht zu mir gekommen wärest, so wäre ich böse geworden. Siagdlíngíkatdlarmat, als es noch nicht — d. h. ehe es regnete. S. 157.: orníkuminángitdluinaraluakause, man hat (d. i. ich habe) zwar durchaus kein Verlangen zu euch zu kommen. Also, in solchem Betracht, sehr ähnlich in dem Idiome der Cree z. B. (Howse Gramm. p. 214.) sàke-h-áh-*gun-ewoo* He, or they, love him, or them (Fr. on l'aime). Ke sáhge-h-íg-oowó-g They love you. P. 111.: Tah bóok-óogahn-aé*gáh-dásenenéh* (obl. case) He shall not be break-boneed. P. 285.: Ge kéese-míssina-h-èg-*cáne ne* gä wúthaw-*in* When I shall finish-writing I will go out. Ferner im Lenni Lenape oder Delaware z. B. (Zeisberger Gramm. p. 85.) K'witschewihummenakup You went with us. P. 152.: Matta milgussiwakpanne If *or* when it had not been given to me. P. 161.: Apitchanehellewak They have a contrary wind. Sokelankpanne If it had rained. — Desgleichen im Peruanischen (v. Tschudi Ke-

hua-Sprache I. S. 65.) Apahuancaynikichikpak, damit ihr mich tragt u. s. w. — Eben so verwickelt nun ist das Baskische Verbum, worin (laut W. v. Humboldt im Mithr. IV. 322.) jedes Verbum verschiedene (sog.) Voces hat; jede Vox verschiedene Conjugationen; nachher jede Conjugation (wie in allen anderen Sprachen) verschiedene Modi, Zeiten, Zahlen und Personen. Voces sind in jedem Verbum 8; Conjugationen in allen Voces zusammen (man denke sich!) 206. In einem Wiegenliede S. 331. steht ein Ausdruck, der hier genügen mag, um das Einpfropfungs-System auch der Baskischen Sprache an einem Beispiele zu versinnlichen:

Ceuc gura	— d	— o	— zu - n	egunen baten,
Du wollen	— es	— thust	— Du - end	Tages eines,

d. i. eines Tages, wo Du es willst. — Wer nun hienach Sprachen, wie Grönländisch, Baskisch und die Tatarischen (oder Turanischen) Sprachen in einen Zusammenhang wahrhaft genealogischer Verwandtschaft zu bringen unternimmt, der übernimmt damit die Pflicht, nicht bloß zwischen ihnen physiologische Textur-Aehnlichkeiten aufzuzeigen, sondern auch, wenn diese ihr Grundwesen träfen, noch drüber hinaus zum Nachweise genetischer und etymologischer Uebereinkommnisse, d. h. einer Ursprungs-Gleichheit in Wurzeln, Wörtern, grammatischen Formen. Bisher aber hat man aus dem großen Tatarischen Sprachstamme noch nicht einmal einen, dem Amerikanischen und Baskischen Einverleibungs-Systeme nahekommenden physiologischen Sprachcharakter herauszuklauben vermocht; und trotz solcher Annäherungen, die im Allgemeinen ja jede Sprache mit jeder hat und haben muß, wie z. B. Türkisch sev-dir-ish-e-me-mek Not to be able to make one love one another (M. Müller, Turanian lang. p. 28.), möchte das auch, bei dem völlig anderen Grund- und Gesammt-Typus der Tatarischen Sprachen, unendlich schwer halten. Man bilde sich aber nicht ein, als wäre mit Erfüllung dieser Forderung (sie einmal als erledigt vorausgesetzt) auch schon der zweiten (wieder ein ganz anderes Ding) Genüge geleistet, welche auf eigentliche Stammes- und Ursprungs-Gleichheit der Sprachen und Völker geht. — Jul. Klap-

roth *) hat nirgends, was freilich auf dem niederen Standpunkte der Sprachvergleichung, über den er sich nicht zu erheben verstand, wenig zu verwundern, auch zuletzt (Asia Polygl. S. 133.) nichts weiter behauptet, als daß sich merkwürdiger Weise „eine große Menge ähnlicher Wörter finde, welche die Kaukasischen Sprachen mit nördlichen, vorzüglich Finnischen und Samojedischen gemein hätten." Daraus folgte aber, nähmen wir die Richtigkeit der Beobachtung auf einen Augenblick an, noch nichts mehr an sich, als eine etwas lebhaftere Berührung gedachter Sprachclassen unter einander. Welches Vertrauen können zudem so von der Oberfläche abgeschöpfte Wörtervergleichungen erwecken? wenn ihnen, als gleichberechtigt, eben so gut deren z. B. mit Europäischen Sprachen zur Seite gestellt werden, wie Awarisch haschti (Beil) und Deutsch axt (ohne l Goth. aquizi, Ahd. achus), nebst Frz. hache, welches letztere ohnehin mit axt (Diez Etym. Wb. S. 4.) gar nichts zu thun hat,

*) Den Unverstand seines Asia Polygl. S. IX. fg. von ihm selbst entwickelten Systems habe ich bereits Berl. Jahrb. Juli 1832. Nr. 8. S. 60 fg., wie ich glaube, hinlänglich beleuchtet. Wer, wie er, grammatische Vergleichung principiell nur „als nicht ganz unnütz" dulden will, hat sich, nach heutigen Begriffen, selber sein Urtheil geschrieben. Es ist aber merkwürdig, daß schon bei ihm ein Satz vorkommt, den nachmals Bunsen, und zwar nicht ohne die Prätension, als sei diese (ohnehin mehr als problematische) Weisheit eine neue Erfindung, wiederholt aufwärmte. „Nur bei der Stammverwandtschaft", heißt es, „darf man auf den grammatischen Bau der Sprachen Rücksicht nehmen, der aber auch da, wo er [in wie weit?] abweichend ist, nicht zum Beweise gegen die Schlüsse dient, die man aus der Uebereinstimmung der Wurzeln [sind auch Wörter schon — Wurzeln?] zweier Sprachen ziehen kann." Fast genau Bunsen's Ansicht, nur von Letzterem unendlich geistvoller ins Licht gestellt. Dann die Nutzanwendung: „Es ist zum Beispiele jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß das Persische und Deutsche zu demselben Stamme gehören. Hätte man aber nur die Grammatiken beider Sprachen verglichen, so würde man schwerlich auf dieses Resultat gekommen sein." [Aber eine einseitige Vergleichung des persischen Lexikons hätte allenfalls auf Einstellung des Neupersischen in die Semitische Sprachclasse geführt. Es wäre aber lächerlich, das eine oder andere, Grammatik oder Lexikon, vernachlässigen zu wollen, wo man Sprachverwandtschaften zu ermitteln denkt, die solchen Namen verdienen sollen.] „Eben so wenig, wie man zwischen dem Englischen und Deutschen Aehnlichkeiten finden würde, wenn man, ohne auf die Wörter zu sehen, nur den Bau beider Sprachen vergliche." Bei diesen Worten zeigt sich nun der jetzt Gottlob verrottete Standpunkt Klaproth's in seiner ganzen hülflosen Blöße.

vielleicht gar (wegen prov. **apcha**) an M. Lat. **hapiola** (securicula) DC. angeknüpft werden müßte. Vgl. frz. **ache** (apium, jedoch in einer Feminalform) und **achier** (apiarium) durch assibilirenden Einfluß des i. — Einer gerade entgegengesetzten Einseitigkeit schuldig macht sich M. Müller, wenn er in seinen Suggestions und in dem Letter on the Turanian lang. z. B. p. 27. 55. das Baskische und nicht minder die Sprachen, welche Klaproth trotz ihrer beträchtlichen Abweichung von einander unter dem bloß geographischen Gesammtnamen „Kaukasischer" zusammenfaßte, ohne viel Besinnens dem, durch ihn so unermeßlich erweiterten „Turanischen Sprachstamme" einverleibt, und in Wahrheit doch nur auf obigen Grund hin und mittelst einiger dürftiger Aehnlichkeiten mit diesem, welche er den Idiomen Spaniens und des Kaukasus abgelauscht hat. Dabei darf man nicht vergessen, daß diese Aehnlichkeiten nicht etwa etymologischer Natur sind, sondern rein grammatischer und gedanklicher, d. h. aller Einhelligkeit in lautlich-körperlicher Rücksicht ermangeln.

Obgleich ich es sonst nicht liebe, statt eindringender Gründe Behauptung gegen Behauptung zu setzen: so bin ich doch hier durch die Enge des Raumes zu einer solchen Ausdrucksweise in Betreff unseres Gegenstandes beinahe gezwungen. Ich will es daher nur kurz sagen: daß südlich vom baltischen Meere, etwa von der Weichsel westwärts gegangen, in Europa je wäre ein Finnischer Stamm dauerhaft ansässig gewesen, ist eine Vermuthung, die sich linguistisch durch Nichts begründen läßt. Berührungen einzelner germanischer und slawischer Stämme mit Finnen, wollen wir auch von den Magyaren absehen, sind unleugbar, ja bestehen bis auf diesen Tag. Allein Finnen, oder doch sprachliche Anverwandte von ihnen, in Deutschland, Schweiz, Italien, Großbritannien, Frankreich und auf der Pyrenäischen Halbinsel sucht man vergebens. Habe ich gleich einmal selbst am Ende der Einleitung zu meinen Etym. Forsch. ein paar Lautähnlichkeiten zwischen keltischen Wörtern und esthnisch-finnischen zusammengetragen: so lehrt doch der ironische Schlußsatz zur Genüge, wie fern mir der Gedanke liegt, etwa Keltisch mit Finnisch

unter einen Hut zu bringen. Europa hat unstreitig alle seine menschliche Bevölkerung, auch die ursprünglichste, von Asien erhalten, und zwar, mit Ausnahme der Mauren in Spanien oder etwa noch (was übrigens aus vielerlei Gründen unwahrscheinlich) der Iberer, welche Einige, z. B. schon Leibnitz, ebenfalls aus Afrika über die Meerenge von Gibraltar einwandern ließen, von oberhalb oder unterhalb des schwarzen Meeres her. Demnach würde auch das eine oder andere Sprachpartikelchen, welches die westländischen Idiome, Baskisch und Keltisch, vielleicht mit Finnischen Sprachen gemein und aus ihnen haben möchten, um deßwillen noch nicht ein weiteres Hineinreichen Finnischer Stämme in Europas Westen rechtfertigen. Nicht nur die Kelten, sondern auch die Iberer, (diese nachweisbar noch in Frankreich und spurweise in Italien und auf seinen Inseln) saßen ehemals weiter zurück gen Osten. Recht wohl also könnten sie schon von da, die unter allen Umständen, wenn überhaupt wahrhafte, nur äußerst geringen Spuren sprachlicher Einwirkung von Finnischer Seite empfangen und auf ihrem Wege mit sich nach Europas Westenden fortgetragen haben.

Womit will nun, die Frage werde jetzt wiederholt, der Graf Gobineau seinen Satz beweisen, Europa's älteste, aller übrigen vorangegangene Bevölkerung gehöre der gelben Rasse an, während, von den auf Europäischem Boden bekanntlich sehr jungen Magyaren und Osmanen Absehen genommen, Europa höchstens an seinem Nordostende (in Lappen, Finnen, Esthen u. s. w.) eine Einwohnerschaft aus jener Rasse in sich birgt? Davon später. Jetzt nur die Bemerkung: man würde aus dieser geographischen Stellung und gleichsam Lagerungsstätte der Finnen, die sich weithin nach Sibirien in Asien zurück erstreckt, im fernen Osten, und nicht im Westen unseres Welttheils, eher darauf schließen, sie seien in ihm erst Nachzügler und, so zu sagen, eine Schicht nicht von älterem, sondern von vergleichsweise jungem Datum. Im Allgemeinen nämlich bezeichnet gewiß die räumliche Aufeinanderfolge der Völkerstämme, vom äußersten Westen Europas rückwärts gerechnet, zugleich die zeitliche Reihenfolge ihrer Einwanderung, indem unstreitig die voraufgegangenen Ge-

schlechter durch die Kraft des Stoßes von Osten nachdrängender Völker immer weiter gen Westen vorgeschoben wurden, bis dem Zurückweichen der allerersten Vordermänner das atlantische Meer eine unüberschreitbare Schranke setzte. Demnach hat man guten Grund, die Iberer Spaniens (wovon die Basken einen schwachen, in gebirglicher Zurückgezogenheit erhaltenen Ueberrest vorstellen) wenigstens in dieser Richtung als den alleraltesten Grundstock Europäischer Bevölkerung, gleichsam als das Urgestein zu betrachten, auf welchem sich dann, wenigstens in dem Raume zwischen den beiden Nordmeeren und im Süden den Gebirgszügen der Alpen und des Hämus, allmälig Kelten, Germanen, Slawen*) hinter einander auflagerten. Außer dem Fortstoßen vor sich her bleibt freilich zweitens auch Durchbrechen einer fremden Völkermasse und Zurseiteschieben in zweierlei oder auch nur einerlei Richtung nach rechts und links hin denkbar; und so erfordern namentlich die beiden südlichen Halbinseln, Italien und Griechenland, außerdem Skandinavien, wegen ihrer seitlichen Lage noch einen neuen Maaßstab der Beurtheilung in Betreff ihrer successiven Bevölkerungs-Geschichte. Wohin man z. B. die Einwanderungs-Zeit des Lateinisch-Griechischen Stammes setzen soll, ob z. B. zwischen Iberer und Kelten, oder zwischen die letzten und Germanen, bleibt mit Bestimmtheit angeben zu wollen äußerst mißlich. Uebrigens darf man nach dem ganzen, wenn ich mich so ausdrücken darf, geologischen Verhältnisse der Sache wohl ziemlich sicher annehmen, die gabelförmige Trennung der sprachlich sich so nahverbundenen Lateinisch-Griechischen Völkermasse setze gleichsam mit Nothwendigkeit

---

*) Wenn Hr. v. Gobineau die Germanen gewissermaßen hinter die Slawen, und der letzteren Anwesenheit in Europa wenigstens 4000 J. (III. 11.) setzt, und also die Slawenwelt erst nachmals von Germanen gleichsam durchbrochen wähnt: so beruht diese Vorstellung auf gewissen Phantasien von Slawisten, mittelst deren Namens-Aehnlichkeiten, wie Veneti (illyrischen, d. h. nicht slawischen, sondern mit den Albanesen gleichsprachigen Stammes) und Venetes (Vannes in Armorika, wo das Keltenidiom des heutigen Basbreton zu Hause), z. B. von Schaffarik Alterth. I. 257 fg., auch Weleten in Batavien II. 568., mit Wenden, Wilzen u. s. w. in etwas weit ausgreifendem und zu patriotischem Sinne ausgebeutet werden.

ein ziemlich gleichzeitiges Ergießen derselben nach Süden voraus, hier westlich durch Italiens Nordost-Ecke der homoiglotten Sikeler, Osken, Sabeller, Latiner, Umbrer (dies ihre Aufeinanderfolge von Süden nach Norden), dorten östlich der Hellenischen Stämme vom Norden (ob über Kleinasien her, ganz oder theilweise, bleibe dahin gestellt) in das eigentliche Griechenland, welches auf der großen, von der Donau abwärts belegenen Halbinsel die südlichste Stelle einnimmt. Einzel-, aber keine Massen-, Einwanderungen (wie, wenn man z. B., in sachlich fast ganz undenkbarer Weise, die Etrusker auf eine Lydische, die Latiner mit der weitläuftigen Sippe ihrer übrigen Sprachverwandten in Italien auf eine troische Ansiedelung von einer Handvoll Leute ernstlich zurückzuführen den Muth hätte) konnten von Süden über das Meer her, kaum über die Meerengen im Osten (Adriatisches Meer und Hellespont) erfolgen. Sowohl Griechenland als Italien sind, das ist mir wenig zweifelhaft, bevor sie auf ihrem Boden den indogermanischen Stamm der Latino-Gräken sahen, von durchaus anders gearteten und allophylen Volksgeschlechtern bewohnt gewesen, und mitten zwischen diese hinein, zum Theil durch sie hindurch haben sich in einer vergleichsweise erst spätern Einwanderungs-Zeit von oben her, d. h. in der Hauptrichtung von Norden nach Süden, keilartig latino-gräke Stämme gedrängt, welche aber in politischer wie geistiger Beziehung zuletzt so sehr die Oberhand gewannen, daß die früheren Einwohner anderer Herkunft in Folge von Unterjochung oder doch Zurückdrängung durch jene sprachlicher und sonstiger Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit entweder völlig oder doch fast ganz verlustig gingen. Daß aber diese, den Indogermanen in Italien und Griechenland vorausgegangenen Bevölkerung aus Finnen bestanden habe, oder auch nur überhaupt aus Stämmen, welche aus den weißen Rassen heraus- und der gelben zufielen, wäre eitel, und dazu sehr unbegründete, Vermuthung. In Italien nämlich finden sich, jetzt die Etrusker mit einem noch fast ganz unaufgeklärten Idiome, welche allerdings aus den Alpen scheinen sich gen Süden herabgezogen zu haben, und die vergleichsweise erst spät eingewander-

ten Kelten im cisalpinischen Gallien außer Acht gelassen, wenn auch in sehr abgeschwächten Spuren, doch kaum verkennbar die Reste von zwei außerindogermanischen Völkerstämmen vor, die aber, je westwärts und ostwärts, über Italien hinausreichen. Siehe meinen Art. Indogerm. Sprachst. in der Ersch' und Gruberschen Encycl. S. 76. Nämlich Iberer und Illyrier, jene an der West-, diese an der Ostküste, woraus ziemlich sicher folgt, die ersteren bezeichnen den zurückgebliebenen Nachtrab ihrer durch das südliche Frankreich nach Spanien hinweggezogenen (in den Basken fortlebenden) Brüder, die zweiten dagegen Vortrabs-Colonnen ihres weiter zurück im Osten postirten Mutterstockes, wovon in den heutigen Albanesen noch äußerst bemerkenswerther Weise ein Häuflein seine Tage gefristet hat. — Was nun aber Skandinavien und die Finnenstämme am Südgestade des baltischen Meeres anbetrifft, so leidet keinen Zweifel, daß sie dem Aufwärtsdrängen durch germanische und slawische Stämme allein, oder hauptsächlich, diese ihre unwirthlicheren Wohnplätze am Nordkranze von Europa verdanken, und daß sie vor dieser Umwälzungs-Epoche allerdings dereinst, schwerlich jedoch westwärts von der Weichsel, auch etwas südlichere Sitze einnahmen. Nur sind auch hievon die Spuren vertilgt. Bloßer Unverstand konnte Länder, so schwacher Bevölkerung fähig, wie Norwegen und Schweden, für eine vagina gentium je ausgeben und dafür wirklich einmal halten. Einzelne kühne, z. B. normannische, Abenteurer, gewiß, konnten von da ausziehen, selbst ferne Reiche stiften, keine — an Zahl reiche Völker. Vielmehr, da ehemals, wie man jetzt weiß, z. B. in Schweden, sogar bis nach Schonen herunter, noch verstreut Finnische Sprach- und Völkerinseln vorkommen, was wäre glaublicher, als daß die Einwohnerschaft der skandinavischen Halbinsel früheſt in Finnischen Stämmen bestand, die östlich über Finnland her einwanderten; dazu aber später Germanen kamen, die meerwärts (eben so, wie in historischer Zeit, Angelsachsen nach England) hinübersegelten und von unten auf immer größeren Boden gewannen, indem sie die alte finnische Bewohnerschaft

vor sich her in den Norden zurücktrieben und dort eingedämmt hielten?

Dies meine, übrigens besseren Gründen in keinerlei Weise vorgreifende Ansicht über die Zeitfolge, in welcher allmälig unser Welttheil aus dem mütterlichen Asien, wovon er ja ohnehin in mehr als einem Betracht nur ein Anhängsel, allmälig seine Bewohner erhielt. Hr. v. Gobineau, wie zum Oeftern bemerkt, ist anderer Meinung. Er entnimmt aber sein Haupt-Argument einer Quelle, welcher wir bisher absichtlich noch mit keinem Worte gedachten. Alle übrigen, worauf er sich Bd. III. Cap. 1. z. B. S. 2. steift, sind von uns bereits im Obigen, als nicht stichhaltig, verworfen. Der Beweis nämlich, daß Europas Urbevölkerung Leute gelber Rasse, und zwar im Besonderen finnischen Stamms, ausgemacht hätten, wird in einer Reihe von alten, über alle historische Erinnerung hinausliegenden Denkmalen gesucht, deren Vorkommen sich von Spanien an durch ganz Europa hindurch bis nach Rußland fort, dann weiter über Sibirien, ja jenseit der Behringstraße, in die Prairien und Wälder Nordamerikas hinein bis an die Ufer des oberen Missisippi erstrecken soll. Diese Denkmale aber, namentlich darunter Tumuli, wird wohl mehr behauptet als überzeugend aufgezeigt, wären unter sich so gleichartig und zugleich so verschieden von Allem, was die Wissenschaft z. B. Kelten oder Slawen, oder gar Phöniken, Römern und Griechen zusprechen müsse, daß gedachter Umstand auf Stammesgleichheit ihrer Urheber führe, und zwar immer von? — (dieser Schluß schlägt, seiner gelehrten und zum Theil scharfsinnigen Begründung ungeachtet, meines Bedünkens, was Amerika und Europa anbetrifft, dennoch fehl) gelber Rasse (III. 17.). Volkes Mund schreibe dergleichen häufig Zwergen oder Feen zu, und hierin dürfe man kleiner gestaltete Völker, wie eben Finnen, suchen. Aber wie? hat denn Hr. v. Gobineau nicht bedacht, daß die Volkssage noch viel häufiger von Hünen-Gräbern und Riesen-Betten, nicht minder von Kyklopen-Mauern, spricht und sich somit in Betreff der etwaigen ethnischen Wirklichkeit, die ihr zum Grunde liegen mag, selber aufhebt? Ueber seine etymologischen Ausdeutungen der Namen für Zwer-

ge und ähnliche Schöpfungen der Einbildungskraft aber, wie unter Anderem von *Πυγμαῖοι*, was aus Sskr. **pîta** (gelb) und goth. **guma** (Mann) stammen soll (**III.** 43.), wird Schweigen die zugleich mildeste und beste Kritik sein.

6) Wir kommen endlich zum Schluß von des Hrn. Grafen Arbeit und zu gleicher Zeit zu dem unseres, über Gebühr ausgedehnten Vorworts. Es ist nicht meine Schuld, wenn mit dem Ende sich nur schwer wird das frohe Bewußtsein vereinen lassen: „Ende gut Alles gut." Denn leider schreitet, nach Hrn. v. Gobineau's Vorstellung, die Menschheit so wenig noch aufwärts, daß sie vielmehr bereits im raschen Herabsteigen begriffen ist von dem Gipfel, den (und mit welcher Sisyphus-Anstrengung!) zu erklimmen sie überhaupt fähig war. Man werfe in dieser Hinsicht alle Hoffnungen auf eine noch vollkommenere Zukunft für unser Geschlecht als trügerischen Schein von sich. „Der Herrschaft des Menschen auf der Erde (**IV.** 358.) ist im Ganzen höchstens die Dauer von zwölf bis vierzehn Jahrtausenden bestimmt, und diese zerfällt in zwei Perioden: die eine, welche vergangen ist, wird gesehen, wird besessen haben die Jugend, die Kraft, die intellectuelle Größe unseres Geschlechts; die andere, welche begonnen hat, wird dessen im Abnehmen begriffenen Gang erkennen zur Altersschwäche." Um Christi Geburt, welche ins 6. oder 7. Jahrtausend der Menschheit gesetzt wird, begann schon das Greisenalter. „Die arische (d. h. die indogermanische) Familie, und, nach stark begründeter Annahme, der Rest der weißen Rasse, hatte um diese Epoche aufgehört, absolut rein (**absolument pure**) zu sein," und das Verderben durch weitere Mischung hat in den, seitdem verflossenen 18 Jahrhunderten unendlich zugenommen und um sich gegriffen. Die Natur hatte mit den Germanen ihren letzten und besten Trumpf ausgespielt, und da dieser Volksstamm, jetzt über alle Welttheile ausgebreitet, der Vermischung mit den beiden inferioren Rassen nicht länger entgehen kann, welches neue Blatt auszuspielen bliebe ihr da noch übrig? Der Tod ist, wie dem Einzelnen, so auch der gesammten Menschheit gewiß und unvermeidlich; — nur fatal bleibt's, daß den Nationen nicht zuvor Herabsinken zu

nichtiger Thierheit erspart wird, welche ungefähr „mit den wiederkäuenden Büffeln in den stagnirenden Pfützen der Pontinischen Sümpfe" (S. 354.) auf gleiche Linie kommen dürfte. Also hat die Menschheit, nach ziemlich sicherer Berechnung, noch etwa vier Tausende von Jahren des Lebens (wenn ein Thierleben, was ihr in Aussicht steht, noch Leben heißen kann) vor sich: dann ist es mit ihr ganz aus. Und, woraus leitet man diesen Satz ab? Aus der großartigen Prämisse, welche sich, wie der rothe Faden, durch Hrn. v. Gobineau's ganzes Werk hindurchzieht, alle volkliche Mischung trage Entartung und unabwendbares gesellschaftliches Verderben in ihrem Schooße. Und das wäre thatsächliche Wirklichkeit, welche allein der Hr. Graf am Eingange uns verhieß, keine Theorie? Und wie verschieden, ja gerade umgekehrt, eine andere Auffassung solcher Mischung in unserem Buche (S. 32 fg., 41 fg.)! — —

Halle, Weihnachten 1855.

Druckversehen:

S. 5. Z. 4. v. o. lies auf einen statt an feinen.
S. 16. Z. 4. v. u. lies ziemlich statt wenig.
S. 17. Z. 5. v. u. lies villanus statt viflanus.
S. 87. Z. 4. v. u. lies Comma hinter ferner.
S. 144. Z. 15. v. u. lies fehlende statt Fehlende.
S. 153. Z. 14. v. u. lies Abulghasi statt Abulphasi.

Inhalt.

Seite.

Die
Ungleichheit der menschlichen Rassen.

Wir beginnen unser Buch mit der Beurtheilung eines Werkes, das von einem gelehrten Franzosen herrührt, dem Grafen von Gobineau, welcher Secretär bei Französischen Gesandtschaften, zuletzt in Frankfurt, gegenwärtig einen gesandtschaftlichen Posten in Persien bekleidet. Der Titel lautet:

Essai sur l'inégalité des Races humaines,
par M. A. de Gobineau,
Premier secrétaire de la légation de France en Suisse cet.
Bis jetzt II. Voll. 8. Paris 1853.

Ein leider noch unvollendeter großer Torso, der rücksichtlich des Geistes der Ausführung zwar vom Vorhandenen auf das Fehlende einen gewissen vorahnenden und vorwegnehmenden Schluß gestattet, zur Zeit jedoch, wo das Ganze seiner Intention in einigen Punkten erst mangelhaft bloßgelegt ist, auch in Betreff der schon fertig vor Augen gestellten Theile eine gewisse rückhaltsvolle Behutsamkeit im Urtheile gebieterisch verlangt.

Schon, welcherlei Art von Buch man in ihm vor sich habe und unter welchen wissenschaftlichen Begriff es bringen solle, ist eine Frage, die leicht in einige Verlegenheit setzt. Z. B. hat man darin keine Physische Geschichte des menschlichen Geschlechts gleich der von Prichard, noch eine Ethnographie und Völkerkunde etwa gleich der von Berghaus zu suchen; keine Culturgeschichte ungefähr im Sinne von G. Klemm; nicht auch in diesen vorliegenden Bänden, welche sich mit den Hauptvölkern der alten Welt einschließlich der Griechen, aber noch nicht mit den Römern beschäftigen, eine Geschichte des Alterthums nach Dunker's neuer und weitgreifender Anlage. Nichts von dem Allen; und doch, Etwas von dem Allen. Selbst, obwohl die Philosophie der Geschichte schwerlich Anstand nehmen würde, den Vorwurf des Buchs als ganz eigentlich einschlägig in ihr Bereich zu betrachten, so ent=

fernt sich doch auch wieder die Gobineau'sche Arbeit von dem Begriffe, den wir uns hauptsächlich seit Herder, dem sonderbarer Weise vom Vrf. trotz seiner sehr ungewöhnlichen Bekanntschaft mit Deutscher Literatur auf keiner Blattseite genannten Herder, von vorgedachter Wissenschaft in Deutschland machen, in so mancher Hinsicht, oder vielmehr setzt sich, vielleicht unbewußter Weise, damit in einem Betracht in einen so grellen Gegensatz, daß man auch mit Herbeiziehung dieser Disciplin nicht unbedingt ausreichte. Was ist es nun aber denn, unser hier zu besprechendes Werk? Ich glaube am wenigsten fehl zu gehen, wenn ich es als auf dem Boden der Social-Wissenschaft *) gewachsen bezeichne, welche seit der ersten großen Französischen Revolution von diesem Lande her Anregung und Ausbildung empfing.

Auch, die Form und Behandlung anlangend, ist das Buch ein französisches im besten Sinne des Worts, d. h. glänzt durch alle diejenigen trefflichen Eigenschaften des Stils und der Anordnung des Stoffes in ihren literarischen Schöpfungen, um welche wir Deutschen unsere überrheinischen Nachbarn zu beneiden haben, die hierin so schwer nachzuahmen sind. Es ist nach einer Seite hin aber sogar mehr als Französisch. Mit freudiger Ueberraschung gewahrt man nämlich in ihm nicht nur die deutsche Tugend oder Untugend von Noten überhaupt, sondern auch in diesen zahlreiche Verweisungen auf Bücher unserer Landsleute. Bei solcher Vermählung („hymen" ist ein beim Vrf. selbst beliebter Ausdruck) von Französischem und Deutschem Wesen kann man sich nun schon zum Voraus auf etwas Ungewöhnliches gefaßt machen; und diese Ahnung wird nicht durch die Wirklichkeit Lügen gestraft. Freilich, so sehr bewährt sich an einem besondern Einzelfalle des Autors Lehre von der Hartnäckigkeit der Rassenverschiedenheit, ich zweifle ob dessenungeachtet der Deutsche sich von dem Buche „angeheimelt" fühlt. Nein, gewiß nicht; es bleibt ein französisches Buch, und er kann es nur als solches genießen. Hegel **) sagte von J. Görres

---

*) Vgl. z. B. im ersten Buche: **Définitions, recherche et exposition des lois naturelles qui régissent le monde social.** Ich würde aber auf Hrn. v. Gobineau's Werk vielleicht nicht uneben Riehl's Wort anwenden: „Der fest gewonnene Begriff, daß der Mensch und die Menschheit mit ihrem ganzen Geschick, mit dem scheinbar launischen Spiel von Freiheit und Nothwendigkeit eben so unveränderlichen Gesetzen, eben so durch Störung, Anziehung und Abstoßung das ewige Gleichgewicht erhaltenden Kräften gehorchen, wie die Bewegungen der äußern Natur, — dieser Begriff ist der wahre Dämon unserer Zeit, ein gesegneter den einen, ein böser den andern." — Hr. v. Gobineau glaubt in diesem Betracht nicht einmal an einen Complex von Kräften und Gesetzen: ihm genügt zur Erklärung der großartigen Geschicke der Völker sogar ein einziges einfaches Gesetz, das er glaubt entdeckt zu haben!

**) Jhb. f. wiss. Krit. 1831. und Werke Bd. 17. S. 273.

„Vorlesungen über die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte" treffend: „Wie vorhin ein Beispiel von der Rhetorik der Reflexion ohne Gehalt, gegeben worden, so mischt sie sich auch in diesem Theile, in welchem das Bestimmtere der geschichtlichen Gestaltungen und ihres Verlaufs angegeben werden soll, allenthalben ein, und man wird dabei zu sehr an den ältern Styl französischen weltgeschichtlichen Vortrags in deklamatorischen Allgemeinheiten als ein weiteres Ingrediens zu dem Uebrigen, gemahnt" u. s. w. Hr. v. Gobineau wird hieraus entnehmen können, wie die Deutsche Philosophie von einer bestimmten Classe französischer Schriftsteller urtheilt, die er jedoch kaum, auch wohl nicht einmal in einem sehr weiten Wortverstande, als Vorgänger von sich anerkennen dürfte. Jene würde gegen einen aus der Fülle und Tiefe der Erscheinung geschöpften wahrheitsvollen Inhalt, zeigte er sich auch im ärmlichsten rednerischen Gewande, ohne Besinnen und mit wenig Bedauern fortgeben — ein, daraus nicht gewonnenes Kunstwerk des geschicktest, aber in einseitiger Allgemeinheit klügelnden Verstandes und wählerischesten rhetorischen Pathos. Unser Autor ereifert sich, und dies mit vollem Rechte, darüber, daß man jetzt so häufig, namentlich in geschichtlichen und politischen Anschauungsweisen, eitlen, und immer nutzlosen, oft verderblichen Theorieen rein abstracter und hypothetischer Art nachlaufe: nicht der räsonnirende Mensch, die Thatsachen (freilich doch immer durch den Mund des, — jeder mit seinen Augen schauenden und mit seinem Geiste das Geschaute verarbeitenden — Menschen) haben zu reden (p. X.). Hr. v. Gobineau ist daher, läßt er die Thatsachen Wahrheit und zwar die ganze, volle, unverkürzte Wahrheit sprechen, ganz der Mann, wie ihn die deutsche Philosophie braucht und die deutsche Wissenschaft überhaupt willkommen heißen muß. Halten wir ihn aber einmal auf einen Augenblick mit unserm Landsmann Görres, dessen Hegel so wenig schont, zusammen: welche ungeheure Verschiedenheit zwischen Beiden, und dabei doch, wie mir scheint, ein Punkt auffallendster Gemeinsamkeit! Görres steckt voll abenteuerlicher Phantastereien: davon in dem hellen Kopfe des Franzosen keine Spur. Allein Letzterer (und das müßte man, dünkt mich, glauben, auch sollte sein eigenes Bewußtsein darüber im Unklaren sein), hat im Hintergrunde, so gut wie Görres, namentlich der späte erzkatholische Görres, oder, ausgesprochener Maaßen, die staats- und rechtsphilosophirenden v. Haller, Stahl und ihres Gleichen, eine politische Doctrin zu vertreten, für welche er sich, nicht wie jene in der Theologie, doch in der Geschichte und allgemeinen Menschenbetrachtung nach Stützen umsieht, die mit dem Charakter ewiger Naturgesetze und göttlicher Satzungen ausgestattet und bekleidet werden.

Es würde mir äußerst angenehm sein, von dem Hrn. Grafen selbst zu erfahren, ob ich seinen Sinn richtig treffe, wenn in dem

von ihm begonnenen weltgeschichtlichen „Versuch über die Ungleichheit der menschlichen Rassen“ als leitender Haupt- und Grundgedanke von mir ein scientivischer Protest erkannt wird gegen jene Gleichmacher (égalitaires), die auf den, durch ihn lebhaft und eindringlich bestrittenen Grund hin, alle Menschen seien gleich geboren, und uneingedenk der Erhebungen und Senkungen auf aller Menschen Trägerin, der Erde selbst, auch gern jeglichen gesellschaftlichen Rangunterschied aufheben und ebnen möchten *). Gewiß aber: hüten wir uns wohl, nicht, indem wir die Charybdis vermeiden wollen, in die Skylla zu fallen. Was hülfe es, schrieen wir statt, wie gestern: Gleichheit! Brüderlichkeit! — ein Ruf, der doch innerhalb, freilich schwer abzumarkender Schranken seine, sogar vom Christenthum geheiligte Berechtigung hat, nunmehr heute und morgen, in argem Widerstreit mit dem Christenthum, den umgekehrten Refrain: — Ungleichheit, nichts als — Ungleichheit! und (in der Anwendung auch nicht ungefährliche Lehre) — was noch? Doch nicht z. B. unbrüderliche Privilegien? und durch keinerlei Verdienst und Gegenleistung erworbene Rechte auf die Löwenantheile an dem Gemeingute menschlicher Gesellschaften? — — Hieße das nicht, die klaffenden Ungleichheiten zwischen den Menschen und Völkern, an physischer Stärke, an Schönheit, geistigen Gaben, Reichthum, ererbter Macht u. s. w., die, wer kann es ernstlich läugnen wollen? thatsächlich bestehen, noch unausfüllbarer und für das Gefühl drückender machen, und solche, oft verdienstlose Vorzüge — bloße Geschenke des Himmels — zu einem wirklichen Rechte des Stärkeren, „**Droit du plus fort**“, stempeln? Man mag über das quäkerische Dutzen aller Menschen sich nicht einigen Hohnlächelns erwehren können, wiewohl diese Leute doch große und classische Vorbilder, z. B. keine geringere als Griechen und Römer, für ihren, die allgemeine Menschenwürde anerkennenden Brauch anführen können: was will man aber von der nicht bloß geschmacklosen, sondern auch knechtischen Sinnes-Art philisterhafter Chinesen und anderer halbcivilisirter Völker, sagen?

---

*) Vgl. z. B. I. 59—60.: „**On nie et bien à tort, que certaines aptitudes soient nécessairement, fatalement, l'héritage exclusif de telles ou telles descendences.**“ Indem hier wohl kaum von Geschicklichkeiten, wie z. B. das Töpferhandwerk, die kastenmäßig fortferbten, die Rede ist: so vermuthe ich stark, vor allen Dingen sei der aristokratische Beruf und die Fähigkeit zum Herrschen und Regieren gemeint. An diese Ansicht würde sich die berühmte Lehre vom „beschränkten Unterthanenverstande“ bequem mit dem Rücken anlehnen. Der durch erbliche Ueberlieferung des Schlagens kundige „Hammer“ erheischt zur Ergänzung seiner Wirksamkeit den „Amboß“. Letzterer aber ist jenem unstreitig dann am willkommensten, wenn er ihm ein nicht bloß angeerbtes, sondern bis zur äußersten Grenze geduldiger Hinnahme ausgebildetes Talent schweigenden Dienens und Geschlagenwerdens entgegenbringt.

welche namentlich in die persönliche Anrede Ungleichheit des Ranges bis zum Aberwitz legen; in dem Maaße, daß die, weil einfache, auch (z. B. das „Du" in unserer Poesie lehrt's) edle und gesunde Anwendung von Pronominen 1. und 2. Person *) an feinen äußerst

*) Endlicher Chines. Gramm. S. 258 fgg. Nur ein Paar Pröbchen: „Tsʿie (vulgo der Dieb), ein Demuthsausdruck, dessen sich bisweilen (für „ich") die Schüler im Gespräche mit dem Lehrer bedienen;" — schlechte Eigenschaft eines Schülers, wenn er etwa mit fremden Kälbern pflügt und, sogar deß sich zu rühmen, keine Scham empfindet! — „ʾin, der Schwachkopf, wenn man eine abweichende Meinung ausspricht oder [— „„nach seinem dummen Verstande"" —] eine Bemerkung macht, eine von den Commentatoren der chinesischen Bücher häufig angewendete Formel." Das stimmt übrigens vielleicht schön zu Göthe's Theorem von der Bescheidenheit der Lumpe. — „Noch genauer sind die erniedrigenden und preisenden Ausdrücke abgemessen, welche feine Sitte statt des Possessivums „mein, dein" vorschreibt." Z. B. „Pí, niedrig, von Dingen und Personen, die dem Sprechenden nicht allein oder ausschließend angehören, als pí yeù „der niedrige Freund", mein Freund; pí tʿung nien „der Niedrige desselben Jahres", mein Altersgenosse u. s. w. Tsián, schlecht, wird nur von Dingen gebraucht, die dem Sprechenden allein angehören, oder einen Theil seiner Person ausmachen z. B. tsián sheù, „die schlechte Hand", meine Hand; tsián min, „der schlechte, d. h. mein, Name"; sogar „die schlechte (für: meine) Krankheit". Auch z. B. han shé „das kalte Haus" mein Haus (mea paupera tecta). Líng, edel, gilt von Personen, mit denen der Angeredete verwandt ist: als: líng hiung „der edle ältere Bruder" dein älterer Bruder. Ling tsʿian kin „die edlen 1000 Goldstücke", deine Tochter (so lange sie ein Kind ist). „Kostbar, geehrt" heißt natürlich dann umgekehrt Alles, was dem Angeredeten (vorausgesetzt er sei höhern Ranges) gehört, und „hoch, erhaben", was zu leisten er geschickt ist. — Uebrigens ist in Asien ein weit verbreiteter Gebrauch, die Anrede nach dem verschiedenen Range von Sprecher und Hörer einzurichten. So sind nach dem Ausdrucke im Mithr. I. 233., die Bewohner von Ceylon „sehr arge Complimentarii, indem sie allein 7 bis 8 Wörter haben, das Du nach Stand und Würden auszudrücken." Ueber Indien s. in dieser Hinsicht Ausführliches bei Campbell, Teloogoo Gramm. p. 75 sqq. Hindust. nach Shakesp. Dict. p. 8: âp pron self, yourself, you Sir (used instead of the personal pronoun of the second person, by an inferior when addressing his superior, also wie Sanskr. ʾbhavat). Aber p. 249: tûkârnâ (Sskr. tvankâra, vgl. ahankâra) v. a. To thou (French, tutoyer, from tu), also Dutzen, was von Niedern gegen einen Höhern als großer Schimpf betrachtet wird. Siehe noch meinen Art. in der Hall. Encyclop. Person S. 60. u. Indogerm. Sprachst. S. 34. — Ich ziehe keine Parallele; aber man lese sich aus, was zur Vergleichung aus unlängst gedruckten Worten von L. Roß (in Prutz, Museum 1854. S. 851.) herbeizuziehen man für tauglich findet. „Im Uebrigen, sagt dieser Gelehrte, war es ein Vergnügen, die einfache und würdevolle Haltung der englischen Offiziere einem gekrönten Haupte (König Ludwig von Baiern) gegenüber zu beobachten. Da gab es, wenn auch in der respectvollsten Weise, keine andere Anrede als Sir und you; nur selten hörte man ein your Majesty; Ausdrücke und Wendungen, welche dem Deutschen „Allerhöchstselbst" entsprechen, besitzt

schmalen Raum eingeengt ist. Dies Ceremoniell wird überdem so weit getrieben, daß die Sprache an sich den doch so allgemein menschlichen Begriff „Bruder" gar nicht, den von „Gebrüder, Geschwister" nur durch die Einheit nicht eines Gleichheits-, sondern eines Entgegensetzungs-Verhältnisses von ganz anderslautigen Bezeichnungen für den älteren und jüngeren Bruder auszudrücken vermag. Letztere heißen nämlich (Endlicher, Chines. Gramm. §. 133.) **hiung-tí**, d. i. älterer (hiung) und jüngerer (tí) Bruder. Da hat man also schon in der Sprache, d. h. im Geiste derer, welche sie sprechen, das Recht und Vorrecht der Primogenitur **in optima forma**, und ich hoffe europäischen Rechtslehrern mit diesem Nachweise keinen geringen Dienst und Vorschub zu leisten. Vom ersten Tage seines Lebens an hat demnach der jüngere Knabe seinem zufällig um ein Jahr früher zur Welt gekommenen Bruder nicht als ein ihm etwa gerade anderweit, sondern schon kraft des Datums der Geburt überlegenes und mehr berechtigtes Wesen unweigerlich anzuerkennen und ehrerbietigst zu behandeln.

Inzwischen, das ist nicht aus dem Auge zu lassen, der Hr. Graf bemerkt in der Widmung seines Buchs an den jetzigen König von Hannover (S. X.), wie er nicht gesonnen sei „die erhabenen und reinen Regionen wissenschaftlicher Verhandlung zu verlassen, um auf den Boden zeitgenössischer Polemik hinabzusteigen. Ich habe weder die Zukunft des morgenden Tages aufzuhellen gesucht, noch

---

die englische Sprache gar nicht. Es liegt überhaupt in der englischen Sprache, mit dem **Sir** und **you** von oben bis unten, ohne die mannichfaltigen Abstufungen von Du, Er, Ihr, Sie, und die verfeinerten Unterschiede im Gebrauche des Sg. u. Plur., welche unser liebes Deutsch besonders in den sächsischen und thüringischen Gegenden kennt, ein demokratischer Geist, ein Princip der Gleichmachung, welches die sonstigen aristokratischen Abstände im englischen Wesen wieder überträgt und ausgleicht und dem Ganzen jene bewunderungswürdige Haltung giebt, bei welcher der Lord wie der Matrose, Jeder in seiner Sphäre, sich seiner Würde und Geltung, seines Rechts und seiner Freiheit vollkommen bewußt ist." — Schlimmer jedoch, als den Gebrauch des Pluralis majestaticus, erachte ich die vom äußersten Pedantismus ausgedachte und wahrhaft sinnlose, Verkehrung der dritten Person zu einer zweiten, im Deutschen, gleichsam als dürften nicht die Dunstkreise von Leuten verschiedenen Ranges sich mischen. Daher mußte vor dem höher gestellten Sprecher ehemals der niedere „Er, oder ein weibliches Sie" seine anwesende Persönlichkeit gleichsam verschwinden lassen: man ward nur als Abwesender geduldet. Das ziemlich allgemein gewordene „Sie" und „Herr" (vordem fast nur Auszeichnung des Adels) hat freilich Alles wieder ins Gleiche gebracht. Aber wie thöricht, einem anderen Ich gegenüber das eigne so sehr erlöschen und vergessen zu machen, daß man den lebendigen Athem anhält, und nun das angeredete Einzelindividuum nicht nur zu einer Mehrheit macht, sondern auch, indem man diese für eine dritte ausgiebt, in eine unnahbare, die Vertraulichkeit entfernende Höhe hinaufschraubt und verrückt!

auch die der kommenden Jahre. Die Perioden, welche ich zeichne, sind groß und weit. Ich beginne mit den ersten Völkern, die es vorzeiten gab, um bis auf die meine Untersuchungen zu erstrecken, die nicht mehr sind. Ich rede nur nach Reihen von Jahrhunderten. Ich verfasse, mit einem Worte, eine moralische Geologie. (**Je fais de la géologie morale.**) Ich rede selten vom Menschen, seltener noch vom Bürger oder vom Unterthanen, oft, immer von verschiedenen volklichen Brechungen (**des différentes fractions ethniques**); denn es handelt sich für mich, auf den Höhen, worauf ich mich gestellt habe, weder um zufällige Nationalitäten, noch selbst um das Dasein von Staaten, sondern um verschiedene Rassen, Gesellschaften und Bildungsformen (**des races, des societés et des civilisations diverses**)."

Worauf kommt es also in seinem Buche an? Gar nicht etwa auf das unerschöpfliche Thema von der Ungleichheit der Menschen als Einzelwesen je nach dem Unterschiede ihrer bürgerlichen, moralischen und intellectuellen Eigenschaften und Fähigkeiten, oder nach dem ihrer (mit oder ohne Schuld gezogenen) Loose und Lebensgeschicke, noch auch ihrer, von wer weiß wie bunt gemischten Stellungen von Hoch zu Niedrig und bis ganz zu Unterst hinab innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft. Die Verschiedenheit der menschlichen Rassen, und zwar auch weniger in körperlicher und physiologischer Rücksicht, als von Seiten ihrer geistigen und socialen Ausbildung, durch die gesammte Geschichte hindurch verfolgt, ist dessen, man überredet sich bald davon, ungemein anziehender, reicher und bedeutungsvoller Gegenstand. Durch den unglaublichsten Zusammenfluß aber in unserer Zeit, die dadurch mit der Periode des Wiederauflebens der Wissenschaften eine gewisse Aehnlichkeit bekommt, unter ganz vorzüglicher Mitwirkung orientalischen Wissens entweder zu allererst entdeckter und aufgegrabener oder allgemeiner zugänglich gemachter und abgeklärter Geschichtsquellen in Aegypten, Assyrien, Indien, China, Iran u. s. w. (gegenüber der vormaligen, fast allein auf Bibel und alte Classiker eingeschränkten Armuth), sowie durch eine geschichtliche Kritik gleich der Niebuhr'schen ist es uns möglich geworden (p. V.), „mittelst der authentischesten Quellen das herzustellen, was die Persönlichkeit der Rassen ausmacht und das Hauptkriterium ihres Werthes." Und Angesichts solcher Wirklichkeiten „ist es nicht mehr erlaubt, mit revolutionären Theoretikern, Wolken aufthürmen zu wollen, um daraus phantastische Menschen zu bilden und sich das Vergnügen zu machen, künstlich Chimären in Bewegung zu setzen inmitten politischer Kreise, welche ihnen gleichen." Desgleichen: „Um in gesunder Weise über Charaktere der Menschheit zu urtheilen, ist der Gerichtshof der Geschichte zum einzigen competenten geworden."

Sehr gut; und es scheint hienach eben so unnütz als unbeschei-

den, nach des verehrten Herrn Verfassers etwaigen politischen und religiösen Bekenntnissen zu fragen. Da es heutzutage gleichwohl beinahe unvermeidlich ist, daß in Behandlung geschichtlicher Themata, bei aller Unpartheilichkeit des Schriftstellers, nicht zuweilen dieselben Thatsachen je nach dessen Privat-Ueberzeugung in den vorhin erwähnten Richtungen unmerklich zu einem andern, oder doch anders beleuchteten, Bilde zusammenrücken sollten: so gehört Kenntnißnahme von letzterer nicht ganz zu den überflüssigen Dingen; und deßhalb erlaube ich mir denn auch, einige, seinem obigen Vornehmen zuwider, aus gelegentlicher Vergeßlichkeit zur Seite hingeworfene Aeußerungen des Verfassers in einen Brennpunkt zu versammeln. Sie lassen seinen derartigen Standort einigermaßen durchblicken, wennschon dieser seltener positiv und in Sympathieen als in Verneinungen und Antipathieen ans Licht tritt. Vor allem ist Herr v. Gobineau kein Demokrat (I. 326, vgl. auch II. 482); eben so wenig wol dürfte er ein Guizotianer sein, noch, mindestens aus I. 132. zu schließen, für Constitutionalismus schwärmen. Den Socialisten wird II. 294 spöttischer Weise die chinesische Verwaltung als Muster und **Non plus ultra** staatlichen Wohlergehens vorgehalten, und 360 flg. auf **les prétentieuses déclamations des théoriciens économistes** und ihr „Haben und Sollen" ein nicht gerade von zu großer Gunst für sie strahlendes Auge geworfen. Außerdem erweist sich Hr. v. G. als kein sonderlicher Freund der Gegenwart und ihrer **tourmentes soi-disant réformatrices**, sowie als ein, wenn auch nicht absoluter, doch immer (vgl. **p. VI.—VII.**) **laudator acti temporis**, dem, wie im **IX.** Kap. des I. Buches darzuthun gesucht wird, — in Widerspruch also mit allen sonstigen Entwickelungsgesetzen — **notre civilisation n'est pas supérieure à celles qui ont existé avant elle.** Zuletzt erfahren wir z. B. aus I. 5—7. beiläufig, daß der Vrf., weit entfernt den **écoles rationalistes** anzugehören, vielmehr dem Katholicismus gläubig huldigt.

Der Deutsche würde bei dieser Gelegenheit sogleich fragen, ob der Vrf. die bloße Civilisation, d. h. Verbürgerlichung, im Auge habe, oder, was davon sehr unterschieden werden muß, die höhere Cultur. Von letzterer wird freilich (nicht umgekehrt) die Civilisation einbegriffen: es giebt demnach mehr civilisirte Einzelmenschen und Völker, als wahrhaft durch eigentliche Cultur gebildete. Vgl. W. v. Humboldt, Kawiwerk, Einl. §. 4. — In welchem Sinne übrigens der Vrf. das Wort nehme: es möchte ihm doch ein wenig schwer fallen, seinen Satz gehörig aufrecht zu erhalten und ihm allgemeineren Glauben zu verschaffen. Ohne ein fanatischer oder unbedingter Bewunderer z. B. des weltumspannenden Merkantil-Systems der Neuzeit zu sein, und ohne dessen, vielleicht zu tiefe Versunkenheit in bloß oder doch meistens vorherrschend materielle Interessen gut zu heißen, bekenne ich mich doch anderseits auch nicht, wie viele thun,

blind gegen die vielerlei, auch dem Geistesleben zu Gute kommenden wohlthätigen Folgen, z. B. Verkehrserleichterung, welche sich, wenn auch zum Theil unabsichtlich und wie beiläufig, an seine riesenmäßigen Eroberungen knüpfen. Und sind diese Eroberungen nicht zuletzt und in Wahrheit dennoch Eroberungen ebenfalls des Geistes, bethätige dieser sich nun z. B. durch den Scharfsinn der Erfindung oder durch die Energie des ausführenden Willens? Allein: **Magister artis, ingenîque largitor — Venter**", wird man mir entgegenhalten. Als ob nicht auch der Bauch, welcher den menschlichen Körper zu ernähren hat, ohne dessen Beihülfe aber hiewiederum auch die Wirksamkeit des Geistes auf Null heruntersänke, als ob nicht auch der sein wohlbegründetes Anrecht hätte auf Berücksichtigung. „**Plenus venter Non studet libenter**" sagt das Sprüchwort; allerdings. Wie aber steht es mit dem leeren Magen? Studirt denn der so gut oder überhaupt, und wie stände es um Wissenschaft und Kunst, wo nicht schon eine gewisse Behaglichkeit und Wohlhäbigkeit des Daseins zum Studiren die Muße und äußeren Mittel verleiht?— Mag sich eine urtheilslose und gefühlschwelgerische Phantasie z. B. an der Romantik einer mittelalterlichen Ritterlichkeit erhitzen: diese Ritter-Wirthschaft trug in der Wirklichkeit ein überaus anderes Ansehen, als sie uns etwa Mathisson'sche Träume in den Ruinen eines Bergschlosses, oder Fouqué'sche Ueberschwenglichkeiten, vorgaukeln. Ich finde daher nicht, daß handeltreibende Bürger und gewerbfleißige Städtebewohner ein großes Unrecht verübten, wenn sie das Licht roher und ungeschlachter Ritter, die häufigst weder lesen noch ihren Namen schreiben konnten, allmählig auslöschten. Waren doch selbst die Kreuzzüge, der Glanzpunkt ritterlicher Thaten, und das, woraus letztere, in Gemeinschaft mit einer verdammungswürdigen päpstlichen Politik, hervorgingen, geistige Verdumpfung und meist eben so fauler als feister Mönchs-Aberglaube — in ihrem Kerne, wenn auch in großartigstem Stile, — Donquixoterien! Und deßhalb erzürnte sich vergebens Lord Byron über Cervantes' entzückenden und weltberühmten Spottroman: sein Zorn blieb völlig individuell und vereinsamt. Nicht erst der Dichter schlug die Chevalerie durch ein auf die Spitze getriebenes Zerrbild derselben zu Boden: sie lag schon platt an der Erde, und zwar durch sich selbst. Dazu kein Löwe, an welchem, nachdem er gestorben, der Esel die Macht seines Hufes versucht; eher ein anderes Thier der Fabel, was die Haut des Löwen um sich schlug. So erschien nun hinter anmaßlich gespreiztem Cothurn mit Recht, und gleichsam zur Sühne einer weit über das berechtigte Maaß usurpirten Würde — der späträchende Soccus, oder, wenn man will, der Pantoffel, aufgebläheter und inhaltsarmer Hohlheit an den Kopf geschleudert aus der freilich für alles großthuerische Pathos müßiger Pferdaufsitzer furchtbaren Hand jenes Spaniers. Nun gegen diese Hoheit und Herrlichkeit des mit-

telalterlichen Ritterthums, vor dessen vermeintlichem Glanze eine nähere Besichtigung unstreitig Vieles, wie den Schnee die Märzsonne, hinwegzehrte, können wir Neueren — sonder Klage und getrost — z. B. die großartige Romantik der großen Welt-Entdeckungen (auf der Erde und am Himmel: Columbus, Don Heinrich von Portugal, Cook; Kepler, Newton, Herschel u. s. w.) und Welt-Verbindungen einsetzen; sicher, daß letztere beide, weil auf vernünftige Ziele gerichtet und nicht um bloß eingebildete Güter und trübe Lebensaufgaben sich drehend, noch in einem ganz anderen Sinne etwas, für Sinn und Gemüth Erhebendes und Ausweitendes haben, als Zustände, deren eigentliche Verdienstlosigkeit und Dürftigkeit sich nicht hinter einem aufgefrischten Anstriche verstecken kann, den man ihnen durch eine Poesie des Schaumes zu geben so vielfach beflissen gewesen. Oder ist nicht vom göttlichen Wesen im Menschen wirklich ein Funken entzündet, wenn er, von Gott zur Herrschaft über die Erde und ihre Gaben berufen, sich nun in den Besitz des ihm verliehenen Lehnes nach vollstem Umfange zu setzen mit Ernst vornimmt, und zu Erreichung jenes Zweckes der Kraft und Macht seines obsiegenden Geistes alle Kräfte der Natur unterzuordnen und dienstbar zu machen unabläſſig bemüht ist? Was wären z. B. chinesische Mauern und ägyptische Pyramiden gegen diese rasende Schnelligkeit, womit jetzt der Mensch sich selbst, seine Gedanken und seine Produkte über den ganzen Erdboden hin und her zu versetzen strebt, und gegen diese Universalität, eine Art von zeit- und ort-loser Ubiquität, die ihm wirklich gelingt? Heute hat nach mühevoller Rechnung als Endschluß der Kopf eines Pariser Astronomen einen neuen Planeten gefunden, und wenige Tage darauf schon erblickt ihn zuerst unter den Sterblichen mittelst eines vom Menschen gemachten künstlichen Werkzeugs ein anderer zu Berlin mit dem leiblichen Auge. — Rußlands Kaiser stirbt hunderte von Meilen von uns am Mittag, und, nicht bloß figürlich, sondern wörtlich mit mehr als Windeseile, ist die Nachricht noch vor*) Abend schon nach Berlin am Drathe hingeflogen. Und wißt ihr, wie vieler einfacher Zeichen**) dazu vonnöthen? Nun, auf ein paar Dutzend (die Zahl der

*) Im Jahre 1801 brauchte (laut Beilage zu der Magdeb. Ztg. 1855, 22. März) die Nachricht von dem Tode des russischen Kaisers Paul 21 Tage, bis sie zur Kenntniß des Londoner Publikums gelangte; die Nachricht vom Tode des Kaisers Nicolaus war nach Verlauf von 4 Stunden in London bekannt.“ Am 2. März um 12 Uhr stirbt Kaiser Nicolaus, und um 2 Uhr Nachmittags ist die Berliner Börse, am Abend die Pariser von der Nachricht allarmirt. Am nächsten Mittag 12 Uhr, also 24 Stunden nach dem Ereigniß in Petersburg, trifft bereits der Kronpr. v. Würtemb. mit der Kaisertochter in Berlin ein, um weiter nach dem Norden zu gehen. — Grenzt das nicht an Hexerei?

**) Freilich hat die Persische Keilschrift auch nur drei, oder wenn man will, zwei Grundzüge: den Winkelhaken, den senkrechten und den Quer-Keil. Lassen, Altpers. Keilinschr. S. 8.

Buchstaben, im deutschen Alphabet) rechnet ihr doch gewiß. O nein. Ich will es euch sagen, mindestens das Telegraphische Alphabet von Prof. Morse in Washington bringt nur zwei in Anwendung; d. h. das Minimum, was, um Abwechselung erreichen zu können, überhaupt möglich ist, und dazu sind noch die Zahlziffern mit einbegriffen. Nämlich die Grund-Elemente bilden Punkt und Strich*), welche nach ihrer verschiedenen Combination in Zahl und Stellung je einen bestimmten Buchstaben oder eine Ziffer bezeichnen, und durch kürzere oder längere magneto-electrische Schläge sich, zugleich durch rechtzeitig eingehaltene Pausen getrennt, auf lange Papierstreifen eindrücken, und von diesen abgelesen werden. — Beim neueren Maschinen- und Fabriken-Wesen übersehe ich nicht, wie tiefe Schlagschatten sie, bei allem sonstigen Glanze ihrer zum Theil fast fabelhaften und dämonischen Unternehmungen, werfen, noch auch das namenlose Elend, das, — hoffentlich jedoch ein vorübergehendes und allmälig sich ausgleichendes Uebel, — in herzzerreißendem Jammer ihnen nachschreit. Indeß, wenn der Mensch das Thier zähmt und einen Theil der schweren Arbeit sich von ihm abnehmen läßt, sollen wir ihn tadeln? Maschinen aber sind in einem Betracht noch mehr als Thiere, und unendlich fügsamer zugleich und gewaltiger, fast, möchte man glauben, leben- und vernunftbegabte Bildungen des Hephästos, und nur der Befehle des Menschen gewärtig. Es sind Thiere, die der Verstand des Menschen erklügelte, und seine Hände, nein zum Theil wieder statt seiner, andere Maschinen und Werkzeuge, schaffen. Und das wäre nichts Höheres und Geistiges? Auch dann nicht, wenn er dadurch, daß die willen- und gefühllose Maschine für ihn arbeiten muß, dadurch mancher Mühen entübrigt und vieler edler Genüsse, schon durch Zeitersparniß, theilhaftig wird? „Wovon die Völker Jahrtausende geredet, unsere Zeit sieht es verwirklicht, und sie findet es kaum der Rede werth. Das eben ist das sicherste Kennzeichen von der Größe der jetzigen Welt-Epoche!" So lese ich in einem Aufsatze der Köln. Zeit. vom 9. März 1855., der sich über „Die neuesten Errungenschaften des Weltverkehrs" verbreitet. Freilich, wie wir auf unsere Vorfahren, wird auch auf uns wieder eine nachfolgende Zeit mitleidig herabblicken; und halten wir uns prophetisch dies einstige Schicksal vor Augen,

*)

A	B	C	D	E	F	G	H	I	K	L
.—	—...	—....	—..	.	—..	..—..	....	..	—.—	——

M	N	O	P	R	S	T	U	V	W
— —	—.	......	.....	..—.	...	—	..—	...—	.— —

X	Y	Z	SCH
.—..	......	....—	...—...

1	2	3	4	5	6	7
.— —.	..—...	...—.	....—.	— — —	.—...	— — — —

8	9	0
—.....	—..—	....—....

um uns nicht zu sehr zu überheben und ungerecht zu sein gegen die Vergangenheit, die uns erst auf ihre Schultern hob, und, über sie hinwegsehen zu können, in den Stand setzte. Wir brauchen die Demuth aber nicht so weit auszudehnen, um ungerecht zu sein gegen uns selbst. Wahrlich schlimm, dreimal schlimm, wenn Hr. v. Gobineau mit seiner freilich schlecht bewiesenen Behauptung Recht hätte: die Civilisation unserer Zeit stehe nicht über denen vorangegangener Zeiten. Also unser Autor erkennt weder Eisenbahnen noch telegraphische Dräthe noch die unendlich vielfältige Benutzung des Dampfes als Beweise fortgeschrittener Civilisation an. Ihn kümmert also wenig z. B. die durch die kürzlich über die Landenge von Darien mittelst der ersten von Aspinwall bis Panama gehenden Locomotivenfahrt hergestellte Verbindung zwischen den zwei Meeren, dem atlantischen und stillen. Noch auch, daß sich der alte Weg über die Landenge von Suez in nicht allzuferner Zeit gewiß auch wieder durch dahin brausende Maschinen beleben wird. — Die ungeheuren schon jetzt hergestellten Telegraphenverbindungen werden ihn vermuthlich auch nicht anfechten, wie z. B. jene zwischen den Hauptstädten des indobritischen Reiches, obschon in kaum 12 Monaten 3000 Englische Meilen (die Meile zu 42 Pf. St.) Telegraphen-Linien sind gezogen worden, und nun Nachrichten, die in Bombay aus dem Abendlande eintreffen, in 2—3 Stunden in Madras, Calcutta, Agra und Lahore anlangen können. — Auch weiß ich nicht, ob ihm, (von Befahrung des wichtigsten australischen Flusses, des Murray, oder auch des Murrumbidgee, von seinem Einflusse in den Murray bis Guadaga auf eine Länge von 700 engl. Meilen, beider mittelst der Dampfer, nicht zu reden), etwa das neuerliche Eindringen in Afrika ein gegentheiliges Geständniß entlocken wird. „Noch merkwürdiger für die Wissenschaft und noch wichtiger für den Handel ist endlich das Resultat der Expedition geworden, welche die britische Regierung im Mai 1854 zur Untersuchung von Binnenafrika ausschickte mit dem Dampfer Pleiads von Fernando Po aus nach der Hauptstadt von Adamana, Jola. Sie drangen in 8 Monaten im Ganzen 250 engl. Meilen weiter ins Innere von Afrika, als irgend ein europäisches Schiff vor ihnen". „Jetzt, schreibt der Berichterstatter an Petermann in Gotha, haben wir endlich einen praktikabeln Weg nach Binnenafrika angebahnt, welcher den Gefahren und Schwierigkeiten afrikanischer Erforschung und Regeneration ungeheuer vermindern und eine neue Aera bilden wird in der Geschichte dieses Erdtheils." Wie auch, setzt übrigens der Aufsatz hinzu, der mongolische Stabilismus in Europa, Asien und Amerika die Faust ballen mag, — Fortschritte überall, Fortschritte jenes echten Conservatismus, der mit Feuer und Eisen rastlos webt an der Erweiterung des Netzes der Civilisation über den gesammten Erdkreis!

Welche trostlose Beobachtung, und welche Nacht ohne Sterne

dieses von Gobineau vorgegebene graduelle Gleichbleiben der Civilisation. Allerdings findet in der Weltgeschichte keine gleichmäßige Progression statt in gerader Linie nach aufwärts. Weil temporär und auf partiellen Punkten sich Curven des Steigens und Fallens zeigen, und im Einzelnen statt Fortschrittes Stillstand oder wohl gar Rückschritt z. B. in der Bildhauerkunst, und ein Abbrechen hier gegen ein Wiederanknüpfen dort u. s. w.; — ferner weil des physischen und namentlich moralischen Uebels wenigstens anscheinend in der Welt nicht weniger wird, — aus allen diesen Gründen entsteht leicht die Täuschung, diese zum Theil kreisende Bewegung schreite nicht vorwärts.

Wie anders, und wie großdenkend! urtheilt W. v. Humboldt in der Einleitung zu seinem unsterblichen Werke über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. Im Ganzen und Großen schreitet die Menschheit entschieden vorwärts. Wir haben es uns nicht versagen können, seiner durchweg vom tiefsten Gefühle für das Gemeinwohl unseres Geschlechts eingegebenen Darstellung einige Worte zu entnehmen und gegenwärtigem Buche als Motto, und als Ausdruck auch unserer Ueberzeugung, vorzusetzen.

Nachdem wir schon an dieser Stelle dem Autor nicht einen von ihm aufgestellten Satz haben zugeben wollen: — es wäre zu betrübend, hätte nach einer im Grunde vergeblich gewesenen Arbeit von Jahrtausenden die Civilisation der Gegenwart wirklich nicht, wie von ihm so leichthin behauptet wird, und in keinerlei Art, es über die jener Menschengeschlechter hinausgebracht, welche die schaffende Erde vor uns in ihren mütterlichen Schooß zurücknahm; — wenden wir uns seinen weiteren Kundgebungen im Besonderen zu.

Was wir aber vorausschickten, schien uns zum näheren Verständniß seines Buches und vieler darin niedergelegter, vielleicht ohne dieses unverständlich bleibender Ansichten unumgänglich. Wir müßten nämlich außerordentlich irren, oder das Alles, was wir im Obigen an gewissen gelegentlichen Aeußerungen des Hr. Grafen aufsammelten, zusammengenommen mit des Vrf. eigenem, indeß nicht ausdrücklich hervorgekehrtem politischen Ausgangspunkte, übt hie und dort auf seine Beurtheilung geschichtlicher Ereignisse und Einrichtungen einen, wenn auch stillen und vielleicht ihm selber unbewußt färbenden Einfluß aus; und als Beleg hiefür möchte ich die Auffassung des großen gesellschaftlich-religiösen Gegensatzes in Indien, nämlich des Buddhismus im Verhältniß zum Brahmanismus, nennen, wie sie im III. Buche vorliegt. Schwer überrede ich mich nämlich, daß Jemand, der von anderen, gleichsam unentfliehbaren Voraussetzungen sei's der Geburt, der Erziehung, religiösen Meinung oder sonstigen Ursprungs ausginge als der Vrf., nicht auch jenen unermeßlichen Kampf vielfach mit anderen Sehwerkzeugen anzusehen in sich die innere Nöthigung empfände als jener. Ein Protestant

z. B., d. h. freilich, im Sinne Andersgläubiger, einer von „des Irrthums Söhnen" (v. Platen), würde zwar auch recht wohl vor dem großartigen hierarchischen Systeme des Brahmanenthums staunend, ja voll Bewunderung stehen bleiben, etwa wie vor dem stolzen und weltklugen Baue der Gregore und Innocenze, dem bis zu den Spitzen weltlicher Macht, d. h. Königen und Kaisern hinauf, Alles, gleichwie in Indien sämmtliche Kasten mit Einschluß der Kschattriyas, sich unerbittlich beugen mußte. Auch er würde das, dem indolenten und im Ganzen schwächlichen Charakter der Inder so schmiegsam angepaßte Brahmanenthum, selbst sammt dem Kasten-Wesen und Unwesen, ich sage nicht in seinem Gefolge, ich sage: als seiner wesentlichen Grundlage, in so fern für dieses Land und für gewisse Zeiten als nicht schlechthin unberechtigt anerkennen, als dasselbe unbestritten zur Gesittigung und Erziehung der eingebornen Volksstämme, welche von den Sanskrit redenden Ariern in Indien vorgefunden wurden, (es wäre zu untersuchen, von welchem Punkte an die Verdienstlichkeit aufhört), fördersamst mitwirkte und eine noch in den mannichfaltigen Indischen Volksliteraturen mächtig nachklingende Cultur über die ganze Halbinsel, zum Theil sogar weiter nach Süden drüber hinaus, ausbreitete. Sogar der Umstand, daß der Inder selbst jenes Kastenwesen lange genug, als wäre es kein, wenigstens nach unsern europäischen Begriffen, unerträgliches Joch auf seinem Nacken ertrug, mag der unpartheiische Beurtheiler als Zeugniß für eine gewisse zeit- und volkgemäße Angemessenheit desselben im gegebenen Fall hinnehmen trotz seiner ungeheuerlichen Naturwidrigkeit an sich. Es ist jedoch mehr als zweifelhaft, ob ein Protestant, der auf Geistes- und Gewissensfreiheit etwas hält, nicht wie jede andere, so auch von innerster Seele heraus diese den Schneehäuptern des Himalaya zu Füßen erfundene und mehr als weltliche, Knechtung verabscheuen wird, welche auf Kosten der Mehrheit zum Nutzen einer nicht von Natur berechtigteren Minderheit das Leben des Menschen nicht bloß der dürftigen Gegenwart, sondern für die ganze Zukunft in nichts weniger als auch nur überwiegend heilsame Fesseln schlagen wollte; und ob sie ihm nicht um so hassenswerther erscheint, in ein je folgerichtigeres und unwiderstehlicher wirkendes System diese Geistesbedrückung gebracht worden. Aus dem bloßen Dasein eines solchen Systems und der allerdings staunenerregenden Dauer seiner politischen Geltung aber würde er den etwaigen Schluß auf dessen Vernunftgemäßheit oder wohl gar Göttlichkeit, welchen auch Hr. v. G. unmöglich daraus zu ziehen wagt, mit Entschiedenheit von sich zurückweisen müssen. Ich wüßte doch auch nicht, wie die bloß größenhafte Bestimmung der Zeitdauer für die Vortrefflichkeit einer gesellschaftlichen Anstalt ein stärker ziehendes Gewicht in die Wagschale der Geschichte werfen sollte, als man ihr nach anderen, der Beschaffenheit entliehenen Maaßstäben einzuräumen für

gut fände. Hr. v. G. giebt II. 350., ob auch, wie es fast scheint, halb unwillig zu, daß viele der glanzvollsten Perioden der Geschichte, ohne darum nothwendig weniger zu wiegen, als andere von längerem Odem (wie ja gerade dem Schönsten und Beßten hier auf Erden oft die kürzeste Frist beschieden worden), nur eine geringe Summe von Jahren ihres Bestandes zählen. Sollte er aber dennoch, vielleicht aus, ihm angeborner conservativen Vorliebe für alles Bestehende und aus dem unruhigen und beweglichen Werden zum Stillstande des Seins gelangte (weßhalb ihn denn inmitten des oft rasch hinter einander erfolgenden geschichtlichen Wechsels und Umschlags bei manchen andern Völkern, seltsam genug stationäre *) und versumpfte Erscheinungen, wie das Himmlische Reich und das Land der Brahmanen, auf den Gedanken bringen, **si la pensée de l'homme n'est pas immortelle**), sollte er ernstlicher auf uns eindringen, und den Werth volklicher Einrichtungen bloß nach der

*) Eine Abhandlung: Ueber den Ursprung und die Verhältnisse der Kriegerkaste der Pharaonen. Von Dr. Chr. Thierbach. Erfurt 1839. 4. enthält die nicht eben zu Gunsten dieses Instituts sprechenden Worte S. 26 fg.: „Allein die ägyptische Kriegercaste hat, eben weil sie Caste oder ausschließendes Erbinstitut war, ihrer Hauptaufgabe, gegen äußere Feinde das Vaterland zu schirmen, nicht wohl entsprechen können....... Das noch jetzt in Aegypten geltende Sprüchwort: „Sie rüsteten mich, sie gürteten mich, doch ich habe nicht Kraft zum Kampfe!" mag auch einstmalen seine Wahrheit behauptet haben. Die oft wiederholte Mahnung der Propheten des A. T., auf den zerbrochenen Rohrstab Aegypten kein Vertrauen zu setzen, und ihre Weissagungen, daß bei andringender Kriegsgefahr die Aegypter sein würden wie Weiber, und das Herz feig sein würde in ihrem Leibe, können nicht für rühmende Zeugnisse ägyptischer Tapferkeit gehalten werden. In Bezug auf uneigennützige Treue und auf vaterländisch gesinnten Heroismus war von der Kriegercaste zu viel erwartet worden, und zugleich die nachtheilige Folge nicht berechnet, daß durch die Ausschließung vom Militärdienste der Großtheil des Volkes nach und nach in Weichlichkeit versinken mußte, und dadurch das Reich unabwendlichen Gefahren ausgesetzt wurde. Die Geschichte der Pharaonen liefert zu diesen Zügen die schlagendsten Beweise. — Darin ruht überhaupt der Unsegen alles Castenthums im Orient daß, wie nützlich, wie natürlich, und nothwendig auch dasselbe erscheinen mag, jede Caste nur sich und sich nur in der Vereinzelung denkt und auf Kosten der Außerhalbstehenden den eignen Vortheil zu erhöhen sucht, und daß in Folge dieser Gewohnheiten hadernde Selbstsucht nach allen Richtungen hin vorherrschende Maxime geworden ist. Eingezwängt in den eisernen Rahmen der politischen Abtheilung, verliert das Individualitätsgefühl jede Anregung, wie auch jede Anerkennung. Darum findet in jenen Climaten der Trägheit, wo die Freiheit weniger als Ruhe gilt, und wo der Despotismus leicht seine Fortdauer begründet, die Tugend freudiger Hingebung fürs Vaterland keinen gleichstimmigen Widerhall unter lebenden Geschlechtern, noch in der Geschichte eine Bürgschaft ihres Ruhms."

Chronologie abschätzen zu wollen Miene machen: wir würden uns zuerst hinter den Schild eines deutschen Dichterheros flüchten, der bei seinem Volke im Rufe von Allem eher, als dem eines Aufrührers, steht. Der spricht freilich durch den Mund des Teufels, aber mit Worten, deren tiefe Wahrheit noch Niemand mißkannt hat:

Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte,
Und rücken sacht von Ort zu Ort u. s. w.

Oder allenfalls auch könnte ich mich mit dem Spruche jenes Staatsmannes decken, welcher hinter die Kulissen der Regierungskunst einen hinreichenden Blick gethan: „**Est parva** [etwa auch mitunter: **prava?**] **sapientia, qua regitur hic mundus.**“

Indeß Hr. v. G. verlangt, natürlich, statt dieser, eine schlagendere Antwort. Ich lade ihn denn ein, Betreffs unseres besonderen Falles, einen deutschen Geschichtschreiber nachzulesen, und sich des Näheren davon zu unterrichten, wie es mit der vermeintlichen Herrlichkeit des Brahmanenthums aussah. Hier mögen ein paar ganz besonders wichtige Worte genügen, die ich von dort herübernehme. „Zu dem Druck dieses Kastenwesens, berichtet Dunker (Gesch. des Alterth. II. 190), in dessen unverrückbare Ordnung das Volk nun eingepreßt war, zu dem Hochmuth der Brahmanen und der Verachtung, mit welcher die unreinen Klassen durch das Gesetz und die Sitte gebrandmarkt waren, kamen die Aussaugungen und Mißhandlungen, welche die Despoten und deren räuberische Beamten unablässig verübten. Die Sittenlehre war aufgelöst in die Rechte und Pflichten der Kasten, die Religion untergegangen in endlosem Cerimoniell und in ununterbrochenem Ritual, in einem wüsten Göttergewimmel auf der einen, oder in wunderbar verstiegene und dem Volke unverständliche Spekulationen auf der anderen Seite“ u. s. f. Fast so, als ob man von dem Zustande des Katholicismus dicht vor Luther hörte, und dies die Erklärung von Buddha's ungeheuren Erfolgen. Ich überlasse es dem Leser, ob er dem Indischen, freilich im Lamaismus Tibets tief genug in Hierarchie zurückgesunkenen Protestantismus, — oder, was könnte ich anders meinen? dem Buddhismus als eine Mündig- und Unabhängigkeits-Erklärung der Seelen von einer, schon zu lange auf ihm lastenden Vormundschaft, gegenüber brahmanischer Ueberhebung, nicht, ohne gerade für seine Schattenseiten sich blind zu machen, wolle ein mindestens gleiches, ja in sich vollkommen wohlbegründetes Recht zugestehen. Der Hr. Vrf. zeigt sich ihm durchweg gram. Eine gewaltige Neuerung, eine wenig rücksichtslose Verkehrung aller bisherigen religiösen und politischen Verhältnisse, ein dissidenter und ketzerischer Glaubensabfall, ja, das war er, der Buddhismus. Noch mehr, er durchbrach die Schranken kasten- und fachmäßiger Einordnung der Menschen; er

bedeutet, unter Anderem, den Aufruf an das Laienthum zur Auflehnung gegen einen, sich nur aus dem eigenen Schooße ergänzenden Clerus, welcher, wie der, in jenem Stück von ihm gänzlich abweichende cölibatäre des katholischen Abendlandes, zwar lange fast alleiniger Träger der Cultur und aller geistigen Interessen blieb, eben darum aber auch den Geist in zu einseitige Richtungen warf und darin, allen Fortschritt, außer in den vorgeschriebenen und ausgetretenen Gleisen, hemmend und, gleich dem, durch seine Umklammerungen bäumemordenden brasilischen **Cipo matador**, erstickend festhielt. Beim Ueberblicken von Buddha's Lehre erwacht in des Hrn. Grafen Seele der in ihr schlummernde Widerwille, daß sich der neue Apostel mit seiner Bekehrung zu Anfange vorab in den unteren und verachteten Volksklassen Indiens Anhang erwarb. Mir würde gentheils dabei sich die Erinnerung aufdrängen, wie die christliche Religion im weiten römischen Reiche, weil zunächst auch dem bedrückten niederen (und eben deßhalb trostbegierigeren) Volke, jedoch mehr in den Städten als auf dem Lande*) zugewandt, anfänglich übersehen, erst wo man vor ihr politische Furcht zu empfinden begann, eine nur zu grausame Aufmerksamkeit abseiten eines Diokletian auf sich zog. Wenn aber im Gegensatz zu dem selbstgenügsam fast ganz auf die vorderindische Halbinsel sich beschränkenden Brahmanismus, — hierin eher dem Katholicismus gleichend der Buddhismus, vielleicht jedoch mehr im Drange der Umstände als aus freien Stücken, allmählig über sein Mutterland hinaus im Norden, Süden und Osten von Indien durch Werben von Proselyten sich festzusetzen suchte, und, ich weiß nicht ob immer die „**classes les plus viles de la Chine et des pays circonvoisins**" für sich gewann: können wir es läugnen, daß er unter vielen Barbarenvölkern einen, in seiner Art guten und fruchtbaren Samen nicht zu verächtlich anzuschlagender Gesittung ausstreute? Allein, wird (**II. 219.**) eingeworfen: „Er entfaltete sich dort mit Wohlgedeihen (was in Indien selbst, wo er

---

*) Daher **pagani**, d. i. eigentlich Landleute, Bauern, in deren Köpfen, wie überall sonst, der alte Heidenglaube am längsten und zähesten haftete. Vrgl. Holzapfel, Ueber Namen und Begriff des Heidenthums, in Höfers Ztsch. IV. S. 249 fg. und noch insbesondere S. 253 fg. Auch ethisch pflegen Stadt und Land in gutem oder bösem Sinne (ländliche Einfachheit, Plumpheit u. s. f.) einander gegenübergestellt zu werden. **Urbanus, rusticus.** Im mittelalterlichen **villanus** (fr. **villain, vilain**, Ital. **villano**; nicht von: **vilis**) aber steigert sich der Sinn bis zu moralischer Schlechtigkeit. S. **DC.**: **Vulgariter** (also in der Volkssprache) **dicitur, Villanus ille est, qui facit villaniam [probrosam actionem], non qui in villa nascitur.** Man vergleiche auch **liberalis** (des Freien würdig), edel, knechtisch; höfisch, hübsch, höflich, Courtoisie von fürstlichen Höfen.

auf Kasten traf, anders gewesen); und entgegen der Annahme einiger oberflächlicher Kritiken, muß man bekennen, die Prüfung ist ihm nicht günstig und zeigt in schlagendster Weise **le peu que réussit pour les hommes et pour les sociétés, une doctrine politique et religieuse qui se pique d'être basée uniquement sur la morale et la raison.**" **Uniquement,** — **ambabus** zugegeben; aber keine sonderliche Empfehlung für eine Gesellschaft, und wehe ihr, wo diese zwei Hauptpfeiler, welche sie tragen und aufrecht erhalten sollen, gemißachtet werden, oder etwa einem düstern und dumpf-sinnlosen Glauben sowie einem stieren und unbedingt „leidenden" Gehorsam Platz machten! Der Buddhismus ist Hrn. v. G. zu rationalistisch (II. 220). Welche Fluth von Abenteuerlichkeiten in dogmatischer und legendarischer Rücksicht jedoch seinerseits auch er zu Tage förderte, eine gewisse Läuterung der Begriffe hat diese Lehre immer vor der Vorgängerin voraus, und ich, ich gewiß nicht, würde ihr einen Vorwurf daraus machen, wenn sie z. B. auf vernünftige Moral ein größeres Gewicht legt als auf alle Büßungen. Ich unterschreibe daher J. Klaproth's Urtheil am Eingange zu seinem Leben des Buddha (hinter der Asia Polyglotta S. 121), vielleicht den einen oder anderen Vorbehalt ausgenommen, unbedenklich. Es lautet: „Nach der christlichen hat wohl keine Religion mehr zur Veredelung des Menschengeschlechts beigetragen, als die Buddha-Religion, welche ihren Ursprung in Indien diesseit des Ganges genommen, und sich von dort aus über den größten Theil von Asien verbreitet hat. Vom Imaus an erstreckt sich ihre Herrschaft bis zum stillen Ocean und über Japan hin. In Mittelasien hat sie aus rohen Nomaden moralische und milde Menschen gemacht; und selbst das südliche Sibirien hat ihren wohlthätigen Einfluß empfunden". Eben da S. 142 werden sodann die zehn, von Buddha seiner Religion zu Grunde gelegten Gebote angeführt, welche ihm nach mehreren standhaft bestandenen Prüfungen von seinem Lehrer offenbart sein sollen. „Die Richtschnur des Wandelns in der festesten Selbsterkenntniß", sind wenigstens Klaproth's, ich weiß nicht in wie weit auf strenger Authencität beruhende Worte, „besteht in: 1. Nicht tödten. 2. Nicht stehlen. 3. Keuschheit. 4. Vermeidung falschen Zeugnisses. 5. Nicht lügen. 6. Nicht schwören [also hyperchristlich genug]. 7. Vermeidung aller schändlichen Worte. 8. Uneigennützigkeit. 9. Keine Rache zu hegen. 10. Nicht abergläubisch zu sein." In wie überraschender Weise, oder täusche ich mich? kommen diese Vorschriften mit unserem Dekalogus überein! Wer aber von der unglaublichen Schriftsteller-Thätigkeit der Buddhisten in Tibet, China, Mongolei u. s. w. sich einen ungefähren Begriff verschaffen will, der braucht nur die Kataloge russischer Bibliotheken zu durchlaufen, wie z. B. Verz. der Tibetischen Handschriften und Holzdrucke im Asiat.

Museum der kais. Akad. der Wiss. verf. von J. J. Schmidt und O. Böhtlingk, bestehend (Tibetisch-mongol. u. s. w. weggelassen) aus 520 rein tibetischen Nummern, davon der größte Theil sich auf Buddhismus bezieht. Der Kandschur allein enthält 1083 Werke und Werkchen.

Woher nur des Hrn. Vfs. so ganz absonderliche Zärtlichkeit für China und Indien? Wir werden späterhin der Sache klarer auf den Grund sehen. Hören wir indeß zuvor noch Einiges von ihm selbst. In Bd. II. 235. ergeht er sich in folgenden Ausrufen: **Habitués à l'existence bornée de nos civilisations — lorsque — et que l'Inde et la Chine ont apparu clairement à nos regards, avec leurs constitutions inébranlables, nous n'avons su comment prendre cette découverte humiliante pour notre sagesse et notre force.** Wie? statt für jene Völker, für uns Abendländer erniedrigend und beschämend, weil wir nie so lange, traurige Jahrhunderte hindurch, als sie, vom fürchterlichsten Torpor ergriffen, in Todesschlummer begraben da lagen und liegen? Was aber die unerschütterlichen Verfassungen Indiens und Chinas anbetrifft und deren Langlebigkeit, woraus, statt eines Verdienstes, mit viel begründeterem Rechte wir glauben eine Schuld machen zu müssen, für welche, außer der größeren geographischen Abgeschlossenheit dieser Länder, und in noch höherem Grade, die Schlaffheit seiner Bewohner einen Theil der Verantwortlichkeit zu tragen scheint: davon jetzt nichts weiter, als schon oben hervorgehoben ward. **Quelle honte** (so aber wird fortgefahren), **en effet, pour des systèmes qui se sont proclamés chacun à leur tour et se proclament encore sans rivaux! Quelle leçon pour la pensée grecque** (sollte nicht das Perikleische Zeitalter mit seinen ewigen Idealen in Kunst und Wissenschaft, seiner äußersten Kürze ungeachtet, nicht dreimal so viel werth sein, als z. B. alle Thee-Decocte Chinesischer Weisheit zusammen?), **romaine, pour la nôtre, que de voir un pays** (hier ist Indien gemeint), **qui, battu par huit cents ans de pillage et de massacre, de spoliations et de misères** (als ob diese Unglücksfälle nicht, wie des unkriegerischen Charakters der Inder, so insbesondere auch mit Folge seiner, in zu überirdische Verhältnisse verlorenen Lebenseinrichtungen wäre), **compte** (doch wohl mehr Dank der Fruchtbarkeit des Bodens als der Vortrefflichkeit seiner Institutionen und eher trotz letzterer) **plus de cent quarante millions d'habitants, et, probablement, avant ses malheurs, en nourrissait plus de double; pays qui n'a jamais cessé d'entourer de son affection sans bornes et de sa conviction dévouée les idées religieuses, sociales et politiques auxquelles il doit la vie** (nicht auch das Unglück, stillzustehen, was bekanntlich Rückschritt?), **et qui, dans leur abaissement, lui conservent le caractère indélébile** (aber auch unbedingt löblichen?) **de sa nationalité! Quelle**

leçon, dis-je, pour les E'tats de l'Occident condamnés par l'instabilité de leurs croyances, à changer incessament de formes et de direction, pareils au dunes mobiles de certains rivages de la mer du Nord! Als ob der lebende Mensch sich nicht jede Stunde veränderte, verändern müßte, und als ob nicht starre Bewegungslosigkeit, ohne streitend zusammenwirkende Antagonismen, — Tod wäre!

Jetzt endlich, durch eine etwas lang ausgefallene Ausbeuge, die aber doch kein eigentlicher Umweg, werden wir auf unsere Hauptbahn gelenkt, zu Hrn. v. Gobineau's, ich möchte es kurz so bezeichnen, Geblüts-Theorie. Nämlich: **La longévité de l'Inde n'est que le bénéfice d'une loi naturelle qui n'a pu rarement s'appliquer en bien. Avec une race [!] dominante éternellement la même, ce pays a possédé des principes éternellement semblables cet.** Der Buddhismus selbst ist eine Entadelung des Geblüts durch Kastenmischung, durch Entfesselung des bis dahin in feste Normen gebannten Connubiums, mit Einem Wort: durch „Mißheirathen" zwischen Leuten verschiedener Rassen.

Keine Frage: Kasten führen sich Anfangs ein, nicht durch politische, sociale oder religiöse Theorieen, wenngleich diese im Verlaufe der Zeit zu deren Befestigung und Heiligung pflegen hintennach angerufen zu werden, sondern — durch ein bestimmtes Bedürfniß, oder doch in Folge besonderer Anlässe, der Praxis. Dem Menschen steht ursprünglich schon jeder andere Mensch, der ihm nicht durch Bande des Blutes in engeren und weiteren Abständen (Familie, Clan u. s. w.) verwandt ist als Fremder gegenüber; die Begriffe Ausländer und öffentlicher Feind (**hostis**, übrigens auch identisch dem deutschen **gast**) und eben so Andersprachige und Barbaren gelten ihm noch gleich. Jede gesellschaftliche Gemeinschaft übt, trotz ihrer zusammenbindenden Eigenschaft nach innen, ja um derentwillen nothwendig zugleich nach außen hin gegen das Nichtzubehörige eine zurückstoßende und mehr oder minder scharf ausschließende Macht. Vgl. I. 44 fg. - So finden die Wellenkreise, welche, vom Ich des Einzelmenschen an gerechnet, in aber und aber wachsenden Bogen, als Familie und so fort, sich um ihn herumziehen, zuletzt, z. B. noch jenseit der Vaterlandsliebe, d. h. eines erweiterten, allein, innerhalb gewisser Grenzen, nicht bloß berechtigten, sondern pflichtmäßigen Egoismus, erst an der gesammten Menschheit (jetzt vom unendlichen Kosmos nicht zu reden) ihre Erdschranke. Aber dieses, mit übertriebener Heimaths- und Standes-Liebe (z. B. in der engherzigen Form von Spießbürgerthum, Cantönli- und Kastengeist) leicht ins Gedränge kommende Weltbürgerthum, das sich übrigens mit der Vaterlandsliebe keineswegs so contradictorisch gegenüber steht, daß beide einander aufhöben und sich gegenseitig ausschließen müßten, welch' ein später, und

erst vom Christenthum durch die Anerkennung des Menschen*) als solchen hineingetragener Begriff! Was bildet nun die an sich so schwer begreiflichen Kasten? Zuvörderst eine sehr natürliche, ja an sich noch nicht unsittliche und widerrechtliche Anziehungskraft, welche gleichartige Elemente der menschlichen Gesellschaft, mit Ausschluß, ja gewaltsamer Abwehr anderer, mehr oder minder ungleichartiger, einheitlich zusammenzuhalten und dadurch in ihrer Reinheit und unverletzt zu erhalten strebt. Dieses Streben wird, versteht sich, leicht da am stärksten, wo am nöthigsten; also, wo die festverbundene Einheit aufgelöst zu werden oder unterzugehen von außen bedroht ist. Erklärlich dann, wenn auch nicht in Vernunft und durch das Gebot unselbstischer Gerechtigkeit gerechtfertigt, daß in solchen Fällen oft zu schützenden Maaßregeln gegriffen wird, welche die Interessen Draußenstehender schmählich verletzen und in unwürdigster Weise mit Füßen treten, wird nur der Zweck des Eigenstrebens, durch welche Mittel immer, erreicht. Die Interessen der Völker aber, wie selbst bereits die zweier Menschen, gehen, statt immer zusammen, vielmehr öfters auseinander; welchen Zwiespalt in letzterer Beziehung schon unsere Sprache rücksichtlich des, von einem ideell gesetzten Paare (Ich und Du) abhängigen Besitzes als Mein und Dein sinnvoll hinstellt. Hierüber zumeist entstehen Mißhelligkeiten und Conflicte, welche dann statt eines früheren (ruhigen oder auch kampfreichen) Nebeneinanders oft schließlich ein Ueber und Drunter**) des Verschiedenartigen, vielleicht später

---

*) In Prutz, Museum 1854. S. 867.: „Das den rechtlichen Umwälzungen seit Ende des vorigen Jahrhunderts zugrunde liegende Princip ist der ideelle Begriff der freien Persönlichkeit, dem es aber noch an allen bestimmten und vollständigen Bedingungen, an der äußeren Grundlage fehlt, durch welche das Recht allein seine äußere Sicherheit und Verwirklichung finden kann. Diese Abstraction war die nothwendige Folge der ursprünglichen Abstraction des Christenthums. Das letztere bewegte sich in der Gegenseitigkeit seines ausschließend religiös-sittlichen Bewußtseins in transcendenten Abstractionen von den Gebieten des Rechts, der Wissenschaft und Kunst; so ist nothwendig auch das erwachende Bewußtsein des natürlichen reinen Rechts selbst noch mit dieser Abstraction behaftet, die einseitig bei dem ideellen und formalen Ausgangspunkte des natürlichen Rechts, bei dem Begriffe der freien Person und ihres subjectiven Rechts stehen bleibt. Die nächstkommende Entwickelung nun hat erst den vollständig bestimmten in seinen natürlichen Bedingungen wurzelnden Rechtsbegriff zu verwirklichen. Hiedurch aber wird sich auch das Christenthum zu seiner wahren geistigen universellen, von aller selbstischen [!] Besonderheit und Zersplitterung befreiten rein sittlichen Gestalt vollenden.“

**) Eine leider wohl kaum ganz abzustreitende Wahrnehmung, was Gallatin (Transact. of the Americ. ethnol. Soc. I. 197.) mit Bezug auf die Amerikanischen Culturstaaten ausführt, macht es wahrscheinlich, „daß die Sklaverei ursprünglich Folge von Eroberung war, und daß sie zu Umwandlung Wilder in Ackerbau-Völker kräf-

ein sich ausgleichendes Ineinander und Durcheinander desselben zur Folge haben. Wer oben schwimmt in dem stellenweis zu dicht bevölkerten Weltoceane des Lebens, der wünscht sich auf der Woge unter ihm, welche ihn tragen muß, zu erhalten, während der Untere aus der Tiefe hinauf will. Nichts begreiflicher. Ein Widerstreit solcher Art in größerem Umfange entsteht nothwendig, wo durch das Recht des Schwertes ein Eroberer in Besitz eines fremden Landes mit dessen Leuten gekommen. Der Sieger ist durch die Macht der Faust (selten wol aus rein zufälligem Glücke und nur augenblicklich), vielleicht, oder auch vielleicht nicht, zugleich des Charakters und der Denkkraft dem Besiegten überlegen, fühlt sich aber gleichwohl diesem, der natürlich grollend auf die Stunde der Befreiung hofft, in einer nicht behaglichen, Wachsamkeit heischenden Lage. Es ist daher ein Gebot der Noth und des Selbsterhaltungstriebes für ihn, auf Mittel zu sinnen, wie er die Eroberung befestige und sich für immer vortheilhaft bewahre. Kastenartige Abschließung des erobernden Stammes ist ein solches Mittel, das jedoch, seiner zu großen Schroffheit und folgerichtigen Straffheit wegen, sicherlich nur unter besonders günstigen Umständen (zuweilen vermuthlich eher das Gegentheil: durch Heranziehen der Interessen einzelner hervorragender Persönlichkeiten aus den Unterworfenen) gelingen dürfte. Bei den nach Indien einströmenden weißfarbigen Ariern galt es überdem, der Name **varn'a** für Kaste besagt's, sogar den schon von der Natur abgegrenzten Unterschied von Farbe und Farbe und den Kampf der hellen eingewanderten gegen die im Lande vorgefundene dunklere. Und nenne man es Vorurtheil, immer aber doch eine, wenn auch (wie wir in Amerika sehen) nicht schlechthin unüberwindliche, doch tiefgehende und untadelige Scheu des Weißen vor fleischlicher Vermischung mit Andersgefärbten zog sich vor dem unrein geglaubten fremdartigen Elemente keusch *) auf sich selbst zurück. Allein allmälig:

> Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
> Weh' Dir, daß Du ein Enkel bist!
> Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
> Von dem ist leider! nie die Frage.

---

tigst mitwirkte. Ungleichheit der Stände floß daraus mit Nothwendigkeit." Von dieser Seite her wäre man nun fast genöthigt, der Sklaverei eine Lobrede zu halten, weil, indem sie bevorrechteten Classen die Sorge um des Leibes Nahrung abnahm, diesen die Muße gab, ein anderes Erdreich, als das Feld, nämlich den Geist, anzubauen. Die Blüthen und Früchte griechischer Kunst und Wissenschaft, allerdings, — wir verdanken sie zum Theil, und indirekt, der Sklaverei mit.

*) Portug. **casta**, im Sinne von **Race**, **espèce** gebraucht, scheint doch wirklich durch etwas anderes als baaren Zufall, vielleicht unter Hinzudenken von **gente**, Fem. von **casto**, Frz. **chaste**, Lat. **castus**. Also etwa: ein rein gebliebenes, nicht entartetes Geschlecht.

In der anfänglichen Furcht, von dem Menschenschwall der schwärzer gefärbten und in Indien früher ansässig gewesenen Urbevölkerung hinweggespült und verschlungen zu werden, verfiel nachmals das Brahmanenthum gegen sie auf steigerungsweise abscheulicher werdende Mittel, die sich weiter zur Erzielung anderer, unlöblicherer Zwecke der Unterdrückung und Ausnutzung verwenden ließen.

Man sucht edle (z. B. Pferde-) Rassen rein zu erhalten und vor Entartung zu schützen. Warum sollte nicht auch der Mensch bei Schließung seiner ehelichen Verbindungen mit einer gewissen rückhaltsvollen und ekelen Wahl verfahren? Aber die Grenze, die Grenze? Doch nicht grenzenlos? — — Die Natur erhält bekanntlich bei ihren Schöpfungen die Arten, den Abgang der Individuen durch Tod zu ersetzen, mittelst Fortzeugung der in sie einbegriffenen Einzelwesen unter einander; aber außerdem hält sie Art und Art, selbst näherverwandte, in unverrückbarer Verschiedenheit — aus einander. Sollten sich letztere (z. B. Esel und Pferd) durch Zufall oder Zwang auch einmal zur Zeugung und Gewinnung von Mittelwesen herbeilassen: die gangbare Unfähigkeit oder doch als höchst seltene Ausnahme bemerkte Fähigkeit derartiger Mittelwesen zu weiterer Fortpflanzung scheint ein deutlicher Fingerzeig der Natur, daß Entstehung solch' zwitterhafter Geschöpfe nicht in ihrer Absicht liegt, viel eher gegen diese erfolgt.

Wie verhält es sich aber in dieser Hinsicht mit dem Menschen? Jener Analogie der Thiere hat z. B. Rud. Wagner (in dem Zusatz zu Prichard's Naturgesch. des Menschengeschlechts Bd. I. S. 44) für die Einheit des Menschengeschlechts, als Art, einen Grund abgeborgt nnd mit Nachdruck geltend gemacht. Dieser Grund jedoch erhält durch C. Vogt (Köhlerglaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift gegen Hofr. R. Wagner in Göttingen. Gießen 1855. 8.) in so fern einen gewaltigen Stoß, daß es, seinen Nachweisungen zufolge, in der That Beispiele fruchtbarer Bastarde gibt, und nicht bloß, wie man früher meinte, beim weiblichen, sondern auch beim männlichen Thiere. Vogt S. 68.: „Wir unsererseits gestehen nun zwar sehr gerne zu, daß nur wenige Beispiele von Erzeugung fruchtbarer Bastarde in der Thierwelt existiren, wir meinen aber auch bescheidentlich, daß man diese erwiesenen Thatsachen damit nicht umwerfen kann, daß man frischweg ohne weitere Beweise behauptet, die zeugenden Stammeltern der Bastarde bildeten nur eine Art. Was man Art nennt, ist überhaupt nur [?] eine Abstraction, gestützt auf die Beobachtung der gleichartigen Individuen; der Charakter der fruchtbaren Zeugung und Fortpflanzung, den Hr. Wagner als einzig gültigen reclamiren möchte, ist ebenfalls eine Abstraction, die man wohl im Allgemeinen festhalten kann, nicht aber in einzelnen Fällen.“ Nachdem sodann für mehrere kaum unterscheidbare Arten von Thieren, wie z. B. den Mouflon, die geographische

Unmöglichkeit gegen die Ansicht geltend gemacht wird, welche sie auf Ein Paar zurückführen möchte, (eine Stelle, die wir später besprechen wollen), wird folgendermaßen fortgefahren: „Wir haben gesehen, daß die Abneigung gegen die Paarung, auf welche Hr. Wagner sich beruft, auch bei denjenigen Varietäten sich einstellt, welche, wie die Hauskatze von Paraguay, evident nur Folgen der klimatischen Einflüsse sind. Wir haben gesehen, daß die Abneigung bei gewissen Species zur Brunstzeit überwunden wird; daß der Mensch sie leichter überwindet als die Thiere, kann uns wohl nicht verwundern. — Mit dem gewonnenen Resultate in der Hand können wir aber auch füglich noch einen Schritt weiter gehen und die theoretische Spekulation über den Begriff Art verlassen. Weil die verschiedenen Menschenrassen fruchtbare Bastarde mit einander zeugen, deshalb können sie möglicher Weise von einem Paare abstammen, sagt Hr. Wagner in seiner Argumentation, und weil diese Möglichkeit existirt, deshalb behaupte ich ihre Abstammung von einem Paare. Wie nun, wenn wir dieselbe Argumentation auf die Thiere anwendeten und sagten: Weil Hund und Wolf, Hund und Fuchs, Kameel und Trampelthier, Ziege und Steinbock, Ziege und Schaf, Pferd und Esel fruchtbare Bastarde mit einander zeugen, deshalb stammen diese Thiere von einem Paare ab? Würde uns nicht Jedermann bei einer solchen Behauptung ins Gesicht lachen? Ist aber die Schlußfolgerung nicht dieselbe? — So müssen wir denn zu dem Schlusse kommen, daß die verschiedenen Menschenrassen, die unverändert Jahrtausende hindurch bestanden haben, verschiedene Arten [**species**, im naturhistorischen Sinne!] sind, welche fruchtbar mit einander zeugen und erst die Mischvölker produciren konnten. Die genauere Begränzung der Rassen ist in Beziehung auf Entscheidung aller dieser Fragen ein ziemlich unwesentlicher Punkt" u. s. w.

Hier müssen wir nun aus dem Aufsatze: Ursprung des Menschengeschlechts (Grenzb. 1855. Nr. 16., welcher eine Anzeige von Vogt's Streitschrift enthält) Mehreres einschalten. Ergänzt werde Vogt, wird darin behauptet, durch Jessen, Preisschrift über die Lebensdauer der Gewächse. Bresl. u. Bonn 1855. Die von dem englischen Geistlichen Herbert gefundenen Gesetze über Bastardbildung der Pflanzen sollen, ihm zufolge, auch auf die Thierwelt anwendbar sein; und dafür schienen in der That alle Thatsachen zu sprechen. Jessen wendet sie eben auch auf Menschenrassen an und theilt uns darüber nach andern Schriftstellern Folgendes mit: „In vielen Fällen ist der Widerwille zwischen Thierarten so groß, daß eine Begattung völlig unmöglich ist; in andern ist dieser zum Theil unterdrückt (so bei Negern und Weißen) oder er wird durch Gewohnheit oder List überwunden. Meist ist dann der Abkömmling völlig unfruchtbar; in andern Fällen ist er so schlecht ge-

bildet, daß er die Periode des Säugens nicht überlebt, wie beim Maulthiere. Bisweilen sind jedoch die Abkömmlinge fortpflanzungsfähig, aber nur durch Zufluß von reinem Blute eines der Eltern, aus dem sie entsprangen. In noch anderen Fällen vermehren sich die Abkömmlinge unter sich, aber nur auf 2 oder 3 Generationen und zeigen selbst während dieser Zeit keine Beständigkeit im Charakter. So sagt van Armringe: Wir haben viel Aufmerksamkeit hierauf verwandt, haben eine Reihe von Mulattenfamilien untersucht und uns überzeugt, daß die Kinder selten jene Mittelfarbe zeigen, welche ihre beiden Eltern als reine Mulatten besitzen. In großen Familien von Mulatten (von Halbblutseltern) findet man ganz gewöhnlich einige der Kinder so hellfarbig als ob eins der Eltern ein Weißer wäre, und einen andern Theil so schwarz, als wenn eins ein Neger. Jeder praktische Arzt hat Gelegenheit zu bemerken, wie viel mehr die Mulatten den Skropheln und der Schwindsucht unterworfen sind, als Weiße oder Neger. Mit dem Aufhören der Zufuhr von europäischem Blute, sagt **Dr.** Knox, muß der Mulatte von allen Schattirungen aufhören zu existiren; er kann seine Rasse nicht fortpflanzen. Ferner erklärt der Oberst Smith in seiner **Natural history of man**: Wir bezweifeln sehr, daß es auch nur eine Mulattenfamilie, aus irgend einem Stamme entstanden, unter den Tropen gibt, welche durch vier Generationen sich fortgepflanzt hätte" u. s. w. Von Seiten der Grenzboten wird hinzugefügt: „Wir sind allerdings nicht in der Lage, die Richtigkeit der zuletzt angeführten Beobachtungen bestätigen zu können, sie mögen um so mehr einer gewissenhaften Nachforschung bedürfen, da durch ihre Feststellung die Artverschiedenheit der Menschenrassen unwiderleglich bewiesen sein würde. Aber reicht hiezu Vogt's Aufzählung fruchtbarer Bastarde in einer Generation keineswegs aus, so wendet er sich sogleich mit größerem Erfolge nach andern Seiten." Dann S. 101.: „Wir würden es hervorheben, daß noch viel weniger (als die Farbe) die physischen Verschiedenheiten der Rassen aus klimatischen Einflüssen erklärt werden können, wüßten wir nicht, daß allen Beobachtungen zum Trotz von manchen Seiten noch gleiche [?] Bildungsfähigkeit aller Nationen behauptet wird. — Der Mensch hat also weder Neigung, Varietäten zu bilden, noch aus seinen Rassen in eine gemeinsame Urform zurückzukehren; die anatomischen Verschiedenheiten der letzteren dagegen sind zwar in Hautfarbe und Schädelbau erheblich genug, um zur Aufstellung verschiedener Arten von Menschen zu berechtigen, nicht aber, um diese festzustellen. Aber die anatomischen Charaktere treffen zusammen nicht allein mit gleicher Sprachbildung (so viel man weiß *)), sondern auch mit gleicher geographischer Verbreitung.

*) Ist allenfalls wahr für Amerika und Australien; in gewissem Sinne,

Wenn demnach z. B. die amerikanischen Rothhäute durch anatomische Charaktere und Sprachbildung zu einer Art sich zusammenschließen, und ohnedies nur in Amerika vorkommen, wohin sie anderswoher auf keine begreifliche Weise gelangen konnten, so wird die Wahrscheinlichkeit, daß sie auch dort entstanden sind, zur Gewißheit."

Erleidet anders, was durch Obiges einigermaßen in Frage gestellt ist, keinen Widerspruch, daß, im Gegensatze zu der Thierwelt, menschliche, aus Kreuzung von Rassen entsprungene Mittelwesen sich nicht bloß in erster Generation, sondern im Zeitenstrome weiter hinabwärts vollkommen fruchtbar erweisen und folglich somit zwischen die Rassen nicht, wie zwischen die Arten, entweder schwer, oder vielleicht gar nicht übersteigliche Scheidewände hinein geschoben stehen: so sollte man daraus, meine ich, schließen, wie der Natur an unbiegsamer Aufrechthaltung der Rassen, als solcher, in ihrer Unberührtheit und Stetigkeit nicht so außerordentlich viel gelegen sein könne. Wie immer erfinderisch und freigebig in ihren Schöpfungen, mag sie absichtlich, unter Vermeidung langweiliger Einerleiheit, bei der Krone der Erdenbewohner an dem mannichfaltigsten Reichthum der Bildung, ihr Gefallen finden. Aber auch ordnungslos bis ins Unbegrenzte hinein? Gewiß flieht doch die Natur, nach monotoner Einförmigkeit, nichts so sehr, als Unordnung, welche sich ohne den Zügel des Gesetzes ins ungemessene Weite verliert. Es scheint aber, namentlich auch als Folge der in Galopp gesetzten Verkehrsmittel, als sei unser Geschlecht von einem Wendepunkte nicht mehr allzufern, wo über dessen Zukunft müßte eine neue und große Entscheidung fallen und wo Gefahr droht, ob sie auch zwischen zwei Klippen werde ungefährdet hindurch gelangen: einer unterschiedlosen Einförmigkeit rechts, oder einer ungestalten Vielgestaltung ohne Maß zur Linken. Wir stehen hier nicht etwa vor einer Frage müssiger Neubegier; nein, vor einer Frage von äußerst folgenschwerem Gewicht für die weiter hinaus liegenden Schicksale der Menschheit. Und wie sollte uns nicht, bei welch' schwachem Hoffnungsschimmer auch auf ein prophetisches Erahnen ihrer Lösung, zumal diese zum Theil in unserer eigenen Hand ruht, eine solche Frage gleichsam mit dämonischer Gewalt, in ihr Netz ziehen und verstricken! Ich spreche von dem künftigen Verhältniß der weißen Rasse zu ihren farbigen Mitschwestern. Die Sache hat eine um so ernstere Seite, falls, was unser Autor, der Hr. Graf, I. 102. versichert, durchaus seine Richtigkeit hätte, „daß die Mehrzahl menschlicher Rassen [auf ewige Zeiten!] unfähig ist, sich je zur Civilisation zu erheben, es sei

---

sonst auch nicht. Anderwärts läßt sich das schwerlich rechtfertigen, indem eine und dieselbe Rasse mehrerlei höchst abweichende Sprachtypen umschließt.

denn, daß sie sich mit der edelsten mischen." Was wird aber das letzte Resultat eines lange fortgesetzten Mischungsprocesses der Art sein? Der Weiße gilt, und wie man doch wohl zu glauben Grund hat, als das höhere Vorbild der menschlichen Gesammtgattung und, so zu sagen, als ihr in glücklicher Wirklichkeit erreichtes Ideal. Müßte man nun aber nicht aus der Fortpflanzungsfähigkeit der Menschen-Rassen unter einander fast folgern (oder ist der Schluß zu verwegen?), die Allmutter Natur würde es wohl, obschon doch selbst Schöpferin der übrigen andersgefärbten Mannichfaltigkeit menschlicher Typen, die doch kaum ganz zwecklose Laune von ihr kann sein sollen, zu verschmerzen lernen, nicht sowohl daß alle farbige Rassen durch die weiße von der Erde spurlos vertilgt, eher wenn sie, wie man z. B. Schafe veredelt, durch „weißes" Blut veredelt und gleichsam zu sich hinauf gezogen würden? Was geschieht aber in diesem Falle, wo die dunkelfarbigen Rassen vom Angesichte der Erde nicht durch einfaches Aussterben, oder durch Todschlag abseiten der Weißen, verschwinden, sondern sich nur durch Mischung in die weiße Rasse verlieren und so ihren Untergang, oder ihren Aufgang und ihre Erhebung, finden; was wird da mit jenem schönen Musterbilde? Kann es sich in seiner Schöne ungetrübt erhalten und muß es nicht von den schlechteren Typen, die sich in selbiges ergießen, tief unter sich hinabgezogen werden wie körperlich so an Geist? Nur schüchtern wagt der Blick, in solche, ohnehin mit Schleiern verhangene Perspectiven einzudringen.

Gustav Klemm antwortet, mit Bezug auf seine Unterscheidung einer, sich angeblich wie Mann und Frau zu einander verhaltenden „aktiven und passiven Menschheit": „Ich sehe in der Verschmelzung der ursprünglich getrennten aktiven und passiven Rasse die Erfüllung des Zweckes, den die Natur in allen Zweigen ihrer organischen Schöpfung verfolgt. Wie das einzelne männliche oder weibliche Individuum, wenn es allein steht, dem Zwecke der Natur nicht nachkommt, eben so ist ein Volk, das nur aus Mitgliedern der einen oder anderen Rasse besteht, etwas Unvollkommenes, etwas Halbes. Die reinen nomadischen Mongolen sind ein trübseliges, der wahren Cultur nicht fähiges Geschlecht; die reinen, der aktiven Rasse angehörigen Tscherkessen sind eine barbarische, wüthende, der wahren Cultur eben so wenig fähige Nation. Erst durch die Vermischung beider Rassen, ich möchte sagen durch die Völkerehe, wird die Menschheit vollständig, erst dadurch tritt sie ins Leben und treibt die Blüthen der Cultur." Aber eben hienach müßte ja der Gegensatz zwischen aktiver und passiver Menschheit, statt je anders aufgehoben zu werden als im Einzelnen, im Ganzen und Großen, um stets von Neuem zu wirken, ein bleibender sein, vorausgesetzt, er

habe, wie angenommen wird, eine ähnliche Naturnothwendigkeit, als der Unterschied der beiden Geschlechter.

Unsere Neubegierde ginge dahin, voraus zu wissen, wie sich nach Mischung wirklich verschiedener Rassen im Großen die Menschheit gestalten, welches Aussehen bekommen würde. Den Proceß einer Rassenvermengung im Kleinen durch Umsiedelung und Kreuzung zwischen Individuen verschiedener Völker (indeß fast immer derselben Rasse) sehen wir ja täglich, auch bei uns in Europa, namentlich in großen Städten, vor Augen, und erkennen das nicht nur an der Durcheinanderwürfelung der Personennamen (meine Familiennamen S. 103 fg.), sondern, was ich aus einem interessanten Aufsatze „Vom menschlichen Haar" lerne (im Morgenbl. 1855. Nr. 14.), auch besonders mit am Kopfhaar. „Der Einfluß der Rassenmischung, wird erzählt, fällt besonders in die Augen, wenn man die Bewohner der großen Hauptstädte mit denen des platten Landes vergleicht. London, in gewisser Beziehung der Mittelpunkt der Welt, ist weder blond, noch dunkelhaarig, es hat alle möglichen Schattirungen aufzuweisen. So vertritt auch der Pariser so wenig den nußbraunen Normannen oder den schwarzen Bretagner (dessen Töchter sich häufig ihres dunklen Haarschmuckes begeben, um ihn als die unter den Haarsorten gegenwärtig gesuchteste trotzdem nur für wenige Sous nach England zu Perrücken und ähnlichen Artikeln zu liefern), als der Londoner Spießbürger den reinen Sachsen der südlichen und der westlichen Grafschaften. Ein weiteres Beispiel liefert Wien. Was in solchen Städten rasch vor sich ging, machte sich langsamer in Landstrichen, welche die großen Heer- und Verkehrsstraßen der Nation bilden. So erscheint das in Mitteleuropa vorherrschende braune Haar als die neutrale Mitte, hervorgebracht durch die Mischung der blonden Volksstämme mit der alten südlichen Bevölkerung. — Die dunkelhaarige Menschheit hat auf der bewohnten Erdkugel offenbar weit das Uebergewicht. Der Hauptsitz hellfarbiger Stämme ist Europa, ja sie scheinen so ziemlich in die Grenzen dieses Welttheils eingeschlossen und treten auch innerhalb desselben nur in gewissen nördlichen Breiten auf. Im Gefolge ihrer Seekönige schoben sich einst die seeräuberischen Horden der kecken blondhaarigen Volksstämme Norwegens und Schwedens auf ihrer großen weit vorhängenden Halbinsel gegen Süden vor, und sprangen wie von einem Schiffsdeck enternd an Bord des großen europäischen Fahrzeuges, dessen nächste Vertheidiger besorgt das Weite suchten. Auf diesem Wege [allein?] erhielt ganz Norddeutschland den Grundstock seiner Bevölkerung, und von da aus wurden wiederum in Britannien die dunkelhaarigen Urvölker der Kelten und Kymren in die Berge von Schottland und Wales zurückgedrängt. Die Einfälle und Niederlassungen der Dänen an der Ostküste von England trübten nicht die Fluth blonder Völker,

die das Land inne hatten, da die Dänen desselben Stammes waren, und der Einfall der Normannen, in welchem Maaße sie auch dunkelhaarig sein mochten, war zu wenig massenhaft, um am Zustande etwas wesentlich zu ändern. Im Großen sind die Ureinwohner von den verwegenen blonden Nordmännern, wo es zum Zusammenstoß kam, sichtbar so vollständig aufgezehrt worden, wie die kleinen schwarzen Ratten, die einst auf der britischen Insel und in einigen Strichen des Festlandes so häufig waren, vom kräftigeren grauen Nager Norwegens. — Mit dem 10. Jhh. ist die ethnologische Karte von Europa in ihren Hauptzügen fertig, wie sie heute vorliegt, und was namentlich das Verhältniß zwischen dunkelhaarigen und blonden Stämmen betrifft, so war es schon damals so ziemlich dasselbe wie jetzt. Indessen sind die ursprünglichen Gegensätze hie und da doch durch gewisse Vermischungen verwaschen worden. Gegenwärtig finden sich die blondesten Menschen auf der Erde nordwärts vom 48. Breitengrade. Diese Linie schneidet ab England, Belgien, ganz Norddeutschland und einen großen Theil von Rußland. Zwischen dem 48. und 45. Breitengrade liegt ein zwiespaltiger Strich mit braunem Haar in verschiedener Schattirung, der das nördliche Frankreich, das südliche Deutschland *), die Schweiz, einen Theil von Piemont umfaßt, durch Böhmen und Deutsch-Oesterreich läuft und die georgischen und circassischen Länder des Russischen Reichs berührt. Unterhalb dieser Zone am Südende der Karte von Europa weisen Spanien, Unteritalien und die Türkei die ächt dunkelhaarigen Stämme auf. Im Ganzen und Großen beobachten wir somit am Haar der europäischen Völker von Nord nach Süd einen allmäligen Uebergang vom Flachsblond der nördlichen Breiten zum Blauschwarz an den Ufern des Mittelmeers. Dieses Gesetz erleidet aber zahlreiche augenfällige Ausnahmen. — — Sehen wir uns weiter auf der Weltkarte um, so zeigt sich vollends deutlich, daß die Haarfarbe

---

*) Lorenz Diefenbach, A. L. Z. 1844. Nr. 201. S. 260.: „Den Germanomanen leuchtet diese (sprachliche) Mischung nicht sonderlich ein, noch weniger die parallele des Blutes, der Gesetzgebung, Sitte und Religion. Auch wir fordern bei solchen Forschungen die größte Vorsicht und setzen die ächt Deutschen Elemente als numerisch und dynamisch bei Weitem überwiegend voraus; zugleich dürfen bei fremdartigen Erscheinungen spätere Völkermischungen und durch äußere und innere Naturveränderung esoterisch im Volke vorgegangene Wandelungen nicht außer Acht gelassen werden. So leiten wir z. B. die Schwarzköpfe Süddeutschlands und noch mehr Englands allerdings großentheils aus alter keltischer Mischung her, bedenken dabei aber auch: wie vielfache Völkererzeugungen in späterer Zeit stattfanden und daß selbst die durch den Anbau veränderten klimatischen Verhältnisse Deutschlands auf die Körperbeschaffenheit der Bewohner wirken mußten, — wenn wir auch auf der Schaubühne der lebendigen Natur keine zufälligen Verwechselungen weißer und schwarzer Köpfe, wie in „Bär und Bassa“ annehmen wollen.“

nur von der Rasse bedingt wird. Nehmen wir den 51. Breitengrad und verfolgen ihn rund um die Erde, so sehen wir ein Dutzend Nationen gleich verschiedenfarbigen Perlen auf ein Halsband gereiht. Das europäische Stück des Bandes ist blond, während die Tartaren, die nördlichen Mongolen und die indianischen Ureinwohner Amerikas schwarzes straffes Haar haben, und in Canada sehen wir die Kette wieder durch die blonden sächsischen Köpfe unterbrochen. — Daß Clima und Lebensweise nicht ohne Einfluß sind auf die Gestaltung des Rassencharakters und damit eines Hauptzeichens desselben, des Haars, ist nicht zu bestreiten; jedenfalls aber äußern diese unwandelbaren Ursachen einen irgend merkbaren Einfluß erst nach langem Zeitverlauf, und die Geschichte, so weit sie zurück reicht, kennt kein Beispiel, daß ein dunkelhaariges Volk blond geworden wäre, oder umgekehrt fließende Locken sich in Negerwolle verwandelt haben. — Mit dem Satz, daß Farbe und Beschaffenheit des Haars mit der ursprünglichen Rasseneigenthümlichkeit zusammenhänge, ist so ziemlich alles gesagt, was die Ethnologie überhaupt über diesen Punkt weiß. Das verschiedene Haarcolorit hängt lediglich ab von der Farbe der Flüssigkeit, mit der jedes einzelne, eine Röhre bildende Haar gefüllt ist. Liebig hat die Farbzellen untersucht und ihre chemische Zusammensetzung nach der Haarfarbe merklich verschieden gefunden. Das schöne goldgelbe Haar dankt sein Colorit einem Ueberschuß von Sauerstoff und Schwefel, während die Kohle zurücktritt, wogegen umgekehrt beim schwarzen Haar die Kohle auf Kosten des Sauerstoffs und des Schwefels vorschlägt. In dem, was die weichen, üppigen Locken des sächsischen Mädchens von den straffen, blauschwarzen Strängen des amerikanischen Weibes unterscheidet, ist indessen der Farbestoff nur ein Moment. Die Stärke und der ganze Bau des einzelnen Haares und die Weise, wie es in der Haut steckt, sind weitere entscheidende Rassenmerkmale. Ein anderer Deutscher hat die Haare gezählt, und rechnet auf den blonden Kopf 140,000, auf den braunen 109,440, auf den schwarzen 102,962, endlich auf den rothen 88,740 einzelner Haare, so jedoch, daß bei den letzten beiden die geringere Menge durch größere Stärke der einzelnen Haare aufgewogen wird."

Die deutsche Uebersetzung von A. Esquiros und Dr. Weil, **Jardin des Plantes** zu Paris. Stuttg. 1852. enthält hinten von S. 306—347. einen, leider etwas zu Französisch, d. h. rhetorisch, gehaltenen Aufsatz: „Das Fortschreiten der Menschen-Racen" nach einer Vorlesung von Dr. Serres. Hienach lehrte die vergleichende Anthropologie, wie die Functionen sich mit den Organen degradiren, je mehr man von der kaukasischen zu den tieferstehenden Rassen heruntersteigt. Z. B. liegt bei der „amerikanischen Rasse der Nabel tiefer, weil die Leber umfangreicher ist; und so oft bei einem Individuum die Leber vorherrscht, folgt daraus immer

auch ein Vorherrschen der Gefräßigkeit. Die Civilisation scheint zur Folge zu haben, daß sie die Capacität des Magens vermindert; denn bei den wilden oder barbarischen Rassen sind alle Erscheinungen des vegetativen und animalischen Lebens auf ein beträchtliches Volumen getrieben." Es werden der ursprünglichen Rassen aber S. 315. die Blumenbachischen 5 (die kaukasische, mongolische, äthiopische, amerikanische) angenommen, nur daß die malayische wegbleibt. „Ueberall wo diese menschlichen Varietäten zusammentrafen, zeigt sich Folgendes als Ergebniß: die Schwarzen wurden von den Gelben unterjocht und beide zusammen mußten sich den Weißen unterwerfen. Wenn aus der Mischung dieser drei Farben Mittel-Nuancen entstehen, so nehmen sie in der Gesellschaft doch nur den Rang von Zwischenordnungen ein, und schon aus diesem ersten Factum läßt sich der Schluß ziehen, daß auf die Charaktere der menschlichen Rassen eine Steigerung der Macht der Civilisation zu gründen ist." — S. 321 fg.: „Die Wissenschaft ist noch weiter gegangen: nicht zufrieden, die Charakterzüge der Rassen im Elementarzustande zu beobachten, hat sie auch der Wirkung nachgeforscht, welche diese Rassen bei der Kreuzung auf einander ausüben, und hat Folgendes als Resultat erhalten. Alle menschlichen Rassen besitzen das Vermögen, sich unter einander zu reproduciren, nur hat die Natur der Annäherung ihrer Extreme gewisse Hindernisse in den Weg gelegt: die Vereinigung eines Individuums der äthiopischen Rasse mit einer weißen Frau ist bedauerlich und meist unfruchtbar, der umgekehrte Fall dagegen, nämlich die Vereinigung des Weißen mit einer schwarzen Frau ist der Mischung der Geschlechter sehr günstig, denn sie ist leicht und fast immer fruchtbringend. Will man nun, mit Serres die Absichten der Natur verdolmetschen, so findet man, daß sie bei Festsetzung dieses Hemmnisses, dieser materiellen Schranken, eine besondere Absicht verfolgte, nämlich die der Erhöhung der Rassen, während sie durch dasselbe Mittel deren Erniedrigung vorzubeugen suchte. Nun verschlechtert sich in dem ersten Falle das Erzeugniß der äthiopischen Rasse, im zweiten dagegen, d. h. bei der Begattung einer Schwarzen durch einen Weißen nimmt das Erzeugte an der Erhebung zur kaukasischen Rasse Theil, und man sieht schon jetzt, daß die Mischung der Rassen in bestimmten, von der Natur gesetzten Grenzen eines der Mittel der Vervollkommnung der Menschengattung ist. Dieses Reproductions-Vermögen zwischen den Geschlechtern zweier verschiedenen Rassen erledigt die Frage von der Einheit: es gibt mehrere Rassen, aber bloß eine Menschennatur. [Wie z. B. Burmeister, Schöpfung 5te Aufl. S. 568., auch nur Eine Menschen-Species annimmt, trotzdem, daß er einpaarigen Ursprung für sie entschieden läugnet]. Thiere verschiedener Gattung reproduciren sich nicht unter einander; bei nahe verwandten Species entstehen durch Kreuzung die Mestizen

und Bastarde, deren Fruchtbarkeit aber schon in der ersten oder zweiten Generation ein Ende erreicht. [Das ist also die Wagner'sche Argumentation, gegen welche, erinnern wir uns dessen, C. Vogt eifert.] Auch noch in einer andern, von der Wissenschaft gesammelten Thatsache, gibt sich die menschliche Einheit kund: wenn die Mischung zweier Individuen verschiedener Rassen fruchtbar ist, so gibt die höhere Rasse mindestens zwei Drittheile ihrer Natur an das neue Erzeugniß ab. Dieses Fortschreiten hat man mit aller Aufmerksamkeit beobachtet und Serres hat erkannt, daß die kaukasische Rasse allen anderen, die sie berührt, ihr Siegel aufdrückt; wenn sie auch im Anfange etwas heruntersteigt, so kehrt sie doch in der vierten, fünften oder sechsten Generation zu dem früheren Standpunkte zurück, indem sie [?] alle anderen Typen beibehält. — Wer sollte nicht schon jetzt die philosophischen Folgen dieser naturhistorischen [in wie weit richtigen?] Thatsache voraussehen? Die Uebergriffe der weißen Rasse streben heutzutage dahin, die Existenz der übrigen auf der ganzen Erde zu verwischen. Die alten Traditionen, die uns einen ursprünglichen Weißen darstellen, von dem, als dem gemeinsamen Stamme, alle anderen Rassen entspringen, verfolgen ohne Zweifel eine irrthümliche Bahn; doch ist es nur ein Irrthum in der Zeit, den sie begehen: die Einheit der Rassen, der reine Menschentypus, der Mustermensch, nicht in der Vergangenheit existirt er, wohl aber wird die Zukunft ihn gebären: Adam ist nicht gekommen, er wird erst erscheinen. Die höheren Rassen absorbiren die untergeordneten, und zwar ohne Ausnahme: Alles veranlaßt uns zu dem Glauben, daß die schwarze Rasse ursprünglich die zahlreichste war, wie sie denn noch bis auf diese Stunde mit einer Fruchtbarkeit begabt ist, welche der Sklaverei allenthalben neue Nahrung gibt; ihr Vorhandensein auf der Erdoberfläche hat sich bloß durch die Eingriffe der andern Rassen, die sich über sie gestellt haben, vermindert. [Ist das wahr? Allerdings scheint hiefür der Australneger zu sprechen, da er nur noch auf das Innere der polynesischen Eilande beschränkt zu sein pflegt.] In Amerika bildet die rothe Rasse die untere Schicht, das Substrat der Völker, die ihr auf ihrem vaterländischen Boden gefolgt sind; schon jetzt ist eine große Zahl der Eingeborenen der neuen Welt verschwunden: die Autochthonen wurden durch die stärkeren Stämme unter den Inkas ersetzt, dann kam die kaukasische Rasse und hat ihrerseits auch die Inkas verwischt. Dieser Fortschritt erstreckt sich über die ganze Erde: die Bevölkerung von Van Diemens-Land hat aufgehört zu existiren, nur noch dreißig bis vierzig Individuen sind davon übrig; die Guancho's sind erloschen; die Caraïben, die auf dem Continent noch wohl vorkommen, sind auf den amerikanischen Inseln gänzlich vernichtet. Die Nachbarschaft der starken Rassen verwischt überall die schwächeren, die der Hindu's erlischt mehr

und mehr in der Berührung mit kräftigeren Völkerstämmen ... Ist dieses Fortschreiten der Absorption natürlich, so fördert es jedenfalls auch den Fortschritt; denn indem die untergeordneten Rassen in den höheren erlöschen, lassen sie in letzteren neue Charakterzüge zurück, welche für letztere eben so viele Keime frischer Entwickelungen werden. Unglücklicher Weise mischt sich fast immer die blinde Gewalt in dieses Werk und entreißt dem Erdballe die primitiven Rassen noch ehe sie Zeit gehabt haben, mit der unsrigen zu verschmelzen.... Wer weiß, ob die Keime, welche die Spanier unter ihrer eisernen Ferse zertraten, der Natur nicht nöthig waren, um eines Tages unsere Rasse zu vervollständigen? — Dieselben Attentate wiederholten sich und wiederholen sich noch heute; die Anglo-Amerikaner im Gebiet der Vereinigten Staaten machen Jagd auf die Rothhäute, wie auf wilde Bestien. Auch die übrigen Rassen wurden nicht weniger mißhandelt: alle unsere europäischen Colonien haben sich seither nur unter der Zerstörung der Eingeborenen begründet, und eine lange Spur von Thränen und Blut bezeichnet den Fortschritt des kaukasischen Menschen auf dem Erdboden, dessen erste Bewohner er eigentlich hätte civilisiren sollen. Um's Himmels Willen macht diesem Verbrechen ein Ende! Es ist Zeit, daß die Wissenschaft jene Eroberungen leite, welche bisher von rohen Kräften mißbraucht wurden, ohne sie fruchtbringend zu machen. Die Physiologie lehrt uns, daß es keine bedeutungslosen Rassen gibt, weil alle in die unsrige überzugehn bestimmt sind. Lassen wir sie also nach ihrer Weise sich entwickeln, statt sie in Wüsten zu verstoßen, wo sie nur umkommen können; gibt es ja doch für sie, wie für uns Platz genug unter der Sonne. Die Civilisation soll allerdings vor dem wilden Zustande nicht zurückweichen, aber nur dadurch, daß sie ihre Kräfte in der Quelle der Natur erfrischt, kann sie dieselben zugleich vermehren. Ueberdieß sind alle Rassen einander solidarisch verbunden; wer eine einzige zerstört, schadet allen anderen, die hiedurch eines Mittels der Vervollkommnung beraubt werden. Der Letztgeborne vielleicht unter seinem Geschlechte, der Weiße, der adamitische Mensch, soll alle Menschenvariationen auf seinen Typus zurückführen; schon der Egoismus räth ihm in diesem Falle, die anderen nicht mit Gewalt und ungerecht zu unterdrücken, denn auch die welkenden Keime zu entfalten heißt für ihn die künftigen Elemente seiner Rasse befruchten."

Nachdem in dieser Art die Bedingungen der Kreuzung beleuchtet worden, wird zu Betrachtungen über den Einfluß der Racenkreuzung auf den socialen Zustand der Völker S. 325 fortgegangen. Beides noch ein Tummelplatz der widersprechendsten Ansichten und Theorieen, aus welchem Grunde wir um so mehr glauben, Hr. v. Gobineau greife mit seinem Geschichtssysteme der Physiologie gewaltig vor, weil diese in Bezug auf die

Menschenclassification noch nicht einmal rücksichtlich der Grundprincipien und der Zahl der Rassen, wie viel weniger über die Mischungs-Verhältnisse der Völker mit sich einig und im Klaren ist.

„Allen Rassen, außer der weißen, behauptet er, fehlt nicht allein das innere Vermögen (**ressort**), welches als nothwendig erklärt wird, um sie auf der Stufenleiter der Vervollkommnung vorwärts zu drängen, sondern selbst jede äußere Triebkraft ist, wenn er Recht hat, ihre organische Unfruchtbarkeit zu befruchten außer Stande, wie überaus mächtig diese Kraft im Uebrigen sein möge." (Selbst dem Christenthum wird diese Macht nur einschränkungsweise zugestanden.) — Ist aber jede Frucht volklichen Abfalls des Weißen von seinen weißen Ahnen durch fleischliches Hinabsteigen zu farbigen Rassen nothwendig in allen Beziehungen — Verschlechterung? Man vergleiche, in Antwort hierauf, unter Anderem, was Burmeister (Geolog. Bilder II. 160 fgg.) von den Mulatten beibringt, woraus in Brasilien vorzugsweise die unteren Schichten der freien Gesellschaft bestehen. Daß aus der Mischung des Weißen und Schwarzen nicht absolut schlechtere Erzeugnisse, als der Weiße ist, hervorgehen, erhellet aus Folgendem. Z. B. aus dem, was S. 166 gesagt wird: „Richtig bleibt es, wenn man alle ihre (der Mulatten) Organe für feiner, zierlicher erklärt, als die entsprechenden, nicht bloß der Neger, sondern auch der Europäer." Und S. 167: „Wenn man die gefälligen Formen der Mulatten mit Wohlbehagen betrachtet hat, und überhaupt ein Auge für die Schönheit jedes Organismus besitzt, so kann man nicht lange die analoge Bildung des Maulthiers übersehen; man wird unwillkürlich schon durch die Namen auf eine Vergleichung beider Gestalten hingewiesen, denn Mulatte kommt von **mula**, die allgemeine Bezeichnung des Maulthiers. Das Maulthier ist nicht bloß, seiner Gestalt nach, ein veredelter Esel, es ist in vieler Beziehung auch ein veredeltes Pferd; wie man deutlich einsieht, wenn man die gewöhnlichen Pferde Brasiliens daneben hat." Was die moralischen und intellectuellen Eigenschaften des Mulatten anbetrifft, so mag es zweifelhaft sein, ob auch diese immer den körperlichen entsprechende Verbesserungen seien des Typus ihrer verschiedenfarbigen Aeltern. Verschlechterungen, wenigstens mit Bezug auf den schwarzen Theil, sind es auch in dieser Hinsicht kaum. Im Ganzen aber erfordert dieses Andere oder aus Zweien neutralisirte Dritte auch gewissermaßen einen neuen Maaßstab der Beurtheilung. Man sehe darüber weiter Burmeister S. 172 fg., dem ich nur Folgendes entlehnen will: „Wenn die Mulattengestalt im Allgemeinen für hübsch gilt, so steht ihr geistiges Naturell im Rufe der Liebenswürdigkeit und stets hört man die Kunstfertigkeit oder die geselligen Talente der Mulatten mit Nachdruck hervorheben. Nach meinen Erfahrungen ist erstere besonders dem weiblichen, letztere mehr dem männlichen Geschlechte eigen;

aber beide machen grade nicht den besten Gebrauch von ihren Anlagen." — Es ist um das „Vollblut" eine schöne Sache; allein es wird ärztlich für nothwendig befunden, daß, um gedeihlich zu bleiben, altes Blut, weil durch Abschließen dem Stagniren ausgesetzt, von Zeit zu Zeit durch Hinzutreten von neuem Blute sich auffrische und kräftige, welches nicht gerade in den Adern gleich edler Geschlechter floß. Als eine solche wohlthätige Erneuerung betrachtet man ziemlich allgemein z. B. jene, welche durch Einströmen des freilich, obschon rohen, doch, weil lebenskräftigen, auch edlen germanischen Blutes in die Fäulniß der römischen Welt vermittelt wurde. Auch einige Gewächse, weiß der Landwirth, gewinnen an Kraft, wenn zur Abwechselung aus Knollen oder Samen gezogen, der weither von anderem Boden hergenommen wurde. So die Kartoffeln. So der Leinsamen, den man zu dem Ende aus russischen Ostseehäfen kommen läßt, auf deutschen Feldern.

Nach Hrn. v. Gobineau's Lehre müßte sich die weiße Rasse, gleichsam als die bevorzugte Aristokratie unter allen übrigen, um nicht die Reinheit ihres Bluts und den Adel an Körpergestalt, an Gesinnung und geistiger Befähigung aller Art zu verlieren und dadurch an dem angeborenen Rechte der Oberherrschaft Einbuße zu erleiden, nicht nur gegen ein Connubium mit den (wird angenommen) in jeder Hinsicht weniger begabten und von Natur niedrigeren dunklen Rassen sich streng abschließen, sondern auch in sich selber (denn eine solche physische Entartung, werden wir später von ihm lernen, bringt den großen menschlichen Gesellschaften ihr letztes und schwerstes Hauptunglück — den Tod) auf's äußerste vermeiden, daß ein massenhafter fleischlicher Verkehr zwischen den abermals, innerhalb ihrer, edelsten Völker mit minder edlen statt finde. Wie reimt sich damit, wenn z. B. seine Landsleute, die Verfasser vom **Jardin des plantes**, freilich in etwas nebelhafter Weise, gerade in physischer Vereinigung und Durchdringung der verschiedenen Rassen einen der Hauptzielpunkte der Menschheit zu segenreicher Einheit erblicken? Man nehme z. B. ihren Schlußsatz: „Aus der Verbindung der socialen Oekonomie mit den Naturwissenschaften scheint uns die Lösung unseres Problems hervorgegangen zu sein: die vielfachen menschlichen Rassen müssen sich eines Tages auf dem Erdballe in ein noch complicirteres Factum, nämlich in das der endlosen Varietät der Individuen *) umgestalten; kein mensch-

*) Wäre das nicht aber eine der beiden von uns oben befürchteten Klippen, an der die Menschheit ins Künftige zu zerschellen droht, einerseits Einförmigkeit, und maßlose Zerflossenheit und Verschwimmen der ursprünglichen Typen auf der anderen Seite? Wo bleibt bei diesem unendlichen Mischmasch ein fester Bestand der Charaktere in beiderlei Rücksicht, körperlicher und geistiger, und zwar auf dem Wege zum Bessern, zur Vervollkomm-

licher Typus darf verloren gehen, alle aber werden sich modificiren. Der Einheitsdrang, welcher Entfernungen und Rassen einander immer näher bringt, ist keineswegs ein blinder Drang; er beabsichtigt nicht, wie man so lange geglaubt hat, eine Gruppe durch die andere zu zerstören und den Bewohnern der Erde eine gleichförmige Gestalt zu geben; — nein: das Resultat dieser Einheit wird sein, daß eine größere Verschiedenheit in den Charakteren und demzufolge auch in den Verrichtungen zu Tage kommt. Dieser physiologische Beweis scheint uns allen bereits vorhandenen Gründen zur Ausdehnung unserer Communications-Mittel zu Wasser und zu Lande einen neuen beizufügen. Das menschliche Geschlecht ist noch bis auf diese Stunde in der Gestaltung begriffen: die verschiedenen Rassen des Erdballs einander näher bringen, heißt also die Materialien, die zu deren Vollendung beitragen müssen, auf einen Punkt vereinigen." Es ist hiebei nicht bloß die Beförderung einer allgemeinen Cultur mittelst geistiger Befruchtung ins Auge gefaßt: man richtet fast noch mehr auf die physische Seite der Sache sein Augenmerk. So heißt es S. 338 ferner: „Einige Philosophen haben diese Mischung der Rassen vorausgesehen und geglaubt, die Charaktere der Völker müßten dann gegenseitig in einander aufgehen. — Dies ist aber ein Irrthum, denn wir finden zwar auf der Oberfläche des Erdballes eine Masse von Keimen zerstreut, welche sämmtlich nach ihren eigenthümlichen Gesetzen sich zu entwickeln streben; auch wird später aus der Vereinigung dieser Keime die schließliche Einheit unserer Gattung und die Vollendung ihrer Bestimmung hervorgehen: aber diese Vermischung wird darum noch keine Einförmigkeit herbeiführen. Man hat nunmehr den Beweis erlangt, daß die Typen sich durch die Mengung nicht immer verwischen: Edwards hat in Frankreich, in Deutschland und Italien uralte Völker angetroffen, deren Züge und sonstige Charakter-

---

nung, möglich? Ich meinerseits bin darum nicht der entgegengesetzten Ansicht, als wäre es ein Glück für die Menschheit, wenn sich der Traum von nur Einer einfarbigen (und sei es weißen) Menschenheerde von nur Einem uniformirten Glauben und unter Einem Hirten verwirklichte. Jene Art von Einförmigkeit, welche alle Unebenheiten und Ungleichheiten zwischen Volk und Volk hinwegnivellirte, hätte ihre schreckenerregenden Schattenseiten. Man hat sich auch wohl einmal das (an sich unmögliche) Zusammenrinnen aller der ungezählten Erdensprachen in eine einzige, allen gemeinsame Sprache als Wunder welch' ein Heil für unser Geschlecht gedacht. Welch' unverständig-verkehrter Wunsch, erwiedere ich. Das wäre ja der Tod aller Nationalität und, mit dem Aufhören so wichtiger Reibungsmittel der Menschen an und mit einander, der Untergang jeder individuellen Bestimmtheit und Frische! — Und wohlthätig, ja nothwendig ist dieses Wettkämpfen der Sterblichen und Messen ihrer verschiedenartigen Kräfte an einander: ἀγαθὴ δ᾽ ἔρις ἥδε βροτοῖσι (**Hesiod. Opp. v. 24.**).

Merkmale den Tod ihrer Nation überlebt hatten, und als Monumente der Natur mitten unter den Trümmern zahlloser Kunstmonumente aufrecht geblieben waren. [Ist das nicht übertrieben?] Wir dürfen also nicht fürchten, daß die Züge der modernen Nationen sich so bald verändern werden. Serres glaubt überdies [was Hr. v. Gobineau läugnet] an die Existenz einer dem Boden anklebenden Kraft, welche die Gestalt der Einwohner in ihren Hauptzügen bestimmt: nach seiner Behauptung muß Frankreichs Boden lauter Gallier erzeugen, wie der von Großbritannien Engländer [die sind ja aber erst das Resultat der Mischung von Eingewanderten mit Eingebornen], und wie die Natur der neuen Welt gleich im Beginne Söhne nach seinem Bildnisse hervorbringt. So hätten wir also in der innerlichen Kraft des Typus und in der äußeren der Medien eine doppelte Ursache, welche lange Zeit zur Erhaltung des Volkscharakters beitrug; ja die Einheit der Rassen wird im Gegentheil deren [der Nationen] Mannichfaltigkeit nur noch vermehren. Sind die Rassen rein, so zeichnet sich dasselbe Temperament, dieselben Charakter-Merkmale in großen Zügen an allen Bürgern einer Nation ab: die Chinesen *) gleichen sich, wie ein Ei dem andern: lösen sich auch zufällig einzelne Individualitäten, wie z. B. Attila, Dschengis, Tamerlan von der Masse ab, so kommt dies daher, weil sie das Mongolenthum auf dem dritten Grade seiner Macht repräsentiren, wo dann immer derjenige der Stärkste ist, der den allgemeinen Typus der Masse am besten reflectirt. Im umgekehrten Falle, d. h. wenn man eine sehr gemischte Rasse betrachtet, findet man im Gegentheil, daß die Individuen mit einzelnen Gruppen und Menschenfamilien übereinstimmen, deren Charakterzüge sie bei der Geburt angenommen haben und deren Geistesanlagen sie wiedergeben. Diese Wiederholung der Rassen in den Individuen ist

---

*) S. 334: „Die Züge solcher Unbeweglichkeit haben wir schon bei der chinesischen und japanischen Bevölkerung wahrgenommen; auch die ägyptische verglich Geoffroy St. Hilaire bei seinem damaligen Besuche des Landes mit den todten Mumien ihrer Pyramiden; — der einzige Unterschied, den er zwischen Beiden fand, bestand darin, daß die einen noch in Ketten schmachteten, während die anderen frei waren. Zu solcher Versumpfung ist keine der europäischen Nationen herabgesunken; durch eine fortgesetzte Erneuerung ihrer Formen, durch eine Reihe von Umgestaltungen nähern sie sich alle einem Zustande, den wir noch nicht näher kennen." Und S. 325 (womit der von uns später angeführte Pruner D. M. Z. I. übereinstimmt): „Serres hat folgende Bemerkung gemacht: „So oft man die Menschen-Rassen im Urzustande betrachtet, findet man jede derselben mit einem gleichmäßigen Temperament begabt, das [als bloße Folge der gleichen Uncultur?] bei allen ihren Individuen vorherrscht; im umgekehrten Falle, d. h. wenn man eine sehr gemischte Rasse vor Augen hat, unterscheidet man eine deutliche Mannichfaltigkeit der Temperamente und die Individuen bleiben immer der Geistesstimmung derjenigen Rasse getreu, von welcher sie ursprünglich abstammen."

eine große Thatsache der Naturphilosophie. [Nicht auch umgekehrt, daß in Völkern und Rassen sich öfters die Temperamente und Charaktere von Individuen — man denke an das Phlegma des Holländers, das sanguinische Temperament des Franzosen, den Stolz des Spaniers! — im Ganzen und Großen wiederholen?] Frankreich, das Land, wo die celtische Rasse sich personificirt [?] hat, zeigt ein gemäßigtes [?] Temperament, das den ursprünglichen Charakter der Gallier wiedergiebt; wegen der zahlreichen Beziehungen zu den andern Rassen [hier in sehr weitem Umfange genommen] findet man hier jedoch eine große Masse anderer Typen, welche so zu sagen die Menschheit im Kleinen darstellen — eben dieser Mischung verdankt es seine Ueberlegenheit". [Schrieb's, nicht zu vergessen, ein Franzose! Schon Cäsar schildert die Gallier als beweglich und neuerungssüchtig.]

„In jeder Rasse (S. 326) gibt sich eine geheime Kraft zu erkennen, welche die Ausdehnung und Form ihrer Entwicklung bestimmt: Gesetze, Sitten, Einrichtungen und Glaubensansichten — d. h. also die ganze Physiognomie eines solchen Gemeinwesens ist von dieser Kraft abhängig: die Organisation eines Staates bringt immer die Charaktere eines Volkes zum Ausdruck. Diese Kenntniß ist nöthig, um unsere Handlungsweise zu leiten, denn wenn der kaukasische Mensch auf die anderen Nationen einwirken soll, so muß er zu gleicher Zeit jene Form der Wirksamkeit nach dem Zustande ihrer Entwickelung einrichten. Die bewohnte Oberfläche des Erdballs zeigt uns in dieser Hinsicht eine Reihe geistiger Ungleichheiten, die bei den verschiedenen Gruppen aus dem Grade des Fortschreitens ihrer physischen Charaktere hervorgehen und die Bildung verschiedener Nationen zum Resultat haben. Die Universalgeschichte verdankt diesem Gesichtspunkte eine fortlaufende Kette von Thatsachen, welche sämmtlich in der Natur der Rassen und deren Metamorphosen ihre Anknüpfungspunkte finden. Auf der untersten Stufe dieser Leiter begegnen uns die wilden Völker [ein sehr vager Begriff], bei denen alle Entwickelungen der Civilisation nur Mißgeburten sind; höher hinauf beginnen die barbarischen Nationen (es fehlt uns hier an Ausdrücken, um die Zwischennüancen zu bezeichnen, bei denen wir die ersten Skizzen eines geselligen Zustandes auftauchen sehen); diese primitiven Formen der menschlichen Gesellschaft vervollkommnen sich in dem Maaße, als die Menschenschichten der weißen Rasse, dem Gipfel der Leiter, sich nähern. Diese Stufenfolge der Gemeinwesen, hervorgehend aus der der Rassen, ist eine neue Wahrheit [?], welche durch die Wissenschaft, sowie durch die Reisen in Zukunft noch mehr befruchtet werden wird, so daß wir endlich dahin gelangen müssen, den Charakter der Nationen, auf die wir einzuwirken haben und den Grad der Stärke ihrer Einrichtungen oder ihrer Glaubensansichten kennen zu lernen. Wenn man die geographische Vertheilung der Religionen auf der Oberfläche

des Erdballs ins Auge faßt, wird man mit Erstaunen bemerken, daß sie überall einem Naturgesetze [?] unterworfen sind. Das Christenthum hat sich vorzugsweise bei der weißen Rasse festgesetzt..... Die Entfaltung der Sinnesorgane und mit ihnen die Vermehrung des physischen Widerstrebens gegen den christlichen Glauben; der Fetischdienst, oder die Anbetung der Materie erscheint von Grad zu Grad und bildet am Fuße der Leiter den einzigen Cultus des Negers, Arabers und Türken; die ersteren den Uebergang der äthiopischen; die letzteren den der mongolischen zur weißen Rasse bezeichnend, huldigen einem gemischten Cultus; der Muhammedanismus ist nach de Maistre's Ausspruche nur eine christliche Secte, welcher jedoch das Genie jener beiden Völker ihren sinnlichen Charakter aufgedrückt hat. Von der Organisation einer Rasse sind somit [allein? das beweisen hübsch aufgeputzte Phrasen nimmermehr] alle geistigen, religiösen und moralischen Manifestationen der Gemeinwesen, aus denen sie besteht, abhängig; hieraus ergeben sich verschiedene Grade von Civilisation, die sich auf weitem Felde und in verschiedenen Stufen an einander reihen. Wird nun das Menschengeschlecht dahin gelangen, diese Ungleichheiten in einem allgemeinen Fortschritte verschwinden zu machen? Wir glauben ja: die Grenzen, die Hindernisse, welche die Natur der Vereinigung verschiedener Glaubensansichten gesetzt hat, werden in demselben Maaße schwinden, als die weiße Rasse die übrigen mit ihren physischen Charakterzügen, von denen immer [?] auch die geistigen abhängen, bekleiden wird — aus der Tendenz des kaukasischen Typus, sich mit den übrigen Familien des Menschengeschlechts zu verkörpern, wird endlich die Einheit der Religionen hervorgehen." Das heißt hoffentlich: in allem Wesentlichen, d. h. ächt Menschlichen; — denn wie sieht es doch z. B. mit den religiösen Spaltungen innerhalb der weißen Rasse selbst aus: Katholicismus, Griechische Kirche, Protestantismus u. s. w., u. s. w.? — „Es gibt in der Wissenschaft eine Ansicht, die auf den ersten Blick die gegenseitige Einwirkung der Rassen auf einander beeinträchtigen zu müssen scheint: dies ist nämlich die Beständigkeit der Charakterzüge. Sobald eine gebildete Nation darauf hinarbeitet, ein wildes oder barbarisches Volk aus seinem Zustande der Erniedrigung emporzuheben, bilden Civilisation und Natur zwei Kräfte, die sich kreuzen, begrenzen, die Wage halten; die Bewegung stockt, gleichsam unsicher in der Schwebe, und es beginnt sofort ein Kampf zwischen der Beständigkeit des Typus und jenen bestimmenden Ursachen, welche auf eine Modification derselben hinarbeiten. Sind jene Ursachen vorübergehend, so wird der Typus widerstehen; sind sie im Gegentheil permanent, so muß der Typus endlich weichen. In welchem Verhältnisse weicht er aber? Hier sind die Physiologen verschiedener Ansicht: die Einen behaupten, [und auf deren Seite stände also Hr.

v. Gobineau], die durch jenen Kampf herbeigeführten Modificationen vermögen die allgemeine Form nicht zu berühren, diese verbleibe vielmehr wie früher. Aber wo hören denn jene Modificationen auf? Das eben weiß Niemand genau anzugeben: jene Veränderungen oscilliren in den Grenzen, welche genau zu bestimmen die Wissenschaft selbst sich für unfähig anerkennt. Die Erfahrung zeigt wohl, daß eine Pflanze, wenn sie den Bedingungen der Natur entzogen, aus ihrem Klima herausgerissen und unter des Menschen Hand gestellt wird, jedesmal sehr bedeutenden Aenderungen unterliegt, welche häufig ihre ursprüngliche Gestalt völlig entstellen; ebenso beweist die Erfahrung, daß diese nämliche Pflanze, in ihr ursprüngliches Medium zurückversetzt, nach und nach den alten Charakter wieder annimmt und zu dem ersten Zustande zurückkehrt. Diese Thatsache ist merkwürdig, aber man kann bloß schließen, daß sie Nichts abschließt, denn die Frage besteht bloß darin, ob es die innerliche Kraft der Pflanze, oder ob es vielmehr die erneuerte Wirkung der primitiven Ursache sei, was ihre Rückkehr zum Originaltypus bestimmt habe. Die Wahrheit ist, daß alle Physiologen gewisse Fälle anerkennen, wo die Typen sich erhalten, und andere, wo sie wiederum ausarten. Auch für die Menschenrassen geht in der geschichtlichen Formation etwas Aehnliches vor, wie es bei der großen Epoche der Erdbildung für die übrigen organisirten Wesen statt hatte; man trifft nämlich Typen, welche widerstehen, und solche, welche nachgeben, Typen, welche die großen Erschütterungen der Ereignisse unverletzt überleben, und Typen, die ihnen weichen müssen. Es ist demnach keine Unmöglichkeit, eine Rasse aus der ihr von der Natur vorgezeichneten Bahn zu verdrängen und in den Fortschritt einer anderen Rasse zu verflechten. [Also ohne Mischung?] — Eine noch sicherere und auch bekanntere Erscheinung ist aber die Erzeugung neuer Typen, wenn zwei Rassen mit einander in Berührung kommen; aus der Zahl der bestimmenden Elemente und dem Grade ihrer Verbindung ergibt sich dann gleichsam die Form, die einem Volke eigenthümlich ist; je reiner eine Rasse, je einfacher ihre sociale Organisation, desto beschränkter ihr geistiges Leben und ihre Existenz als Nation. Solche Elementar-Rassen, wie man sie nennen könnte, compliciren sich erst durch Kreuzung mit anderen Gruppen der Menschengattung, und ihre Charaktere erzeugen in dieser Mischung eine zahllose Menge von Zwischennüancen. Je mehr solcher Elemente ein Volk in sich aufnimmt, desto mehr wird es gehoben: seine sociale Organisation erweitert sich, seine Functionen wachsen, und in dem Maaße, als die Charakterzüge der Bevölkerung sich häufen, wird ihr Leben mannichfaltiger und großartiger. Sind die Elemente auch Anfangs zerstreut, so bewirkt die Zeit doch bald eine Vermischung, und während diese vor sich geht, kommen neue Entwickelungen zu Tage, und die

Erziehung trägt vollends dazu bei, die geistigen und organischen Verschiedenheiten, welche Anfangs ein Hinderniß des Fortschrittes bildeten, verschwinden zu machen. Auf diese Weise hat die Natur bei einer sehr geringen Anzahl primitiver Rassen durch die endlose Mannichfaltigkeit der Kreuzungen (was freilich durch die oben mitgetheilten Beobachtungen von Knox und Smith, sind diese anders richtig, sehr zweifelhaft würde) für die materielle Vervollkommnung des Geschlechts Sorge getragen. — Das ethnographische Studium des Erdballs zeigt uns die große Trennung der fortschreitenden und der in ihrem Gange aufgehaltenen Rassen; es tritt nämlich immer ein Augenblick ein, wo sich die Thätigkeit der Nationen erschöpft — die einen fixiren sich früher, die anderen später, und von dem Grade, auf dem sie stehen bleibt, hängt ihr höherer oder niederer Standpunkt in der Geschichte ab. Solche unvollständigen, aber in ihrer Unvollkommenheit abgeschlossenen Rassen überleben zuweilen ihre eigene Größe, wie die Trümmer das Denkmal, von dem sie herabgestürzt sind, überleben: völlige Unbeweglichkeit bezeichnet dann ihre Zukunft. Einige bleiben in diesem Zustande stehen (dies ist der Fall der mongolischen Nationen); andere dagegen schreiten rückwärts; Afrika vornehmlich ist die Wiege derjenigen Völker, die immer im selben Alter verharren; es zählt aber auch andere, die nach einem Zustande des Wachsthums, der sie mit civilisirten Völkern auf eine Stufe gebracht, von dieser Höhe wieder zurücksanken, um sich zu verschlimmern oder gänzlich unterzugeben. Asien, Chaldäa, Assyrien geben uns ein Bild von dieser traurigen Metamorphose der Zeit: die Seele dieser Völker hat sich in eine Bestie verwandelt — **anima fiera divenuta** — solche rückgesteuerte Rassen sind für die Civilisation erstorben und werden unfehlbar vom Erdboden verschwinden, wenn nicht eine civilisirte Nation für sie ins Mittel tritt."

Welche Widersprüche und Unklarheiten indeß zur Zeit noch in dem ganzen Thema! Während z. B. Hr. v. Gobineau in der Mischung und, in Folge davon, Entartung edler Volksgeschlechter für sie das größte Unheil erblickt, das ihnen widerfahren kann: betrachten Edwards und Weil gegentheils die Mischung als eins der von der Natur in Wirksamkeit gesetzten Mittel, alle anderen Rassen und, mit ihnen, die gesammte Menschheit zu höheren Stufen voll reichster Geistes-Entwickelung emporzuheben. Wie aber? frage ich noch einmal, mit Hrn. v. Gobineau, steigen die Weißen nicht damit hinab, daß sie jene vermeintlich durchaus tief unter ihnen stehenden Rassen auch sogar durch fleischlichen Umgang hinauf ziehen und veredeln? Man höre nur die beiden anderen Herren. Sie sagen: „Europa ist derjenige Welttheil, wo die weiße Rasse, von jeder Vermischung rein, ihren ganzen Charakter im weitesten Maßstabe entwickelt". Und doch nahmen sie oben den Weißen nicht von dem Gewinne aus, welcher den Rassen aus physischer

Vermengung entspringen soll!) „Die Ueberlegenheit dieser Rasse ist anerkannt: während der Mongole, der Neger, der Amerikaner, wie der Malaie bloß [?] mit der Befriedigung ihrer materiellen Triebe beschäftigt waren, hat der kaukasische Mensch die Erde vermessen, und diese hat ihm nicht einmal genügt — er hat sich sogar zu der Idee eines obersten Prinzips, eines Schöpfers aller Wesen erhoben. In dem Augenblicke, da die weiße Rasse auf unserm Continent auftrat, fand sie eine ganze Welt vor sich zu gestalten — und sie hat sie gestaltet: während die übrigen indolenten Rassen gegen die Angriffe des Klimas wehrlos waren, während der Mongole sogar die Eroberung der Natur durch den Menschen nur versuchte [wäre China auch nur ein bloßer mißlungener Versuch?], verstand die kaukasische Rasse allein, ihren Sieg bis ans Ziel zu verfolgen, und wurde die Beherrscherin der Elemente, die Gebieterin der Meere. — Das Merkwürdigste bei ihr ist aber ohne Zweifel die Entfaltung des Willens: mögen die andern Rassen unter dem Joche einer blinden Nothwendigkeit dahin schlummern — sie hat alle Hindernisse überwunden; ohne sich mit ihren eigenen Kräften zu begnügen, hat sie sich neue geschaffen, hat ihre geistige Macht durch Erfindung der Buchdruckerkunst [schon früher bei den Chinesen in Gebrauch!] und des Dampfes vermehrt und ihr Gebiet ins Endlose erweitert. So oft sie sich den übrigen Rassen genähert, wurden sie von ihr absorbirt; dem Neger, dem Amerikaner und dem Mongolen hat sie ihre nervösen, galligen und lymphatischen Temperamente genommen und aus all' diesem neue Menschen nach ihrem Ebenbilde geschaffen. Dieses Riesengeschlecht, das einst von den kaukasischen Gebirgen, dem Aufenthalte des Prometheus herabkam, hat sein Werk noch nicht vollendet"! — —

Wir haben nun wohl durch eine nicht zu flüchtige Einleitung auf ein schnelleres Verstehen der Hauptsätze vorbereitet, auf welche sich Hr. v. Gobineau allüberall in seinem Werke steift, das an so vielen, und, ob auch zuweilen kühnen und kaum von A bis Z stichhaltigen, doch stets durch neue und geistvolle Behandlung anregenden Behauptungen reich ist.

In der Naturgeschichte der Völker, oder vielmehr, wie man sein Buch noch richtiger bezeichnen könnte, in der Pathologie größerer menschlicher Vereine*) sein Nachdenken auf die gesellschaft-

---

*) Was er unter Gesellschaft verstehe, formulirt er I. 11., unter Ablehnung, das Wort von kleineren politischen Kreisen, z. B. des Athenischen Freistaates, zu gebrauchen, so: **Ce que j'entends par société, c'est une réunion, plus ou moins parfaite au point de vue politique, mais complète au point de vue social, d'hommes vivant sous la direction; d'idées semblables et avec des instincts identiques. Ainsi l'Egypte, l'Assyrie, la Grèce, l'Inde, la Chine etc.**

lichen Krankheiten und deren tiefere und versteckte Gründe richtend, glaubte der Hr. Graf, was er selbst bemerkt, bei allen gewesenen, allen noch lebenden Völkern und, wahrscheinlich, allen zukünftigen, immer die Eine Ursache *) ihres allmäligen Verfalls und Unterganges wiederzufinden. Wie sich derselbe das Zusammenbrechen gerade des römischen Reichs aus jener Einen Ursache zurechtlege, wird erst aus dem dritten noch unerschienenen Bande zu ersehen sein. Bis dahin müssen wir unserer Wißbegierde Zaum anlegen, die gern zum Voraus erriethe, wie sich hier der Vf. mit Gibbon, und Herder (Werke z. Philos. u. Gesch. Bd. 6. S. 237.) auseinanderzusetzen suche, die Beide jenen hochtragischen, aber zweimal lang hinausgeschobenen End-Akt eines unermeßlichen Weltreiches, sowie sein voraufgegangenes Sinken nicht Einer Ursache, sondern dem Zusammenwirken mehrerer, wenigstens nicht derjenigen zuschreiben, welche Hr. v. G., seiner Theorie nach, zur allein entscheidenden und tödtlichen (I. 36.) machen müßte. Aber was bedarf es erst dessen? Haben wir doch an der noch älteren und in den erschienenen Bänden durchgesprochenen Geschichte Beispiele genug. Die vier letzten Bücher, welche die frühesten Reiche bis zu den Griechen herunter, diese mit eingeschlossen, sich hauptsächlich mit auf vorgedachten Punkt ansehen, stecken voll davon. Und diese Ursache? Die Entartung (**la dégénération**), — wie das 4. Kap. des I. Buchs ausführt. Und dies ist nicht etwa bloß bildlich und moralisch **), nein, buchstäblich als ein Herausgehen aus der Art durch körperliche Vermischung andersrassiger (allophyler) Völker zu verstehen. Entartung, von Völkern verstanden, bedeutet nämlich (I. 39): „daß dies Volk nicht mehr den innern Werth hat, den es vormals besaß, weil in seinen Adern nicht mehr das nämliche Blut fließt, dessen Werth allmälige Mischungen stufenweis verändert haben; anders ausgedrückt, daß mit dem gleichen Namen,

---

*) Anders also, als bei den Atomen menschlicher Gesellschaft, oder den Individuen, deren Krankheiten, leider mehr an Zahl als Tage im Jahre, auf, wer weiß wie viel ätiologische Gründe, und gewiß nicht immer einfacher Natur, zurückgehen. „Vierhundert und zwanzig Krankheiten, meint Sakyamuni (Klaproth As. Polygl. S. 136), ist der Mensch unterworfen," — und den Krankheiten und dem Tode der Staaten läge nur eine Ursache zum Grunde? Nicht leicht zu glauben.

**) Quis enim generosum dixerit hunc, qui
Indignus genere et praeclaro nomine tantum
Insignis? Oder:
Malo pater tibi sit Thersites, dummodo tu sis
Aeacidae similis Vulcaniaque arma capessas,
Quam te Thersitae similem producat Achilles.
Und so Juvenal's berühmte achte Satire, die auch auf Völker Anwendung finden könnte, ganz.

es nicht den gleichen geschlechtlichen Grundstock (race) bewahrt hat, als seine Gründer; endlich, daß der Mensch des Verfalls, jener, welchen man den entarteten Menschen (dégénéré) nennt, ein Erzeugniß ist, unterm volklichen Gesichtspunkte, verschieden von den Heroen der großen Epochen." Außer dieser großen Einen inneren ethnischen Grundursache des Todes von Gesellschaften (in dem oben S. 42. in der Anmerkung angegebenen Sinne) giebt es an derartigen Ursachen nur (p. 37.) solche in zweiter Linie, deren Wirksamkeit zwar an einzelnen Stellen des Buchs der Vf. nicht abläugnen zu wollen sich das Ansehen gibt, während er sie doch anderwärts ohne Umschweif längnet und in der That nie mit in wirkliche Rechnung bringt, obschon doch für äußere, nicht von innen wirkende sie sämmtlich Niemand wird ausgeben dürfen. Wüßte sich eine große gesellschaftliche Gemeinschaft nur von jener Entziehung des ursprünglich adeligen Blutes und Versetzen mit gemeinem völlig frei zu erhalten, sie müßte, nach des Vfs. Annahme, ewig dauern. Freilich, wenn! — aber der Keim unvermeidlichen Todes (I. 5.) liegt in ihnen allen, und ihre Tage, zahlreicher vielleicht als die des Einzellebens, sind gezählt, so gewiß, als die jedes Menschen. Das ist im Allgemeinen leicht zu sagen, warum? Ihrer Endlichkeit wegen. Alles Endliche muß untergehen, indem es anderem Endlichen Platz macht. Eine Blume blüht vielleicht an demselben Stocke wieder auf, nachdem die anderen verblüht und abgefallen; und — wenn die Zeit der einen Pflanzenart vorüber ist, folgen ihr in der Blüthe neue nach. So gehen und kommen in einem Volke die Einzelnen, und hinwiederum haben auch die Völker ihre Zeiten, wo sie einander ablösen. Nie ruhender „Stoffwechsel" überhaupt ist in der Geschichte fortwährend thätig, so gut wie in der Natur, welche nur Gedankenlosigkeit „todt" hieße. Das im Herbst herunter raschelnde Laub ersteht, vermodert und in aufgelöstem Zustande zuvor vom Baume, vielleicht von dem, welchem es gehörte, in seine Gefäße gesogen, durch phönixartige Verjüngung wieder — im Frühjahr. In der Freude über seinen Fund: „So gelangte ich (p. VIII.) zu der Ueberzeugung, daß die ethnische Frage alle übrigen Probleme der Geschichte beherrscht, den Schlüssel dazu hält, und daß die Ungleichheit der Rassen, deren Zusammenfluß eine Nation bildet [also alle Nationen wären von vorn herein gemischt?] genügt (?), alle die Verkettungen in den Geschicken der Völker zu erklären," — läßt sich der Vf., wie das in der menschlichen Art oder Unart liegt, verleiten, die in ihm aufgetauchte neue und allerdings folgenschwere Betrachtungsweise weit über die Grenzen ihrer wirklichen Berechtigung, und, noch bevor die nothwendigen Grundlagen ordentlich gelegt worden, hinausschweifen zu lassen.

Auch Herder, und wer wüßte es nicht seit Leibnitz? wußte

wohl: „Sind in der Natur keine zwei Blätter eines Baumes einander gleich: so sind's noch weniger zwei Menschengesichte und zwei menschliche Organisationen", schreibt aber nichtsdestoweniger im siebenten Buche seiner Ideen nicht nur folgende zwei Sätze groß hin: 1) „In so verschiedenen Formen das Menschengeschlecht auf der Erde erscheint: so ist's doch ein und dieselbe Menschengattung", 2) „Das eine Menschengeschlecht hat sich allenthalben auf der Erde klimatisirt", sondern geht auch (Werke z. Philos. u. Gesch. Bd. V. S. 64.) so weit, Rassen als Verschiedenheiten der Abstammung gradesweges zu läugnen. „Kurz, weder vier oder fünf Racen, noch ausschließende Varietäten gibt es auf der Erde. Die Farben verlieren sich in einander: Die Bildungen dienen dem genetischen Charakter (?); und im Ganzen wird zuletzt alles nur Schattirung eines und desselben großen Gemäldes, das sich durch alle Räume und Zeiten der Erde verbreitet. Es gehöret also auch nicht sowohl in die systematische Naturgeschichte, als in die physisch-geographische Geschichte der Menschheit (vgl. noch S. 99.)". So wenig wollte dem großen Manne die damals durch Blumenbach auf die Bahn gebrachte Rassen-Eintheilung des Einen Menschengeschlechts zu Sinne: er wußte mit dieser, seiner Meinung nach, mehr auf der Oberfläche schwimmenden und klimatischen Verschiedenheit für seine ethischen Zwecke (Erziehung des Menschengeschlechts zur Humanität) nicht viel anzufangen, und sie mochte ihn sogar anwidern, weil sie doch der Stammeseinheit unseres Geschlechts schien bedrohlichen Eintrag thun zu müssen, — statt sie physiologisch *) tiefer im Bau

---

*) In dieser Hinsicht lehrreich ist z. B. der Aufsatz: Ueber Negerhaut in Schweigger-Seidel's Jahrb. d. Ch. u. Ph. 1829. H. 1. mit der höchst merkwürdigen Beobachtung: „Im hiesigen (Braunschweigischen) Militärhospitale befindet sich ein Mohr, der früher Soldat gewesen, und mehrere Hiebwunden erhalten hat. An diesen sind nicht nur die vernarbten Stellen eben so schwarz als die übrige Haut, sondern auch an den Stellen, wo das schwarze Pigment durch das Zugpflaster weggenommen worden, erzeugte es sich in sehr kurzer Zeit und noch tiefer gefärbt als vorher." — C. Vogt (Köhlerglaube S. 71.): „Die unterscheidenden Charaktere der Rassen liegen nicht nur in der Farbe und in dem Haar, sondern auch besonders in der Bildung des Skelettes und namentlich des Schädels — ihre Verschiedenheit ist bei den Hauptrassen so groß, daß, wie schon oben bemerkt, an eine Veränderung durch irgend welche klimatische oder sonstige Einflüsse nicht gedacht werden kann. Höchstens in der Hautfarbe sind bis jetzt in so fern Modifikationen beobachtet worden, die aber mit den Farben der primitiven Rassen auch keine Aehnlichkeit haben — in allen anderen Charakteren ist noch nirgends eine Aenderung bemerkt worden. Wir sahen aber oben aus dem Beispiele der in Amerika eingewanderten Thiere, daß alle klimatischen Einflüsse besonders in der ersten Zeit nach der Einwanderung wirken, später nicht mehr, und man darf sicher annehmen, daß Einwanderer, denen Jahrtausende keine Modification bringen konnten, auch später nicht

des Menschen, nicht bloß in den äußeren Einflüssen der Luft, der Sonne, des Bodens, der Nahrung u. s. w. zu suchen. Meiners seinerseits wollte Alles bei den Völkern, also ähnlich wie unser Vf., auf ihre anerschaffene Mitgift, die **indoles nativa**, schieben, wogegen Georg Forster, der sich 1786 über die Menschenrassen ausließ, mit Recht ankämpfte. Während nun Herder auf die Rassen-Verschiedenheit zu wenig Gewicht legt, gilt sie umgekehrt, wage ich zu glauben, Hrn. v. Gobineau — zu viel, weil, genau genommen, Alles. Erst zwei Hälften aber, erwäge man, geben ein Ganzes. Versetzt eine Pflanze in ein anderes Klima, in ein ihr mehr oder minder zusagendes Erdreich, kurz bringt sie unter den Einfluß verschiedener Bedingungen, und, kommt sie überhaupt fort, so müßte es wunderbar zugehen, oder ihr Gedeihen zeigt sich von allen diesen äußeren Verhältnissen abhängig: wie gewiß es auch bleibt, ihr innerer Trieb werde sie unter keinerlei Umständen zwingen, aus ihrer Art in eine völlig andere Art zu verfallen. Wer will aber behaupten, daß der Mensch, kein bloßer Sklave der Natur, sondern das freie Wesen und in vielem Betracht ihr Beherrscher, in jeder Hinsicht eben so starren und unbeugsamen Gesetzen unterliegen müsse, als z. B. die Pflanzen oder Thierarten?

„Der Fanatismus, der Luxus, schlechte Sitten und religiöser Unglaube führen nicht nothwendig den Fall der Gesellschaften herbei. — Das relative Verdienst der Regierungen hat keinen Einfluß auf das lange Leben der Völker. — Im Fortschritt oder Stillstande sind die Völker unabhängig von den Orten, die sie bewohnen. — Das Christenthum erzeugt nicht und schafft nicht um die Bildungs-Fähigkeit (**l'aptitude civilisatrice**)“ — sind eben so viele Kapitel-Ueberschriften und Sätze, welche, so paradox sie klingen, sich doch nicht so einfach durch in die Luft hineingesprochene Behauptungen etwa entgegengesetzter Art beseitigen lassen. Dazu sind sie in den Kapiteln mit zu vielem Scharfsinn und zwar durch Belege*) aus der Geschichte begründet. Man müßte sie gleichfalls aus der Geschichte selbst widerlegen. Abgesehen aber davon, daß die Geschichte viel Geschehenes entweder ganz verschweigt oder nur mangelhaft aufzeichnete: kann in der Regel noch mehr als über die geschichtlichen Ereignisse und ihr Wie Zweifel obwalten und Streit sich erheben über ihr Warum, über die selten offen zu Tage liegen-

mehr ergriffen werden. Wo wir jetzt hinblicken, sehen wir fast absolute Unveränderlichkeit der Menschen-Arten unter allen Zonen — wir haben durchaus kein Recht zu schließen, es sei einmal anders gewesen.“

*) D. h. Beispiele. Wo es sich aber, wie angeblich hier, um Begründung eines Naturgesetzes handelt, könnten, anders als bei bloßen Regeln, Ausnahmen gar nicht vorkommen.

den ursachlichen Zusammenhänge. Wie schwierig daher, wenn in den großen geschichtlichen Dramen der Völker, und in dem Knäuel ihrer nicht immer vor unseren Augen sich abspielenden Verwickelungen, die letzte und furchtbarste Katastrophe, nämlich des plötzlichen oder minder raschen Verendens, wovon am Schlusse eines geschichtlich bedeutsamen Lebens ein Volk erfaßt wird, wenn diese mit Sicherheit nach ihren Gründen ermittelt und aus dem voraufgegangenen Lebenslaufe des letzteren erklärt werden soll! Wie viel kommt dabei z. B. auf die eigne, oder auf fremde, meinetwegen des Glückes, Schuld? Centnerschwere, erschöpfender Antwort vielleicht nie fähige Fragen. **Ajouter que toutes les sociétés périssent** (wird I. 5. eingeräumt), **parcequ'elles sont coupables, j'y consens aisément; ce n'est encore qu' établir un juste parallélisme avec la condition des individus** [die oft auch ohne Schuld, ohne erkennbare wenigstens, unglücklich sind und umkommen], **en trouvant dans le péché le germe de la destruction.** Wohlan aber, wie kann da Schuld sein, wo ein Naturgesetz waltet, eine Nothwendigkeit, der sich zu entziehen die Völker außer Stande sind, weil ihnen dazu die Macht und die Freiheit abgeht? Mit der pastorenmäßigen Berufung auf Gottes „unerforschlichen Rathschluß" ist in so fern Niemandem gedient, als dies eingehüllte Bekenntniß des Nichtwissens nur Erklärungen geben kann, die keine sind. Wie unzureichend auch die von der geheiligten Philosophie der alten Zeiten gegebene Antwort laute: sie habe, wird versichert, doch die Frage edler hingestellt, als die rationalistischen Schulen. Die Schöngeister Athens und Roms aber hätten die noch von unseren Zeiten gebilligte Lehre aufgestellt: „Die Staaten, die Völker, die Civilisationen gehen unter nur durch Luxus, Verweichlichung, schlechte Verwaltung, Sittenverderbniß, Fanatismus. Alle diese Ursachen, im Verein oder für sich, wurden verantwortlich erklärt für das Ende der Gesellschaften; und als nothwendige Folge aus dieser Meinung fließt, daß, wo nicht sie wirken, auch keine auflösende Macht vorhanden sein kann. Als Endergebniß müßte man annehmen, daß die Gesellschaften nur gewaltsamen Todes stürben, hierin glücklicher als die Menschen [Staaten sterben, nicht bloß durch selbstverschuldeten, zuweilen nur langsam herbeigeführten Selbstmord, nein, dächte ich, zuweilen auch „an der unheilbarsten aller Krankheiten", am **marasmus senilis**], und daß, gesetzt man könne die aufgerechneten Ursachen der Zerstörung umgehen, sich vollkommen eine Nationalität denken ließe, von eben so langer Dauer als die Welt. Als die Alten auf jenen Satz verfielen, heißt es, wurden sie nicht seiner Tragweite inne; sie erblickten darin nichts anderes als ein Mittel, die Ethik zu stützen, der einzige (?) Zweck, wie man weiß, ihres Geschichtsystems." Plutarch und Tacitus haben aus dieser Theorie nur Romane und Libelle, wie erhabene Romane und

wie edle (généreux) Libelle auch, zu ziehen verstanden; das 18. Jahrh. aber diese Lehren bloß voltairianisirt (I. 9.)" Ist für eine Geschichte, die mit allerdings grauenvoller Wahrheit, wenn auch nicht im beschönigenden Tone höfischer Unterwürfigkeit, sondern voll bittern Ingrimms die ganze Nichtswürdigkeit auf und am Throne mehrerer Cäsaren schonungslos aufdeckt und geißelt, — ist hiefür Libell der richtige Name?

Ich will mich nicht weiter auf dies schlüpfrige Gebiet einlassen, das erfahrene Geschichtsforscher ernsthaft beleuchten mögen. Es liegt meinem, zunächst auf die Rassen gerichteten Zielpunkte zwar nicht völlig außer dem Wege, in so fern als ja durch des Hrn. Vfs. Behauptung an Stelle aller jener ethischen Motive gesellschaftlichen Unterganges als alleiniges das ethnische, nämlich Rassenmischung und Art-Veränderung, gesetzt wird. Mich interessirt aber augenblicklich vorzugsweise der eine Punkt, wenn (II. 360.) für die Entwickelung und Hemmung auf der Bahn gesellschaftlicher, sittlicher und überhaupt geistiger Bildung der örtlichen Lage so gut wie alle Wichtigkeit abgesprochen wird. Des Hippokrates Schrift **de aëre** u. s. w. z. B. ist für Hrn. v. Gobineau nicht geschrieben, während Herder, obwohl der großen Schwierigkeit vollkommen inne, das Gewirr von Gesetzen zu entwirren, wonach der Mensch als „ein bildsamer Thon in der Hand des Klima" von diesem ungemein abhängig wäre, von dem griechischen Arzte mit der größten Achtung spricht und Gebrauch macht (V. 79.). Wie nimmt sich dagegen Hrn. v. Gobineau's Satz aus? Nicht der, z. B. zum Handel günstigst gelegene Ort sei nothwendig allemal von der Vorsehung für den wichtigsten der Erde erkoren und bestimmt; nein (Beweis z. B. Paris, London, Wien, Berlin, Madrid), **c'est celui où habite, à un moment donné, le groupe blanc le plus pur, le plus intelligent et le plus fort,** — und läge er unweit des Polarkreises! Widersprüche, entspringend aus bloßen Einseitigkeiten subjectiver Auffassung von Seiten der betrachtenden kurzsichtigen Menschen; für das höhere Weltauge, also in ihrer gegenstandlichen Wirklichkeit, zweifellos keine. Es sei, daß sich die Rassenverschiedenheit mitunter trotz entgegenstehender Umstände Geltung verschaffe und über sie erhebe (wie ja der Geist und die Willenskraft oft, freilich nicht immer, sich unterthan macht die an sich mächtigere Natur); — sie in den Geschicken der Völker für allein wirksam erklären wollen, das geht nimmermehr. Wer hat nun Recht, Hr. v. Gobineau oder Herder? Sie haben Beide Recht und Beide Unrecht, oder, mit anderen Worten, das in der Weltgeschichte waltende Princip besteht aus zwei, sich gegenseitig unterstützenden und regulirenden Gewichten. Es regiert nicht bloß die in die Rassen gelegte Verschiedenheit der Anlage, nicht das reine oder gemischte Blut der Völker: nicht bloß ihr Wohnsitz und

die mit ihm verbundene Gunst oder Ungunst des Klima, der Lage, der Nachbaren; die Zeit-Stellung und mit ihr überkommene Erbschaften u. s. w. Es wirken beide Hauptursachen, sich wechselweis bedingend — zusammen; und, wie mein Freund Schaller urgirt, ohne ausreichende Uebung wäre ein dem Menschen angebornes Talent gleichwol nichts. Wie allerdings nicht das Kleid den Mann macht, obwohl doch Jedermann bestrebt sein wird, das wenigstens zu scheinen, was dem Kleide gemäß ist, und die Rolle nach Kräften gut zu spielen, welche der Rock dem Träger auferlegt: so gewiß macht den Menschen zwar nicht der Fleck, auf welchen er gestellt wird oder sich stellt („wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand"), allein, aber wirkt doch dazu mit. Und so macht zwar das Land nicht das Volk, wie auch vom Volke nicht das Land gemacht wird; allein — unläugbar — es besteht zwischen beiden die innigste Wechselwirkung.

Lassen wir uns vorderhand erst einiges Nähere über des Vfs. Ausführung seiner Sätze erzählen. Indem er das ursprüngliche Herabsteigen der verschiedenen Völkerhaufen z. B. vom Kaukasus, Altai und Atlas in die umliegenden Ebenen hinab als mit der Einheit des Menschengeschlechts unverträgliche (ich würde vielmehr sagen, in sich wenig haltbare) Annahme mancher Gelehrten *) verwirft, und eine schnelle Ausbreitung der Menschen über den gesammten Erdboden von einem und nur einem, einheitlichen Punkte aus, weniger in Folge freiwilliger Wanderung als durch unvorhergesehene und erzwungene Verpflanzungen, — ich gestehe, aus nur sehr hinfälligen Gründen, glaublich findet: geht er (I. 246.) von drei, nicht mehr, nicht minder, Rassen, der weißen, der schwarzen und gelben aus, indem die rothe Amerikanische und braune Malayische, welche Blumenbach hinzufügt, als angeblich bloße Mischungen aus den anderen, namentlich die Malayische als Mischung von Gelb und Schwarz (I. 371.), bei Seite geschoben werden. Diese dreitheilige Zerspaltung soll aber nicht auf der Ursprünglichkeit eben so vieler Adame und grundverschiedener Anfänge beruhen; sondern, um

*) Wer eine generelle Fluth und die Rettung einer kleinen Zahl von Menschen aus ihr zur Voraussetzuug macht, muß freilich die höchsten, wenngleich unfruchtbaren Bergspitzen als die Landungs- und Verbreitungs-Punkte der neuen Menschheit mit hinzunehmen. Daher denn nicht bloß Noah's Arche, welche auf dem Ararat aufsitzen geblieben sein soll, oder des Deukalion λάρναξ auf dem Parnasse, **Ov. Metam. I. 317**, Preller, Griech. Mythol. I. 83., sondern auch im Indischen Epos der Berg **Naubandhanam** d. i. Schiffsbande, oder nach der Fluthsage im **Çatapatha-Brâhmana (A. Weber, Indische Studien** Heft 2. S. 164.) der nördliche Berg „des Manu Herabsteigen (**Manor avasarpanam**)" geheißen. — Sonderbarer Weise wollen mehrere amerikanische Völkerschaften aus Seen entstanden sein. **Smith Barton New Views App. p. 2.** Vgl. Preller I. 57.

die körperliche und naturhistorische Einheit der Menschengattung nicht zu gefährden und mit der Bibel in Einklang zu erhalten, wird (freilich ein Mittel von ziemlich zweifelhaftem Erfolge) auf die Möglichkeit einer vormals mächtigeren Wirksamkeit kosmogonischer Kräfte auch in Bezug auf den Menschen verwiesen (I. 247.). Damit wird dann die sonst ziemlich unübersteigliche Schwierigkeit von einem Zerfallen der menschlichen Gattung in seine mannichfaltige Vielheit *) **aus** der fleischlichen Einheit (beliebt man einmal diese statt eines mehrheitlichen Ursprungs mit schon uranfänglich gesetzter Verschiedenheit des Rassentypus) in vergleichsweise leichter Weise übersprungen. Ich will indeß gegen dies Alles keinen Einspruch erheben. Es heißt weiter: Unter jenen drei Rassen ist die weiße (und wiederum in ihr die Arische, oder Indogermanische, Familie) in dem Maße allen anderen überlegen, eine wahre Auserwählte (**famille d'élite** I. 372.), behauptet vor ihnen

*) C. Vogt, Köhlerglaube S. 50: „Hr. Wagner behauptet wenigstens die Möglichkeit, wir behaupten die Unmöglichkeit der Entstehung aus einem Paar. Es giebt Rassen [Vogt behauptet: Arten], welche charakteristische ständische Merkmale haben und deren Bildung jedenfalls in eine unvordenkliche, der historischen Forschung völlig unzugängliche Zeit fällt; — wir können hinzufügen, daß einzelne Menschenrassen ganz gewiß schon zur Zeit der Diluvialbildungen, zur Zeit des Höhlenbären und des ausgestorbenen Mammuth existirten, eine Epoche, die sich jedenfalls nur nach Hunderttausenden von Jahren berechnen läßt. Diese Thatsache, die man zur Zeit Cuvier's noch zu wenig kannte, um sie zu beachten, geht auf das evidenteste aus den Untersuchungen von Schmerling und Spring hervor. (Erstere kann man vollständig resumirt finden bei **F. S. Pictet, Manuel de Paléontologie** 2. Aufl. Bd. I. Letztere in dem **Bull.** der Brüsseler Akademie 1853.) — Unserer Ueberzeugung nach gehören freilich diese diluvialen Ueberreste einer eben so verschiedenen und eben so ausgestorbenen Art an, wie der Höhlenbär. Nimmt man aber, wie Hr. Wagner, die Abstammung von einem Paare an, so muß man auch nothgedrungen annehmen, daß diese, viele Tausende von Jahren alten Knochen in ihrer Bildung dem Urpaare näher kamen, als wir, die wir zeitlich von dem Ursprungspaare jedenfalls mehr abliegen. Daraus folgt dann eben auch, daß Adam ein Schiefzähner, d. h. ein dem Affentypus näher stehender Mensch war. Die Wagner'sche Annahme, daß die ideale, nicht mehr aufzufindende menschliche Urform, von welcher alle Rassen abstammen sollen, der indoeuropäischen Rasse am nächsten stehe, wird also durchaus durch die Thatsache widerlegt.“ — Mag es sich mit jenen Knochenüberresten von angeblich vorweltlichen Menschen verhalten, wie es wolle (bekanntlich wurde bisher das Vorhandensein solcher Menschen hartnäckig bestritten): wenigstens gehen keineswegs alle Unitarier unter den Naturforschern vom weißen Menschen, als primitivsten, aus. Z. B. Link hielt die umgekehrte Ordnung des Uebergangs, von der schwarzen Farbe zur weißen, wenigstens mit der Analogie wilder und zahmer Schweine, in besserem Einklange. Vielleicht verfiele man, um zwischen den beiden Extremen von Weiß und Schwarz die Mitte zu gewinnen, noch passender auf Grau als Urfarbe.

einen solchen Vorrang, daß sogar das Treffliche, was letztere scheinen aufweisen zu können, gleichwol der weißen Rasse entweder als bloß unselbständige Nachahmung abseiten der farbigen Menschen, oder als Folge einer Blutvermischung mit ihr, pflegt zugeschrieben und in Rechnung gesetzt zu werden. So ist nun Verherrlichung der weißen Rasse, — und wer könnte, soweit es, freilich auf Kosten der übrigen Rassen, mit streng gerechter Wahrhaftigkeit geschieht, etwas dawider haben? — einer der leitenden Hauptgedanken im Werke. Carus sondert die Menschheit, ich dächte mehr geistreich als wahr, nach dem Lichte, in Tag-, Nacht- und Dämmerungs-Menschen; G. Klemm unterscheidet (wie mich bedünkt, nicht ohne Willkür) in der Menschheit eine active (z. B. Indogermanen, Semiten) und passive Seite (Chinesen, Mongolen, Finnen; Neger; Malaien; Eskimo und Amerikaner), die er freilich, gleichsam wie Mann und Frau, als zwei zusammengehörige Hälften derselben angesehen wissen will; Hr. v. Gobineau (p. IX.) starke und schwache Rassen, und stark, initiativ, wäre, ihm zufolge, lediglich die weiße.

Der Richtigkeit des Satzes von der überwiegenden geschichtlichen Rolle, welche die weiße Rasse bisher beinahe in jeder Beziehung (und man könnte sagen, ihr gegenüber, fast nur mit Ausnahme von Welteroberern wie Tschingiskhan, die anderen Rassen eine solche von stummen Statisten) gespielt hat, soll nicht widersprochen werden. Allein es fällt dem Beurtheiler schwer auf's Herz, wird ihm, auf die vergleichsweise doch immer erst kurze Erfahrung vom Ehemals und Jetzt hin, zugemuthet, den dahinten gebliebenen Menschenrassen die Möglichkeit eignen Fortschreitens für alle Zeiten absprechen und ihnen sonach nicht minder die Hoffnung auf eine, weil einsichtsvollere, sowie religiös und moralisch höher gehobene, auch reichere und glücklichere Zukunft rauben zu sollen. Dem Satze gemäß, daß, „wem viel gegeben worden, von dem auch viel zu fordern" (I. 112.), müßte, das ist wahr, in seiner Umdrehung auch jenen Rassen ihre geringere Begabung zu Gute kommen, ist anders diese so unbestreitbar, als z. B. Hr. v. Gobineau annimmt. Mir will aber eben die wenig erfreuliche Behauptung von einer, für die unendliche Zeitferne unabweisliche Inferiorität der bei weitem größeren Zahl von Völkern (zumal die Individuen wechseln, nichts weniger als stetig dieselben bleiben) nicht ohne die allerstrengste Prüfung ebensowenig zu Kopfe als zu Herze. **Res sacra miser est** — und, ja, ich halte es für eine dreimal heilige Pflicht allgemeiner Menschenliebe, seiner sich leicht mit furchtbarer Schwere dran hängenden Consequenzen wegen, sich vor leichtsinniger Annahme desselben erst dreimal den verantwortungsvollen Satz anzusehen: **Les différences ethniques**, wohlgemerkt, nicht etwa bloß die gleichgültigeren des Körpers, wie

Hautfarbe, Haar u. s. w., nein, auch die geistigen, — sont **permanentes**. Dabei springt mir ein anderer, nämlich jener berüchtigte Satz Riccio's durch die Gehirnfibern: „Sie sind wie sie sind, und müssen bleiben wie sie sind, oder — sie seien gar nicht;" — für welches Letztere ist nun allerdings, abseiten der Weißen, schon vielfach, z. B. durch das „Feuerwasser", gesorgt. Wem wäre das unbekannt von der Rothhaut, vorzüglich in Nordamerika *)? und wie lange wird es dauern, daß nicht auch in einzelnen Theilen Australiens die dort einheimische Bevölkerung, vor dem Weißen zurückweichend, wie desgleichen vor dem Menschen die wilden Bestien, einschmilzt und völlig zu Grunde geht? — Jene Lehre von absoluter Ueberlegenheit der weißen Rasse über ihre Schwestern (oder sind die anderen Rassen ganz anderer Art und folglich nicht ihre Schwestern?) hat nur zu viel Thatsächliches, und nicht den bloßen Schein, für sich. Aber steckt denn der Grund zu jener Ueberlegenheit lediglich und allein in einem größeren oder besser geordneten Maaße an geistiger Kraft, an den äußeren Bedingungen der Entwickelung dieser Kraft — nichts? Wer hat denn das Verhältniß beider zu einander schon genau genug abgewogen, und wer offenbart uns, wie groß bei den nichtweißen Rassen der Rückstand ihrer noch unentwickelten, aber trotzdem, also **potentia**, wenn auch noch nicht **actu** vorhandenen geistigen Fähigkeit? Hat man sich ferner auch überlegt, daß eine artliche Verschiedenheit nicht nothwendig sogleich auch in einen graduellen Unterschied ausgeht?

Ueber das sichtbare Hinsiechen mancher Volksstämme kann mich nicht sonderlich zufrieden stellen, der von meinem Freunde Burmeister (Geolog. Bilder II. in dem Aufsatze über „die Obstsorten Brasiliens" S. 282) in folgende Worte gefaßte Trost: „Nicht bloß darin, daß sie die ältere, die besser gebildete ist, wurde der alten Welt ein Vorzug zu Theil; sie hat ihn auch direkt von der Natur in ihren eignen Zeugnissen bekommen; das lernt man

*) Siehe Gobineau I. 75. Viele Beispiele von der Abnahme oder von gänzlichem Erlöschen mehrerer Indianerstämme hat schon **Smith Barton**, der 1798 schrieb, **New Views p. XIX. XXXVI. XXXIX. XLIII. XLV. XLVIII.** Wie rührend, was dieser Schriftsteller von den Anstrengungen z. B. der Penobscot, sich vor Aussterben zu schützen, berichtet! **We are told**, erzählt er **p. XXXIV.**, **that these Indians are „extremely anxious at the idea of becoming extinct.** [Also ungefähr, wie bei uns eine alte Familie, die nur noch „auf vier Augen steht" und durch Aussterben ihre Lehne oder dgl. einzubüßen fürchtet!] **They cause their children to intermarry while they are young, they wean their infants early and do every thing within their power, the practice of temperance excepted, to preserve their numbers; but all is vain."** Sind das Thiere oder Menschen, welche einen um die Fortdauer ihres untergang-nahen Geschlechts so tief bekümmerten Blick in die Zukunft werfen? Macht sich das Thier ähnliche Sorgen? —

nicht klarer einsehen, als wenn man die Obstsorten Brasiliens auf ihren Ursprung untersucht und die eigenthümlichen gegen die eingeführten abschätzt; da erst tritt die Schwäche, die Mangelhaftigkeit, die ursprüngliche Gehaltlosigkeit der neuen Welt so recht deutlich dem Beobachter vor die Seele. Möge eine kurze Betrachtung der Art dieses herbe Urtheil bestätigen, es wird dazu dienen können, die Philanthropen, welche den unvermeidlichen Untergang der amerikanischen Urbevölkerung beklagen, zu trösten und ihnen die Ueberzeugung gewähren, daß die westlichen Auswanderer, welche in so vielen Tausenden alljährlich von Europa über den Ocean schiffen, nur ein Gottesurtheil vollziehen, wenn sie die amerikanischen Urvölker von der Stelle drängen; sie sind wirklich nur der Ausdruck des ewig waltenden Gesetzes der Veredlung und Vervollkommnung der Menschheit durch sich selbst" u. s. f. Das hieße doch fürwahr ein Gottesgericht, vollzogen an Unschuldigen, an Menschen, denen der Boden, aus welchen man sie hinausdrängt, ursprünglich und „von Gottes und Rechts wegen" gehört, wenn auch eingeräumt wird, daß sie längst nicht so viel damit anzufangen wußten, als es der Weiße versteht. Allein, können sie dafür angesehen und bestraft werden, wenn Amerika vor der Entdeckung zwar jagdbare Thierarten in Menge, aber zähmbare, die sich zu Viehzucht und Ackerbau eigneten, nur wenige*) in seinem Schooße trug; wenn es viele Cerealien des alten Festlandes, auch nicht Obstsorten, wie Birnen, Aepfel, Orangen, kannte; also mehrere Bedingungen zu höherer Cultur seinen ältesten Bewohnern abgingen oder schmaler zugemessen waren? Man kann nur sagen, meine ich, die Natur hat nicht absichtlos so viele Jahrhunderte vor den Blicken Fremder zwei Welttheile wie versteckt gehalten, und ihren bis dahin, außer an einzelnen, gleichsam gereifteren Punkten, spärlich mit menschlichen Insassen überstreueten und gleichsam noch Jungfrau gebliebenen Boden noch aufgespart zu ungeahnten größeren Zwecken. Aber, wodurch hat sie, muß ich gleichwohl fragen, den weißen Einwanderern das Recht in die Hände gelegt, mit diesen den eingebornen Mann gewissenlos niederzuschlagen, oder, durch andere Mittel der Gewalt und List um das Dasein überhaupt, nicht bloß um seinen Grund und Boden, zu betrügen? Oftmals die Nothwehr, ich gebe es zu; bei weitem nicht stets und immer. Der Weg herzgewinnender Güte ist viel zu wenig versucht und eingeschlagen.

Die bis auf unsern Tag abgewickelte sogenannte Weltgeschichte ist sicherlich nur erst ein kleiner Bruchtheil der Lebensrolle, welche, der Menschheit für künftige Aeonen bestimmt, noch unauf-

---

*) Die Inseln der Südsee besaßen zur Zeit von G. Forster's Besuch nur dreierlei Vierfüßler: Hunde, Schweine und, aus dem Nagergeschlecht, Ratten.

gerollt Clio in der Hand hält, und mir scheint es daher ein glückliches Wort, was Luden gefunden: „Die Menschheit stehe noch ungefähr in der Altersperiode, wo man die ersten Milchzähne zu verlieren pflegt.“ Dürfen wir aber dem bisherigen Gange der Geschichte einigermaßen vertrauen, um auf ihn Weissagungen zu stützen, so zöge man leicht daraus als Schluß: dem Weißen, und das heißt (Asien und Afrika etwa ausgeschlossen) vorzugsweise dem Europäer und seinen Aussendlingen nach Amerika, Australien, Afrika (Kapland, Algerien u. s. w.) und Asien (Ostindien, Sibirien) gehört in Zukunft, noch mehr als schon gegenwärtig (ihm gleichsam als gelobtes Land von der Vorsehung angewiesen?) die gesammte Erde; und von den übrigen Rassen wird früher oder später sich ihm, was nicht hinweggestoßen oder ganz hinweggetilgt sein will vom Erdboden, wohl oder übel fügen und unterwerfen, mit ihm sich verquicken, in seinen Schooß aufgenommen sich darin (aber nicht gleichsehr der minder zahlreiche Weiße in den Schooß der Farbigen?) verlieren müssen. Dieser Schluß, der am Wege liegt, ich nehme ihn auf; nicht Hr. v. Gobineau hat ihn gezogen. Doch er nennt die weiße Rasse (mit mehreren früh in ihr gesetzten Unterschieden) eine Familie der Vorherbestimmung (prédestinée), und trägt kein Bedenken, die andern beiden, die gelbe und die schwarze, als ses deux servantes (doch nicht gar von der Gottheit vorherbestimmte Sklavinnen?) zu bezeichnen (I. 375.). Wissen wir denn wirklich mit solcher Bestimmtheit, ob nicht die letzteren dereinst zu noch ganz anderen Zwecken aufgehoben sind, als bloß, für die Weißen wie Dünger zu deren Gedeihen zu dienen? Sich zu civilisiren läßt er für letztere I. 102. — Mischung, als einzigen Ausweg, offen. Wie aber, wenn die übrigen Völkerrassen vom „Hai im Völkermeere“ (so hat man den Europäer nicht grundlos genannt) trotz ihrer vorwiegenden Menge — auf gut Anthropophagisch zuvor verschlungen und aufgezehrt werden?

Als eine unabweisbare Forderung glaube ich aber die stellen zu müssen, daß, je offner für Jedermann die Vorzüge der weißen Völker vor den farbigen zu Tage liegen, um so ernstlicher man sich jeder zu raschen, und überdies unedeln, Uebertreibung derselben enthalte, und das Gute oder Untadelige, dessen die anderen Rassen doch auch aus sich hervorbrachten, statt es zu verstecken und ihnen mäklerisch zu verkümmern, umgekehrt mit um so wärmeren Eifer hervorziehe und beleuchte, — je mehr es oft erst gesucht sein will. In dieser Beziehung geht mit Hrn. v. Gobineau's Wege der meinige nicht immer zusammen. Um seiner Theorie nach, mittelst Blut-Vermischung und Entmischung in die Weltgeschichte, — denn an Stelle moralischer Weltordnung soll ganz allein, oder in vorderster Reihe diese physische Ursache das eigentlich treibende und bewegende Princip darin sein, — Bewegung zu

bringen, wird Rassenverschiedenheit erforderlich, auch da wo man Mühe hat, solche geschichtlich aufzutreiben. Zu dem Ende wird nun nach derlei Völkermischungen, weniger innerhalb derselben Rasse als zwischen verschiedenen, umhergespäht, und diesem Umstande verdanken wir dann Rücksichtnahme auf öfters übersehene Notizen von, wie es scheint, zerschlagenen Völkerüberresten, die, auch wenn man der Anwendung, die von diesen Notizen durch Hrn. v. Gobineau gemacht wird, nicht überall beipflichtet, nun eine besondere Wichtigkeit bekommen. Daher ist er für Asien Schwarzer benöthigt *), und Völker von der gelben Rasse können in Europa, obschon man dieser hier höchstens die Völker finnischen und türkischen Stammes beizuzählen ein begründetes Recht hätte, nicht füglich in noch weiterer Ausdehnung entbehrt werden. Mit den schwarzen Stämmen, sehen sie doch alle (und doch nichts weniger als dies!) schwarz aus, werden II. 79. nicht viel Umstände gemacht. Vor ihrer Nullität in Bezug auf Civilisation soll sich z. B. rücksichtlich der Bevölkerung Aegyptens und Assyriens zeigen, daß die Quelle von Verschiedenheiten nur in der weißen Rasse ihren Sitz hat.

Daß jedoch die Assyrer und alten Aegypter in der That Mischlinge gewesen, stände erst zu erweisen; und, da dies wirklich nur eine bloße, Hrn. v. Gobineau bequeme Annahme, die er nicht bewiesen hat, wird auch noch in die Folgerungen Zweifel zu setzen erlaubt sein, die er aus dieser Annahme zieht. Wie seltsam ferner, daß dabei die schwarze Rasse der Zahl nach vielleicht, wie angenommen wird, sogar mehr betheiligt wäre, aber doch ihre Mitwirkung auf die Bildungsstufe jener Völker gering und nichtsbedeutend, während uns doch einigermaßen hiemit im Widerspruch, in Buch II. Kap. VI. die eben so neue als überraschende Versicherung gegeben wird: **Rapport ethnique entre les nations assyriennes et l'Égypte. Les arts et la poésie lyrique sont produits par le mélange des blancs avec les peuples noirs.** Also, man male es sich weiter aus, z. B. Pindars Muse inspirirt von einigen Tropfen Negerbluts, das in des thebanischen Dichters Adern rollt?! Was der Autor hiebei im Auge hat, läßt sich übrigens unschwer errathen. Die Sinnlichkeit, als ein nicht unwichtiges Ingredienz in allen Erzeugnissen der Phantasie, denkt er sich, vielleicht nicht wider die Wahrheit, bei der schwarzen Rasse in stärkerem Maaße wirksam. Und daher seine doch immer wunderlich bleibende Meinung.

Indessen, von den außerordentlich vielen und verschiedenartigen Sprachen zu schweigen, die in Afrika gesprochen werden, höre

*) Gobineau I. 368. Sind aber Dunklergefärbte in diesem Welttheile wirklichen Negerstammes? Vgl. Lassen, Ind. Alterth. I. 442. 446. Das dürfte eben so fraglich sein, als wollte man der äthiopischen Rasse ohne Weiteres den doch so verschiedenen Australneger beizählen.

man Burmeister (Geol. Bilder II. 101., vgl. Pruner D. M. Z. I. 27.), welcher, nachdem der außerordentlichen Leichtigkeit, in Brasilien*) Neger zu studiren, Erwähnung geschehen, so fortfährt:

„Hier ist es viel weniger die allgemeine Form des Negers, welche den kundigen Reisenden überrascht, als die ungemeine Verschiedenheit der Negerphysiognomieen, denen er begegnet; er hofft das längst bekannte schwarze Gesicht mit seinen markirten Zügen überall anzutreffen, und wird dagegen von einer solchen Mannigfaltigkeit der Negergesichter ganz in Erstaunen gesetzt. Dieser Vorzug bringt ihn Anfangs leicht in Verwirrung, er glaubt Ausartungen, und nicht mehr die reine Stammform des Negers vor sich zu haben; bis er durch vielfach wiederholte Betrachtung zu dem Resultat gelangt, daß jede besondere Negerphysiognomie [d. h. doch, versteht sich, abgesehen von der Besonderheit wieder der einzelnen Individuen] eine besondere nationale Differenz anzeigt, die nicht bloß körperlich für die Mitglieder derselben Nation bezeichnend ist, sondern auch mit tieferen geistigen [!] Unterschieden der Nationen in Harmonie steht.“ Man nehme etwa Eichhorn (Gesch. der drei letzten Jahrh. 1818. Bd. VI. 230.) hinzu. „Neben kernhaften und gut gestalteten Negerstämmen, sind seine Worte, wohnen schwächliche und schlechter gebildete, neben rabenschwarzen wieder gelblichte und minder schöne Stämme. So gränzen wieder an thätige, raffinirende und verschlagene Stämme, von edlerem Sinn, die

---

*) Natürlich stößt der in Afrika Reisende fast immer nur auf einen, oder wenige Stämme zu gleicher Zeit. Auch der Missionar Oldendorp zog außerhalb Afrika, nämlich gleichfalls im neuen Welttheile, zuerst umfassendere Erkundigungen über verschiedene Negersprachen ein. Kölle, den man gewissermaßen seinen Nachfolger nennen könnte, befand sich, was am eindringlichsten seine **Polyglotta Africana** darthut, auf einem, für solche Forschung ungemein günstigen Afrikanischen Sammelpunkte, wo die Kreuzer aufgebrachten Sklavenschiffen abgejagte Neger ans Land bringen, nämlich zu Freetown in Sierra Leone. Vgl. dessen **Bornu Gramm. p. IV.** Es werden darin über anderthalbhundert Neger-Idiome berührt, die zum Theil durch wesentliche Unterschiede von einander getrennt sind. Freilich gibt es in Afrika ungeheure Strecken mit nur einartigen und stammverwandten Sprachen, wie z. B. fast der ganze Norden, in so fern er nicht von Mauren und Europäern bewohnt wird, den großen Berber-Stamm in sich schließt, welcher indeß nicht zu den Negern gehört, sondern die Nachkommenschaft bildet von den alten Libyern. So auch ist die große Ländermasse südwärts vom Aequator, so weit man bis jetzt weiß, nur von zwei einheimischen Sprachstämmen, dem schon herabgekommenen der Hottentotten und einem zweiten, dem sich durch Präfigirung der Bildungsformen bemerklich machenden besetzt, der sowohl die gar nicht eigentlich schwarzen Kaffern des Ostens als auch die Kongo-Stämme im Westen befaßt. Diese Homoioglottie verträgt sich sonach mit großer Körperverschiedenheit, wie sie Burmeister (Geol. Bilder II. 128.) zwischen mehreren westlichen Gliedern dieses Stammes hervorhebt.

zum Theil lesen, schreiben und rechnen, faule, geistlose und dumme Neger, die von Geistesanstrengung nichts wissen. Eben so verschieden und noch verschiedener beinahe sind sie in Ansehung der Sprache. Auf einer Strecke von zwölf Meilen hört man oft drei, vier verschiedene Sprachen, die nicht die geringste Verwandtschaft mit einander zu haben scheinen, doch mehr an der Küste, an die sich Stämme von der verschiedensten Abstammung scheinen hingedrängt zu haben, als im Innern der Negerländer, wo für die Ausbreitung eines Stammes freierer Raum war, den sie auch zur größeren Ausbreitung ihres Volks und dessen Sprache benutzt zu haben scheinen. Die cultivirteren Negerstämme scheinen [noch etwas zu viel Schein!] einen Theil ihrer Bildung den Arabern und Mauren zu verdanken, welches ihre Religion beweist u. s. w. Die Negerstaaten sind nicht auf einerlei Weise organisirt: bald stößt man auf eingeschränkte Monarchieen, bald auf Despotieen, bald auf aristokratische, bald auf republikanische, bald auf anarchische Verfassungen" u. s. f. Also die größte Verschiedenartigkeit so gut innerhalb des schwarzen, als beim weißen Typus, und zwar in Anbetracht sowohl des Geistes als Körpers.

Hr. v. Gobineau (I. 361 fg.): „Ich müßte, ohne Zweifel, mit den Wanderungen der Weißen einen großen Theil unseres Erdballs durchmessen. Allein man würde immer die Gegenden von Hochasien zu umkreisen haben, als Centralpunkt, von wo die Bildung-hervorrufende Rasse ursprünglich ausging." Da nun: „Ich darthun werde, mit wie unerbittlicher und eintöniger Regelmäßigkeit sie (**les lois ethniques et leur combinaison**) ihre Anwendung auferlegen, — so werde ich zuletzt, aus diesen gleichmäßig erschütternden und großartigen Gemälden, um die Ungleichheit der menschlichen Rassen und das Uebergewicht einer einzigen über alle anderen festzustellen, Beweise ziehen, **incorruptibles comme le diamant, et sur lesquelles le dent vipérine de l'idée démagogique ne pourra mordre.**" Obgleich somit in Gefahr, keinem ganz gleichgültigen Verdachte dadurch mich auszusetzen, kann ich doch, mit des Hrn. Grafen gütiger Erlaubniß, nicht umhin, einige von diesen seinen Beweisen, wo nicht widerlegen, doch entkräften zu müssen.

Es gibt nur zehn große menschliche Civilisationen, und sie alle (?), wird versichert, — sind entsprungen der Initiative der weißen Rasse.

I. Die Indische Civilisation, — anerkannt mit den weißen, sanskritredenden Ariern als Tonangebern an ihrer Spitze. Späterhin der Bildungsheerd für mehrere nord- und ostwärts wohnende Völker von gelber Rasse, und im Süden (z. B. auf Java) von malayischer — mittelst des Buddhismus. Früher schon durch das Brahmanenthum vom Gangesthale aus auf die dekhanischen Ureinwohner, die ihrerseits, der schwarzen Färbung (Lassen, Ind. Alterth.

I. 446.) zum Trotz, nothwendig der gelben oder mongolischen Rasse müßten beigezählt werden, im Fall Max Müller, was ich jedoch in der deutsch-morgenl. Ztschr. in Abrede stelle, Recht behielte, die Dekhan-Sprachen, wie er in einer, Bunsens **Philosophy of Univ. Hist.** einverleibten **Letter** thut, dem großen „Turanischen" Sprachstocke beizugesellen, unter den die sog. Tatarischen Sprachen, als z. B. der Mongolen und anderer Völker gelber Rasse, fallen. Hienach befänden wir uns also in Verlegenheit, ob wir es bei den autochthonischen Völkern Vorderindiens mit Abkömmlingen gelber oder (nach Hrn. v. Gobineau's häufigem Ausdruck) melanischer (schwarzer) Rasse, oder endlich schon mit Mischlingen, z. B. von Gelb und Schwarz, zu thun haben. Darüber steht, meines Wissens, bis jetzt noch nichts fest. Wenn aber z. B. Kopten und Kabylen als „braune" Ausläufer der kaukasischen Rasse gelten: warum sollte sich nicht auch die mongolische Rasse einzeln aus ihrem Gelb in eine tiefere Färbung nach Schwarz hin verlaufen?

II. Die Aegypter, um welche sich Aethiopen, Nubier und einige kleine Völkerschaften westlich von der Ammonitischen Oase lagern. **Une colonie ariane de l'Inde, établie dans le haut de la vallée du Nil, a créé cette société** (?).

III. Die Assyrer, an welche sich Juden, Phönizier, Lydier, Karthager, Himyariten lehnen, haben ihre gesellschaftliche Einsicht jenen großen weißen Einwanderungen zu verdanken gehabt, welchen man den Namen von Abkömmlingen Cham's und Sem's vorbehalten kann. Was die Zoroastrianischen Iranier anbetrifft, welche in Vorderasien herrschten unter den Namen von Medern, Persern und Bactriern, so war das ein Zweig der arischen (indogermanischen) Familie.

IV. Die Griechen, ausgegangen von demselben arischen Stocke. Semitische Elemente waren es jedoch, welche diesen modificirten. Geistig? ja, was z. B. durch Erinnerung an Herübernahme sämmtlicher Europäischer Schrift aus Phönizien mag belegt werden; aber auch, wenigstens auf Europäischem Boden, durch körperliche Mischung?

V. Das Gegenstück von dem, was sich mit Aegypten begab, treffen wir auch in China wieder an. Eine arische Colonie, aus Indien kommend (?), trug dahin sociale Bildung (?). Nur, statt wie an den Ufern des Niles, sich mit schwarzen Völkern zu mischen, ergoß sie ihr Blut in malayische und gelbe Massen, und empfing, außerdem vom Nordwesten aus zahlreiche Zuflüsse weißer, ebenfalls arischer, aber nicht hinduischer Elemente.

VI. Die alte Civilisation der italischen Halbinsel, von wo die römische Cultur ausging, war eine Mosaik von Kelten, Iberern, Ariern und Semiten.

VII. Die germanischen Stämme wandelten, im 5. Jhh., den Geist des Abendlandes um. Sie waren arischer Herkunft.

VIII. IX. X. Unter diesen Ziffern werden die drei Civilisationen Amerika's, die der Alleghanen, Mexikaner und Peruaner zusammengefaßt.

„Von den sieben ersten Civilisationen, welche der alten Welt angehören, fallen sechs (?), wenigstens zum Theil, der arischen Rasse zu, und die siebente, oder die von Assyrien, verdankt dieser selben Rasse die iranische Wiedergeburt, welche ihr berühmtester Moment geblieben ist. Beinahe der ganze europäische Continent ist gegenwärtig von Gruppen besetzt, in welchen als Princip das weiße herrscht, aber worin nicht-arische Elemente die zahlreichsten (?) sind. Keine wahrhafte Civilisation bei den europäischen Nationen, wenn nicht arische Zweige dabei geherrscht haben. — Unter den zehn Civilisationen zeigt sich nicht ein melanischer Stamm im Range einweihender Ergreifer der Initiative. Nur Mischlinge von ihnen gelangten zum Range Eingeweihter. — Eben so keine spontane Civilisationen bei gelben Völkern, und versumpfende Stauung, sobald sich das arische Blut erschöpft hatte. — Das ist das Thema, dessen strenge Entwickelung ich in den allgemeinen Jahrbüchern der Geschichte verfolgen werde.“ So lauten die, über den Plan des Werkes hinlänglichen Aufschluß gewährenden Worte am Ende von Hrn. v. Gobineau's erstem Buche.

Er selber verhehlt sich nicht, daß es z. B. in Betreff der mächtig durch ihr Blut umbildenden arischen Einflüsse, die für Aegypten und China behauptet werden, gültiger Beweise bedürfe; — ich für meine Person kann noch nicht alle Zweifel in mir unterdrücken, ob der Vf. hier im Rechte sei. Was z. B. die Auswanderung widerspänstiger Indischer Kschattriyas anbetrifft, die in den Süden des Himmlischen Reichs die erste Civilisation (wann denn, wann nur? doch, hoffentlich, äußerst früh, wennschon erst nach Einwanderung der Arier über den Indus) gebracht haben sollen (II. 258 fg.), so können wir die immer doch etwas abenteuerlich klingende Sage, allenfalls für wirkliche Begebenheit gelten lassen, etwa als Gegenbild zu dem Auszuge der Aegyptischen Kriegerkaste nach Aethiopien, als Psammetich diese durch Herbeiziehung ausländischer Söldlinge beleidigt hatte (II. 44.). Aber, der Same der Cultur, welcher doch in der gelben Rasse Chinas seit Jahrtausenden Wurzel schlug und zu einer, wennauch nicht in allen wünschenswerthen Beziehungen, gedeihlichen, nichtsdestoweniger ansehnlichen Höhe emporschoß, — der wäre durch eine Handvoll aus Indien entflohener Krieger erst zum Keimen und Ausschlagen gereizt und befähigt worden? Wohlverstanden: Soldaten, nicht etwa, wie späterhin, den Buddhismus predigende Apostel. Unglaublich. Ich würde mich nicht dazu hergeben, um Aufrechthaltung eines erdachten

Satzes willen, der aber in dieser Allgemeinheit ohne Zweifel irrig ist, jene seltsame Nachricht in der Weise auszubeuten. — Eben so wenig läßt sich dies aus der Gegenwart „weißer Völker mit blonden oder rothen Haaren und blauen Augen" (bei denen man, in Ermangelung sprachlicher Beweise, ziemlich grundlos an germanische Stämme gedacht hat) an den Westgrenzen China's im Norden um 177 vor Christus (II. 262. 326.) folgern. — Sogar gewisse Elemente der Civilisation unter Attila, Tschingiskhan und Timurleng, bis herunter auf Vorliebe der Kirgisen für literarische Erzeugnisse, und Niederlegung derselben in buddhistischen Klöstern, — woher rühren sie? „Von einer alten Vermischung dieser Stämme mit einigen weißen Zweigen, die sich verloren haben (II. 326.)." — Ferner die wunderbaren sog. Daurischen oder Tschuden-Gräber Sibiriens, weit entfernt, den großen gelben Reichen Hochasiens zugeschrieben werden zu dürfen, verdanken, wird uns II. 340. versichert, ihren Ursprung dem Aufenthalte der weißen Rasse, welcher in der grauesten Vorzeit in jenen Gegenden statt gefunden habe, wohin ihn (S. 343.) vier arische Völker, Inder, Iranier, Griechen und Germanen, unabhängig von einander, versetzten. —

Anlangend aber die gelbe Rasse, so wird (I. 371. II. 347.) vermuthet, wie sich deren ursprünglicher Sitz, man rathe, wo? — auf dem amerikanischen Festlande finde. Von dort nach Asien herübergekommen soll sie, an der weißen Rasse in Centralasien, der Urheimath letzterer (I. 373.) sich brechend, durch eine Gabelung in der einen Abtheilung sich südwärts gewandt haben und theilweise mit Schwarzen zur Malayischen Familie zusammengeflossen sein, während die zweite, wird behauptet, ihren Strom vorwärts unterhalb des Eismeers hin nach Europa (Lappen, Finnen; etwa gar Iberer, Illyrier und andere Urstämme Europa's?) ergoß. Umgekehrt hat man oft die rothe Rasse (glf. als Mischung von Weiß mit Gelb) mit der gelben (übrigens, bis jetzt, ohne sprachliche Beweise) in nähere Verbindung gebracht, und zu dem Ende hin jene in Asien von diesem Welttheile aus in den neuen hinübergeschickt. Hr. v. Gobineau's Ansicht dagegen ist mir neu, und deshalb, als ich zuerst darauf stieß, wagte ich kaum meinen Augen zu trauen. Und das wäre eine klare Thatsache, auf deren Entdeckung unser Autor sich etwas zugute zu thun Ursache hätte, kein (und zwar ziemlich halsbrechendes) Wagstück der Phantasie? Läßt Jemand die rothe Bevölkerung Amerika's eigens auf dessen Boden entstehen: ich hätte nicht viel dawider. Denn, alle der fleischlichen Ureinheit unseres Geschlechts, sei's nun in physiologischer oder in sprachlicher Beziehung sich entgegenstemmende Schwierigkeiten in Erwägung genommen, giebt es allerdings Gründe genug, an der Abkunft aller menschlichen Rassen von nur Einem Urpaare

ernstlich zu zweifeln. Aber, wie kommt Hr. v. G., der an einheitlichem Ursprunge der Menschheit festhält, doch hiebei mit seiner Ansicht über die gelbe Rasse zurecht? Wie kam letztere nämlich aus unserer uranfänglichen Wiegenstätte, denn das müßte ihm zufolge doch Asien bleiben, zuvor, und, wenn nicht durch die Luft, auf welchem Wege dann, hinüber nach Amerika, um darauf späterhin theilweise (und zwar, wie sonderbar, ganz anders gefärbt?) wieder nach seiner asiatischen Urheimath zurückzukehren? Versteht sich, die mongolischen Physiognomien der Eskimos beweisen nichts für die ungeheure übrige Masse amerikanischer Völkerschaften.

Ein Zusammenhang der Bevölkerung Aegyptens, wie ihn z. B. P. v. Bohlen, nachmals selber darüber unsicher geworden, zu erweisen trachtete, mit Indien fällt in sprachlicher Beziehung vollkommen nichtig zu Boden. Die angeblich Sanskritischen Elemente, wie man sie im Koptischen und Altägyptischen zu finden glaubte, beruhen auf Täuschung oder sind (wie z. B. die seit den Ptolemäern aufgenommenen **Graeca**) sonst unbeweisend. Der Vf. gibt S. 8. von der Aegyptischen Sprache Folgendes an: „Das Aegyptische ist aus drei Bestandtheilen (?) zusammengesetzt. Der eine fällt den schwarzen Sprachen zu. [Etwaige Beziehungen zu einheimischen Idiomen Afrika's sind bisher mit Sicherheit noch keinesweges ermittelt]. Der zweite, entspringend aus dem Zusammenstoß dieser schwarzen Sprachen mit dem Idiom der Chamiten [ein Name, so lange man nicht sagt, welcherlei Völker, mit welcherlei Sprachen darunter zu verstehen, um nichts weniger kern- und inhaltslos, als eine taube Nuß] und Semiten, bringt diejenige Mischung hervor, welche man nach der zweiten dieser Stämme nennt. [Sprachliche Beziehung zum Semitischen von tieferem Charakter ist unläugbar.] Endlich zeigt sich eine dritte Parthie, sehr räthselhaft, sehr ursprünglich, ohne Zweifel, [ich wüßte nicht, daß eine solche von Bedeutung vorhanden], die aber, in mehreren Punkten, arische Beziehungen und eine gewisse Bluts-Verwandtschaft mit dem Sanskrit zu verrathen scheint." Wenn, was ich noch stark bezweifele, wirklich Arische, dann doch keinesfalls im Besondern Sanskritische Sprach-Kindschaft im Aegyptischen. Vgl. auch den Herausgeber von Schwartze's Koptischer Grammatik, Steinthal (Logik u. s. w. S. XII.) Bei solcher Bewandtniß gehört einige Kühnheit dazu, für die Aegypter auf — **origine sanscrite du noyau civilisateur de la race** (II. 12.) zu bestehen; auch dann, wenn man den Aegyptern mehr den kaukasischen weißen, als den afrikanischen Typus glaubt zuerkennen zu dürfen. Hr. v. G. weiß aber das Mischungsverhältniß des Blutes im Aegypter des XX. Jahrhunderts vor unserer Aera, wenn auch nur nach ungefährer Angabe, doch genau genug dahin anzugeben, daß dieser in sich hat ein Drittel arischen Bluts, ein anderes von Negerblut und ein letz-

tes Drittel an **sang chamite blanc** (wie es der Vf. nach schwer faßbarer Nomenclatur nennt), während für den Aegypter des **VIII.** Jhs., in seiner Natur zur Hälfte melanische Elemente liegen sollen, vom weißen chamitischen Principe ein Zehntel, vom Semitischen drei, aber kaum Ein Theil vom Arischen. Es ist gut, dem die seiner Ansicht nicht so günstige, obschon II. 2. von ihm selbst angezogene Stelle aus Lepsius Briefen aus Aegypten S. 220. entgegenzustellen, wo dieser sagt: „Ich hoffe, daß aus dem Studium der einheimischen Inschriften und der jetzt noch lebenden Sprachen sich manches wichtige Resultat ergeben wird. [Ich auch.] Der äthiopische Name umfaßte viel Ungleichartiges bei den Alten. Die alte Bevölkerung des ganzen Nilthales bis Chartum, und vielleicht auch den blauen Fluß entlang, so wie die Stämme der Wüste östlich vom Nil, und die Abyssinischen Völker, unterschieden sich ehedem wahrscheinlich noch bestimmter als jetzt von den Negern und gehörten zur kaukasischen [also weißen] Raçe; die Aethiopen von Meroe (nach Herodot der Mutterstaat aller Aethiopen) waren rothbraune *) Leute, den Aegyptern **) ähnlich, nur dunkler, wie noch heut zu Tage. Dies beweisen jetzt auch die Denkmäler, auf denen ich mehr als einmal die rothe Hautfarbe der Könige und Königinnen erhalten gefunden habe. In Aegypten wurden, namentlich im

*) „Der Mime **Ira Aldridge**, was man bei dessen Beurtheilung nicht außer Acht lassen darf, gehört nach Burmeister, Geol. Bilder II. 141., dem nordwestlichsten Stamme der Negerrasse, den Fulah's, an, und dieser enthält, wie Beobachter lehren (Sömmering, Ueber die körperl. Versch. des Negers vom Europäer S. 15.), die schönsten Typen, welche den braunen Völkern der kaukasischen Rasse, wovon die Kopten und Kabylen als letzte Sprößlinge sich erhalten haben, viel näher stehen, als irgend ein anderes Mohrenvolk. Schon seine Farbe war entschieden heller, rothbrauner, als ich sie bei den Negern Brasiliens, die alle mittelafrikanischen und südwestafrikanischen Ursprungs sind, wahrgenommen habe." Man glaubt aber diese Besonderheit der Fulah's aus Mischung von Negern mit Mauren erklären zu können. — Es ist mir aufgefallen, daß in den Aegyptischen Hieroglyphen auch zur Bezeichnung der Erde die rothe Farbe angewendet wurde (Champollion Gramm. Eg. p. 7.), und möchte ich damit in Verbindung bringen, daß im Hebräischen sowohl **adamah** (Erde) als Adam eig. „roth" heißt. Vgl. Tuch, Genesis S. 67.

) Nach Champollion in der **Gramm. Egypt. p. 316. wurde das Adj. **kame** (schwarz) durch zwei Charaktere ausgedrückt, wovon der erste, ein Krokodilschwanz, Symbol war für die Finsterniß. Etwa das Krokodil als Thier, welches das selbst „schwarz" geheißene Aegypten, **Champ. p. 152.**, charakterisiren sollte? Vielleicht wählte deshalb Apollonius ἠερίη, das dunkle, als Epitheton für Aegypten, obschon Buttmann, Lexil. I. 122. das Wort anders deutet. Außerdem setzte man dazu noch als Determinativum das Zeichen für Haar, „weil die Haarfarbe der Aegypter schwarz war." — Leo Universalgesch. I. 101. denkt sich jedoch auch die Farben unter der Domination der Götter.

Alten Reiche, vor der äthiopischen Vermischung zur Zeit der Hyksos die Frauen stets gelb gemalt, und zu derselben Farbe neigen noch jetzt die Aegypterinnen, die in den Harems gebleicht sind. Seit der achtzehnten Dynastie kommen aber auch rothe Frauen vor, und so wurden die Aethioperinnen gewiß immer dargestellt" u. s. w. Nach S. 97. finden sich in Darstellungen von Fechterspielen öfters „unter den rothen oder dunkelbraunen Menschen der ägyptischen und der südlicher wohnenden Racen sehr hellfarbige Leute, die gewöhnlich eine von jenen verschiedene Tracht und meistens rothes Haupt- und Barthaar und blaue Augen haben. Die sind offenbar nordischer und wahrscheinlich semitischer Abkunft. Einzelne Einwanderungen solcher Familien, wie die Jakobs, waren Vorläufer der Hyksos und bahnten ihnen sicher den Weg."

Ich muß bekennen, daß mit derartigen Mischungs-Theorieen, so frei und unbefangen, wie Hr. v. G. pflegt, zu schalten, mir bald der Muth entsänke. Wie vielfältig auch Menschen, als bloße vereinzelnte Einsprengungen, unter fremde Völker verirrt, und wie selbst massenhaft Völkerschaften in der „géologie morale", Menschheit geheißen, drüber und drunter geschichtet und gelagert, oft auch wild durch einander geworfen worden, — gleicht diese Art Geologie entfernt schon an wissenschaftlicher Sicherheit der terrestrischen, die ohne feste Grundsätze und Verfahrungsweisen nicht weit reichte? Wie ändert sich, spreche ich von Mischungen zwischen noch umfangreichern Menschengruppen, als z. B. den sprachlich und volklich zusammengeschaarten, also zwischen physiologisch unterschiedenen Rassen, — wie unendlich ändert sich da sogleich im Allgemeinen das Verhältniß, je nachdem ich von nur drei, wie Cuvier, oder, wie Blumenbach, von fünf, mit Prichard von sieben, (die iranische, turanische, amerikanische, der Hottentotten und Buschmänner, der Neger, der Papuas und Alfourus), oder, nach noch Anderer Meinung, von mehr als einem Dutzend solcher, der Voraussetzung nach uranfänglicher, nicht durch Mischung entstandener Rassen ausgehe *). Nur schlimm, welches System der Eintheilung man auch wähle: „immer ist, wie Hr. v. Humboldt Kosmos I. 383. gesteht, keine typische Schärfe, kein durchgeführtes natürliches Princip der Eintheilung in solchen Gruppen zu erkennen", und vermuthlich fährt man mit Beobachtung der Sprachen, indem sie nationelle Formen offenbaren und absondern, noch immer besser. Ist denn aber Bestimmung von rassenhaften Völkermischungen (vielleicht noch schwieriger als Nachweis von Sprachenmischung) eine

*) Man vgl. auch einen lesenswerthen Aufsatz: Die Menschenrassen von H. H., in Cotta's Deutscher Vierteljahrsschrift 2tes Heft. S. 170 bis 248. und die Anzeige mehrerer einschlägiger Werke von **Prichard, Hamilton** und **Bunsen** im **Quarterly Rev. Nr. CLXXI. Dec. 1849.**

Kleinigkeit, wo (und das wird leider meistens der Fall sein) weder Physiologie, noch Sprache, in nur seltenen Fällen Geschichte, zusammen oder bloß einzeln, eine ausreichende Gewähr hiefür liefern! Es kann aber nicht erlaubt sein, mit Elementen zu rechnen, die man gar nicht, oder nur unverläßlich, kennt, und mit ziemlicher Willkühr (oft wider die Wahrscheinlichkeit) hypothetisch aufstellt. In Amerika haben wir wirkliche Rassen-Mischung vor Augen, wie z. B. 1) von Weißen und Schwarzen, oder die nach den Maulthieren benannten Mulatten, in welchen, wie überhaupt bei Mischlingen, nach Burmeister's Ausdruck (S. 160.) „die Rassen mit ihren excessivsten Eigenschaften durch einander gemildert sind und das Grobe sich in eine Feinheit und Zierlichkeit verwandelt hat." 2) Mestizen (lat. **misticius**, *σύμμικτος*), d. h. Mischlinge von Weißen und Rothen (Indianern). 3) Von Schwarzen und Rothen. Dazu die weiteren **temperamenta sanguinis**, **coloris atque ingenii**, in buntester Auswahl, als z. B. Quarteronen, Quinteros, und so fort in schwer verfolgbare Ferne. (Vgl. v. Tschudi, Reise nach Peru I. 162.) An diesen, im Einzelnen auch nicht stets in Betreff der Vaterschaft ganz unverfänglichen Beispielen hätte man zu studiren, wie Völker von gemischtem Blute (also z. B. Weiß mit Gelb; Weiß oder Gelb mit dem Malayischen Braun u. s. w.) sich etwa ausnehmen müßten, um, wo andere Beweise mangeln, mit einiger Wahrscheinlichkeit für Mischlinge ausgegeben werden zu dürfen*). Waren z. B. die Aegypter, die Assyrer u. s. w.

---

*) In diesem Punkte stimmt meine Ansicht fast ganz mit derjenigen überein, welche C. Vogt (Köhlerglaube und Wissenschaft S. 72) so formulirt: „Wie weit aber die Veränderungen der Charaktere durch Mischung gehen können, dies festzustellen ist erst dann möglich, wenn die Charaktere der primitiven Rassen festgestellt sind. Ob ein bestimmtes Volk durch Mischung primitiver Rassen entstanden, ob es selbst primitive Rasse sei, wird erst durch Vergleichung der Sprache, der primitiven Wohnsitze, der Charaktere in allen ihren Einzelheiten möglich. Man hat bis jetzt noch keine genaueren Angaben über die Abstufungen der unterscheidenden Charaktere bei den constatirten Mischlingen, die wir besonders in Süd-Amerika zu beobachten Gelegenheit haben, — nur so viel wissen wir, daß weder Zambos, noch Mulatten, noch Mestizen (Mischlinge von Negern, Amerikanern und Weißen) irgend einer derjenigen Rassen gleichen, die auf dem Erdboden zerstreut sind — so daß aus dieser Erfahrung es sehr wahrscheinlich wird, daß nicht nur fünf oder funfzehn, sondern Hunderte von Stammpaaren existirt haben. Wäre eine von denjenigen primitiven Rassen, die jetzt in Amerika etablirt sind, ein Mischling oder ein Abkömmling der andern Rassen, so müßten schon längst wieder solche Rassen entstanden sein, denn Indianer, Chinesen, Neger und Europäer haben sich jetzt auf dem Boden der neuen Welt so reichlich unter einander gemischt und gekreuzt, daß man wohl sagen kann, alle Hauptrassen haben dort Mischlinge erzeugt. Ist nun aus der Mischung der übrigen Rassen auf dem

so beschaffen? Ich begreife, warum der Vf., seiner Geschichts-Ansicht zu Liebe, auf den Rassen-Unterschied überhaupt (viel weniger, auf den, weil minder allgemeinen, auch unendlich bestimmteren und faßbareren, der Sprache) ein so außerordentliches Gewicht legt. Daß dem die Reinheit oder Unreinheit des Bluts in nächster Nähe folgt, ist nur eine weitere Consequenz davon. Ja, so kommt es, daß in Hrn. v. Gobineau's Augen im Blute der Völker die (schwer zu erlangende) Zahl seines Mischungsverhältnisses eine so große Bedeutung erhält: ist ihm zufolge dieselbe doch beinahe der sicherste Ausdruck für die Summe der geistigen Fähigkeiten und Charaktereigenschaften; und zwar zeigt bei Mischungen mit einem weißen Momente dieses in einem Maaße, das mit der Proportionalzahl desselben in Verhältniß steht, auch dessen geistige Oberhand an. Gewiß, man hat bisher darauf noch zu wenig geachtet, durch fortgesetzte Mischungen muß nothwendig ein Volk allmälig ein Andersartiges werden, als die zur Mischung beitragenden Faktoren für sich. **Il a complétement changé de race, donc de nature, et par conséquent il est dégénéré (I. 56.).**

Was aber gar erst sagen von den Assyrern? Vor den mehr als überraschenden Ausgrabungen und Entdeckungen durch Botta, Layard, Rawlinson und Andere, was wußten wir von ihnen? was wissen wir jetzt davon? Jetzt viel, ungemein viel, in Vergleich zu unserer früheren mageren Kenntniß. „Obgleich uns die Namen Ninive und Assyrien, sagt Layard (Populärer Bericht, Deutsch von Meißner S. 2.) sehr wahr, von Kindheit auf wohl bekannt sind, und mit unseren frühesten Kenntnissen, die der heiligen Schrift entlehnt, in Verbindung stehen, so entdecken wir, wenn wir uns fragen: was wissen wir eigentlich wirklich von ihnen? daß wir über ihre Geschichte, und sogar ihre geographische Lage ganz unwissend sind." Nun, allerdings, wir haben jetzt mittelst der in Khorsabad, Nimrud, Kujjundschik u. s. w., am Tigris unweit Mosul, aufgefundenen Bauten und Bildwerke eine lebendigere Anschauung von dem Thun und Treiben dieses einst so mächtigen, allein so lange hindurch und so tief in Vergessenheit versunkenen Volkes erlangt. Aber sind die Inschriften, welche aus dem schützenden Dunkel von Trümmerhaufen nach Jahrtausenden dem Tageslicht wiedergegeben worden, schon hinlänglich lesbar, ihre, sogar den Verwandtschaftsverhältnissen nach noch ganz unklare Sprache verständlich gemacht? Nein, dies Studium dämmert erst eben mit langsam wachsendem Siege über die Finsterniß am literarischen Ho-

---

amerikanischen Boden, auf dem in unvordenklicher Zeit die Indianer-Rasse sich durch Entartung gebildet haben soll, ist dort, unter denselben klimatischen Verhältnissen, Etwas einem Indianer Aehnliches erzeugt worden? Selbst Hr. Wagner, sonst keck genug, wird nicht Ja sagen können."

rizonte auf. Welche Stelle nämlich im großen Haushalte der Völker nehmen, volklich und sprachlich, die Assyrer ein? Ehrlich gestanden, wir wissen es augenblicklich noch nicht: die vorgebrachten Vermuthungen darüber sind noch zu unsicher, um darauf irgend haltbare Schlüsse zu bauen. Unter den Semiten? Schwerlich, vgl. Tuch, Genesis S. 253. Unter Ariern, oder worunter sonst? *) Aber das Dunkle wird durch unseren Autor, wie ich vermuthe, noch dunkler gemacht. Er zieht in die Geschichte einen Namen hinein, welcher darin, nach der ihm hier eingeräumten weiten Fassung, ethnisch keinen greifbaren Sinn hat. Was sind denn seine bald schwarze bald weiße Chamiten? Nebel und Rauch **).

---

*) **Edwin Norris, On the Scythic version of the Behistun Inscription. 1853. (Journ. of the Royal Asiatic Soc.)** sieht in der Sprache dieser Inschrift Analogieen mit Tatarischen Sprachen. Vgl. Gött. Gel. Anz. 1855. Stück 77 fg.

**) C. Vogt, Köhlerglaube S. 79.: „Alle Documente zeigen, daß der älteste Obelisk von Heliopolis im 23sten Jahrhundert vor Chr. G., also kurze Zeit vor der Noah'schen (partiell mesopotamischen) Sündfluth errichtet wurde und daß die ganze Geschichte der Israeliten von Noah bis Moses in die Periode der ägyptischen Hyksoskönige, also in einen Zeitraum von etwas über 500 Jahren fällt. In diesem Zeitraum muß also für den Bibelgläubigen die Entstehung der Rassen vor sich gegangen sein, denn zu Moses Zeit stehen sich schon in Aegypten Neger, Aegypter und Juden strenge geschieden gegenüber und sind sich die Israeliten dieser Rassenunterschiede wohl bewußt .... In einem Zeitraume von nicht ganz vierhundert Jahren müssen für den Bibelgläubigen von drei Menschenpaaren aus sämmtliche Rassen und Völker der Erde entstanden, seit der Sündfluth müssen sämmtliche Länder der Erde, Amerika mit einbegriffen, von Menschen bevölkert worden sein .... Die Lehre der Schrift setzt die Abstammung des Noah in geschichtlicher Zeit, daran ist kein Zweifel – und der positive Gegenbeweis dagegen ist geführt, indem wir sicher wissen, daß in dieser Zeit, d. h. seit 4000 Jahren die Rassen nicht entstanden sind, nicht entstanden sein können, und daß seit dieser Zeit die Erde nicht von den Abkömmlingen eines einzigen Paares bevölkert werden konnte .... Man könnte sich allenfalls durch die Annahme zu retten suchen, daß die Frauen der Söhne Noah's, über deren Abstammung nichts weiteres gesagt wird, aus solchen Rassen genommen gewesen seien, deren Entstehung aus den vorsündfluthigen Zeiten sich herleitete, und daß durch Vermischung der Söhne Noah's mit diesen Weibern wenn nicht alle, doch einige Hauptrassen entstanden sein könnten. Man käme damit auf die Cuvier'sche Annahme von drei primitiven Menschenrassen zurück, indem man von Sem die ganze iranische (weiße oder kaukasische), von Ham die äthiopische oder Negerrasse, von Japhet die mongolische Rasse ableitete und annähme, daß jede Schwiegertochter Noah's aus einer anderen primitiven Rasse genommen gewesen und auf diese Weise Stammmutter einer jener drei Hauptrassen geworden sei. Abgesehen davon, daß das sündfluthliche Strafgericht hauptsächlich deshalb kommt, weil das auserwählte Volk sich mit anderen Völkern vermischt (1. Mose 6, 1.), und deshalb schwer anzunehmen wäre, daß trotz ihrer Verheirathung mit Weibern anderer Rassen die Söhne Noah's gerettet worden seien,

Aegypten hieß gewöhnlich **KHME**, **XHMI** (das schwarze), wie Champollion, **Gramm. Egypt. I.** 152., unter Erinnerung an den Cham und neben Besprechung der übrigen Namen des Landes, auseinander setzt. Daher bezeichnet nun Cham, zu einer (natürlich mythischen, eponymen) Person erhoben, den Repräsentanten der gesammten, von Leuten dunkler Färbung bewohnten **zona torrida** des Südens, wie der Vf. z. B. aus Tuch's Genesis S. 203. Ausg. 1. ersehen kann. Umsonst sträubt er sich I. 377. gegen diese, vollkommen und allein richtige Deutung, und läßt daher unüberlegter Weise Chamiten, weiße, von Turan nach Süden herabkommen. Auch wird von ihm verkannt, daß die Kanaaniter, trotz ihrer ächt semitischen Sprache, nur übel angewendeter Nationalhaß, wahrheitswidrig und gleichsam zur Beschönigung, wenn „das Volk Gottes" sich eines, den ersteren gehörenden Landes bemächtigte, für fluchbelastete Söhne Chams erklärt. So steht denn auch Nimrod als Repräsentant der Assyrer wohl gleichfalls nur aus Nationalhaß unter den Chamiten. (Tuch a. a. O. S. 188. 199. 244. fg. Grotefend in deutsch-morgenl. Ztschr. VIII. 785.)

Sollte es außerdem so schwer sein, den wahren (politischen) Sinn der Worte **Genes. IX. 25.: „Maledictus Chanaan, servus servorum erit fratribus suis"** zu fassen? Die Herrschenden aller Zeiten und Völker haben, mitunter ohne Einräumung von Gegenrechten, den Unterworfenen die Pflicht des Gehorchens in der Regel eindringlich genug einzuschärfen und als den Ausfluß „göttlichen" Willens und Rechts (wenn diese gleich oft einen überaus menschlichen Ursprung hatten) vorzustellen gewußt. So ist nach Indischer Lehre ebenfalls „der Sudra **dâsa**, oder, (allem Vermuthen nach zu milde übersetzt) Diener der übrigen Kasten, denen er ohne Neid gehorchen soll", Lassen, Alterthumsk. I. 818. Natürlich sind die Sudra's bei dieser Bestimmung nicht selbst befragt. Ist doch zudem der Hr. Graf zuweilen nicht vorsichtig genug, z. B. von den farbigen Rassen das Beiwort: „verworfen, gottverdammt (**reprouvées I. p.** 382.)" zu gebrauchen. Ja, sahen wir oben, —

---

während alle übrigen für diese Vermischung büßen mußten — abgesehen von diesem Umstande schiebt leider die Bibel selbst auch dieser rettenden Annahme den Riegel vor, indem sie unter den Nachkommen Ham's ausdrücklich den Nimrod und die Erbauer von Ninive erwähnt, welche nach den uns überkommenen Denkmälern und Bildwerken ganz sicher zu der iranischen Rasse gehören und keineswegs Spuren weder des mongolischen, noch des afrikanischen Typus zeigen. So bliebe denn als Stammvater der Neger und Mongolen, der Amerikaner und Malayen, der Neuholländer und der Papuas, kurz aller Hauptrassen, mit Ausnahme der weißen, und all' ihren mannichfaltigen Zwischenvölkern, einzig und allein [der übrigens selbst weiße] Japhet übrig, dessen Nachkommenschaft ich mit meinen Kenntnissen aus der Bibel nicht zu enträthseln vermag" u. s. w.

eine den weißen Sklavenhaltern sicherlich nicht unangenehme, im Gegentheil von ihnen selbst schon mit nicht blöder Scharfsicht aus der Bibel gezogene Lehre! — wird von ihm sogar keine Scheu getragen, die gelbe und schwarze Rasse für Dienerinnen (servantes) der weißen auszugeben. Zu weiterer Erläuterung von jener absichtlich verstellten geschlechtlichen Einordnung Kanaans in die Völkertafel der Genesis können andere Züge*) von Geschlechtsanalogieen dienen, welche dasselbe Buch mit vielen Stammsagen anderer Völker theilt. So z. B. der, warum die Ismaeliten (Araber u. s. w.) keiner allzulegitimen Abkunft ihr Dasein verdanken. Zwar wollten und konnten auch nicht die auf ihren Vortritt eifersüchtigen Israeliten den Ismaeliten die Stammesgemeinschaft mit sich (mittelst Abraham) streitig machen, und sie scheinen sogar ein gewisses älteres**) Vorrecht, das jene für sich beanspruchen mochten, nicht ganz haben austilgen können. Dafür mußte der Makel der Halbschlächtigkeit an deren Ahnherrn, Ismael (Genesis Kap. 16.) kleben. Abraham zeugte ihn zwar früher, allein nicht mit seiner rechtmäßigen, weil anfangs unfruchtbaren, Gattin, sondern mit einer ägyptischen Magd, wonach die Ismaeliten mütterlicher Seits durch Mizraim***)

---

*) So z. B. die Sage von den Hunnen, die einer Verbindung von Amazonen mit Ungeheuern (Cassel, Magyar. Alterth. S. 5.) entsprossen sein sollten; oder von den Tataren, deren Namen man, vermeintlichen Ursprunges dieses Schrecken um sich verbreitenden Volks aus dem Tartarus wegen, zu Tartaren verhunzte. Klaproth, Asia Polygl. S. 202.

**) Läßt sich dies etwa damit rechtfertigen, daß der Sprachtypus des Arabischen vieles Alterthümliche vor dem Hebräischen voraus hat? Siehe Rödiger in Gesenius Gramm. Einl. §. 1. Nr. 6.

***) Eine Dualform, welche das doppelt durch den Nil getheilte Aegypten, im engern Sinne Mittel- und Unterägypten anzeigt. Tuch, Genesis S. 241. Auch Ngr. *Μισύρι* DC., Arab. مصر. Es wäre für das Alter des Namens eine vielleicht nicht unwichtige Frage, ob man nicht vielmehr Ober- und Unter-Aegypten darunter zu verstehen habe, wofür bei **Champollion Gramm. Egypt. p. 98. To B̄**, d. i. die beiden Welten, vorkommt. Ober-Aegypten ward durch eine Art Lilie oder durch die weiße Krone; das untere Aegypten aber durch die Papyrusstaude oder durch die rothe Krone hieroglyphisch dargestellt. **Champ. p. 25.**, vgl. auch 152. Ferner heißt Aethiopien **Kôsch, Kûsch**, bei den Aegyptern, **p. 158. IOVNAN**, das Land der Jonier, **p. 151. 175.** *Ἰάονες.* Schwartze, Altes Aeg. I. 47. findet im **Javan** seinen Vertreter. *ΤΡΕΙΚCΩ*, oder auch allenfalls mit *Θ*, Thrakien als Eroberung, die Euergetes I. beigelegt werde, zufolge **Champ. p. 160.** ist wohl zu jung für den **Tiras.** — Wenn **W. Jones, Asiatic Res. T. II. p. 25. ed. Calc.** von der Genealog. Geschichte Raschideddin's sagt, daß sie: **like all Muhammedan histories, exhibits tribes or nations as individual sovereigns,** so ist das bei Völkergenealogieen der verschiedensten Völker, und auch in jener der Genesis, welche christlichen und muhammedanischen Völkern des Orients vielfach rücksichtlich Ableitung ihrer selbst zum Mu-

hindurch auch wieder auf Cham, den mißachteten, zurückkommen. Wer zuletzt lacht, lacht am besten, und so ist der Spötter Ismael, dem spätergeborenen, aber ehrlich geborenen Isaak (das Lachen seiner Mutter) das Feld zu räumen (Kap. 21.) genöthigt. „Hagarener", „Ismaeliten" (letzteres für Muhammedaner, sogar Zigeuner, s. meine Zig. I. 61.) ist noch heute im Osten kein Ehrenname und will ungefähr so viel als „Heiden" bezeichnen. — Der älteste Krieg auf Erden nach Hebräischer Auffassung ist ein Krieg des Ackerbaues mit dem Nomadenleben, welches letztere, als mit der Gebundenheit fester Wohnsitze nicht gut vereinbar, vor jenem zurücktreten muß. Das wird als ein Mord, begangen am Schafhirten Abel durch seinen älteren Bruder, Kain den Ackermann, sinnvoll und schön vorgestellt. Nur erwartete man im Sinne der Sage, daß nicht der Ackermann, vielmehr der Hirt wäre als ältester Sohn unserer ersten Urältern bezeichnet. Wie wunderbar, dieser brüderliche Urzwist der Menschen um ihre verschiedenen Beschäftigungen wiederholt sich noch einmal auf dem Boden des gefeierten Hebräischen Volkes im Lande Kanaan! Der schon im Mutterleibe [d. h. in den frühesten Stadien des Zusammenlebens] begonnene Bruderzwist zwischen Esau, dem ungeschlachten und rauhhaarigen Jäger und Ackermann (zufolge Kap. 36. verheirathet mit „Weibern von den Töchtern Canaan!"), und seinem, an Klugheit ihm überlegenen Bruder Jacob „ein frommer Mann der in den Hütten blieb", — was bedeutet er anders (Kap. XXV. 23. verräth diesen Sinn im Grunde mit dürren Worten), als einen Streit brüderlich verwandter Völker von wahrscheinlich zuerst verschiedener Beschäftigung, der sich aber im Verlaufe der Zeiten versöhnlich ausglich. Freilich hatte der erst eingewanderte jüngere Stamm der Hebräer den Segen hinweg zum Nachtheil des durch das Erstgeburtsrecht eigentlich besser berechtigten und ureingesessenen kanaitischen Stammes der Edomiter. — Derartige Sagen buchstäblich fassen, und so die obige von Kanaan, als angeblichem Sohne Chams, für genealogische Wirklichkeit nehmen, heißt — sie gänzlich mißverstehen, und anders deuten, als wofür sie sich unbefangener Weise jedem Sehenden selbst geben. Ohnehin darf man nicht vergessen, das ganze 10. Kap. im Buche Mosis ist ein, wennauch immer schon altes, Einschiebsel, welches preisende Hervorhebung ganz vorzüglich des von Gott auserwählten Semitischen*) Stammes auf dem Hintergrunde der

ster und Anknüpfungspunkte diente, vollkommen eben so der Fall gewesen, daß man die Völker zu einzelnen Persönlichkeiten zuspitzte und mittelst dieser unterm Bilde verwandtschaftlicher Genealogie Einzelner ihre Stammbezüge sich veranschaulichte.

*) Der Name Sem sollte wahrscheinlich „Ruhm" bezeichnen (Tuch, Genesis S. 203), wozu man als Seitenstück beibringen könnte, daß sich die Slawen auch gern etymologisch als: „Ruhmreiche" betrachten.

ihm zur bloßen Folie dienenden übrigen (im Horizonte des Darstellers belegenen) Menschenwelt zum wenig verschleierten Zweck hat. Ungefähr im gleichen Sinne, wie bekanntlich der Schiffskatalog bei Homer das mit einer gewissen Absichtlichkeit nachgeholte Mittel abgab, an dem alten gemeinsamen Nationalruhme, wo möglich, durch mit gen Troja gezogene heroische Sonder-Ahnen alle hellenische Stämme Theil haben zu lassen.

In Asien giebt es noch einige, wie es scheint, trümmerhaft vereinzelnte Volksmengen von schwarzer Hautfarbe; ob aber von gleichem Stamme als der eigentliche Afrikanische Neger oder als der, mit ihm keineswegs zusammenfallende Australneger, oder zuletzt nur ein dunklerer Sprößling einer andern Rasse, — das mag Hrn. v. G. weniger wichtig vorkommen, als mir. Wenn er jedoch aus dem Umgange seiner „weißen Chamiten" mit dieserlei Schwarzen Mulatten hervorgehen läßt (I. 386.) und daran weitsichtige ethnische Folgerungen knüpft, woher entnimmt er da seine Nachrichten? Ich kenne dergleichen keine. In Betreff speziell von Assyrien aber wird diesen ziemlich bestimmter Einhalt gethan, durch die in Deutschland wohl ziemlich widerspruchlose Bemerkung, daß die drei Namen Japhet, Sem und Ham in viel höherem Maaße eine geographische (Norden, Mitte und Süden der Erde) als streng völkerverwandtschaftliche Eintheilung zu vertreten haben. Wo wir deshalb diese an sich höchst ehrwürdige Geschlechtstafel der Völker nicht anderweit, z. B. linguistisch, in ihrer Wahrheit beaufsichtigen können, da ist sie ein Schatz, der uns blutwenig hilft, und, seiner großen Dunkelheit wegen, häufiger in die Irre führt als aus ihr heraus. — „Bei Krapina befinden sich die Ruinen von drei Burgen, von welchen nach einer alten bei allen Slawen verbreiteten Sage die Urväter ihrer drei Hauptstämme, Czech, Lech und Mech, ausgegangen sind", Kollar bei Schmeller Münchener Gel. Anz. S. 766. Auch so eine Dreiheit von urahnlichen Stammhäuptern. — Oder: Die Entstehung der verschiedenen Völker, nach lamaischen Traditionen (mitgetheilt im Mag. der Lit. des Ausl. Mai 1852.), welche sichtbar sich nicht die noachische Sage, sondern die Indische von der Kasten-Entstehung zum Vorbilde nimmt. Danach giebt es ebenfalls drei [buddhistische?] Hauptvölkerschaften, welche aus der Leiche des ersten Menschen durch Vertheilung der Glieder entstanden. Nämlich 1) aus Kopf und Arm kamen die Chinesen; 2) aus Brust und Magen die Tibetaner, oder der jüngste Stamm. Diese Mitte gebührt ihnen unstreitig, weil ihr

---

Sonst bedeutet wahrscheinlicher Slawe so viel als „Redender" (der eine seinen Volksgenossen verständliche Sprache redet) im Gegensatze von „Stummen (barbari)", wie ihm z. B. die Deutschen heißen. In ähnlicher Weise sind die Assyrer Jes. 33, 19. „ein Volk unergründlicher Lippe u. s. w." für den Israeliten. Auch S. 253.

Land als „Nabel der Erde" gilt. Zählm. S. 267. Endlich 3) gaben die untersten Theile des Körpers den mittelsten Stamm, oder die tatarischen Nationen, welche aus diesem Grunde nur fähig sind, auf dem Sattel fest zu sitzen u. s. w.

Vielleicht gewinnt man noch eine deutlichere Einsicht in die Bluts-Theorie des Hrn. v. Gobineau aus ein paar anderen geschichtlichen Beispielen, die unserem Gesichtskreise näher gerückt sind. Nun z. B. nach **II.** 382. setzen sich die Perser an Stelle der Meder, weil der letzteren Blut nicht so rein ist. „Es galt nun die Frage zu wissen, wer in der iranischen Familie es sein würde, der die Oberherrschaft erhielte. Das medische Volk war nicht mehr das reinste (?). Aus diesem Grunde (?!) konnte es nicht das Uebergewicht behaupten; aber durch seine Berührung mit der chaldäischen Cultur war es das am meisten civilisirte, und dieser Umstand hatte ihm Anfangs die hervorragendste Stellung verliehen." — Daß von den Griechen das Heft der Herrschaft auf die Makedonier überging, daran ist wieder das Blut schuld. **Il me serait difficile d'alléguer une plus grande preuve de leur** (der Makedonier) **noble sang (II. 490.)** Nur leider Schade, daß durch v. Hahn in seinen Albanesischen Studien die zwei Sätze bis zur Ueberzeugung wahrscheinlich gemacht worden: 1) Die Epiroten und Makedonier waren noch zu Strabo's Zeiten Ungriechen oder Barbaren; und 2) Epiroten, Makedonier und Illyrier sind Stammverwandte. Der Illyrische Stamm aber, dessen Nachkommenschaft man die heutigen Albanesen sammt ihrem höchst eigenthümlichen (nicht-griechischen) Sprachidiom wird beizählen müssen, war sicherlich auf der griechischen Halbinsel äußerst früh, ja, man darf es wohl dreist behaupten, noch vor den Hellenen, angesessen, und würde somit, da Hr. v. G. Europa zuvörderst von Völkern gelber Rasse (was, nachweislich, höchstens auf Völker Finnischen und Türkischen Stammes: Lappen, Finnen, Esthen, Magyaren; Osmanen, paßte) in Besitz genommen sein läßt, seiner Aufstellung gemäß eher der gelben als weißen Rasse zufallen. Wiederum, wie **II.** 493. des Breitern zu lesen, verdankten die vereinten Makedonier und Griechen den Sieg über das persische Reich, wunderbar genug, weniger dem Genie Alexanders, als ihrem Blute. Jener hat bloß das Verdienst der Beschleunigung eines Umsturzes, der, nicht etwa durch in Folge schlechter Führung des Scepters abseiten seiner Machthaber entstandene Schwäche des persischen Reiches, noch auch durch Sittenverderbniß des persischen Volkes, bewahre, sondern durch eine ganz eigentliche Stammes-Ausartung im Körper des letzteren, schon lange vorbereitet war.

On ne peut donc admettre que les institutions ainsi trouvées et façonnées par les races fassent les races ce qu'on les voit être. (I. 65.) Ganz recht; die Institutionen werden von den

Völkern gemacht oder doch zugelassen; aber jene ihrerseits machen auch wieder aus den Völkern dies oder das. Mit fernerer Schlußfolgerung S. 68.: „In England, d. h. demjenigen aller Länder Europa's, wo **les modifications du sang ont été les plus lentes** [zugestanden, denn der Ausdruck kann sich nur auf den — unerklärlich-zähen Nationalcharakter der Britten beziehen] **et jusqu'ici les moins variées** [kein bunteres Gemisch des Blutes aber, als gerade dort, von Kelten theils Irisch-Gaelischen, theils Kymrischer Abzweigung; Römer; Germanen verschiedener Stämme, wie Angelsachsen, Dänen; romanisirte Normannen], sieht man noch die Institutionen des 14. und 15. Jahrhunderts als Säulen des gesellschaftlichen Gebäudes aufrecht da stehen. In Frankreich haben zahlreichere und verschiedener (?) geartete volkliche Heirathen das entgegengesetzte Resultat hervorgebracht." — Daß die Gallier (auch ihre Sprache?) lange römischer Umbildung widerstanden und an manchen barbarischen Sitten, z. B. Menschenopfern, festhielten, beruht (S. 73.) darauf, daß ihr Stamm „nicht genügend gemischt war." Ich will dagegen nicht streiten, indem Versetzung mit fremdem Blute auch Sinnes- und Sitten-Abänderung hervorbringen mag. Ist es aber wahr, daß etwa die Iberer (Basken), die Kelten und andere Urvölker Europa's wären unweißer, d. h. ursprünglich gelber Rasse gewesen? Beweis, welcher? —

Sogar für Amerika wird schon ein Beleg für seine Meinung vom Vf. vorweggenommen. Daß Tschirokis und Creeks weiter in der Cultur vorgerückt sind, als die übrigen Indianer, wird I. 116. nicht nur den Einwirkungen von Nordamerikanern zugeschrieben, sondern auch ganz vorzüglich ihrer Abkunft von der alleghanischen Rasse, „welcher man die großen Ueberbleibsel alter Denkmale beimißt, die nördlich vom Mississippi *) entdeckt worden." Wohl; aber entstanden diese großartigen Denkmale einer untergegangenen Cultur, welche einer zahlreichen und nicht nur zahlreichen, sondern auch seßhaften und ackerbautreibenden Bevölkerung zuzuschreiben, bringende Gründe vorhanden, unter dem Einflusse von Weißen? Oder müßten den Rothhäuten dennoch, als ein nur angemaßtes Eigenthum (also, wo nicht ausgeführt, doch angegeben etwa durch Normannen, wie deren ja freilich vor Columbus nach Amerika gelangten **), auch diese Bauten und Errichtungen von Erdhügeln ent-

---

*) Siehe **Smithsonian Contributions to knowledge. Vol. I. Ancient Monuments of the Mississippi Valley; comprising the results of extensive original surveys and explorations by E. G. Squier and E. H. Davis. City of Washington: publ. by the Smithsonian Institution. 1848.** Ein Auszug z. B. in Neue Mitth. des Thür.-Sächs. Vereins 1850.

) Vgl. **Rafn, Mém. sur la découverte de l'Amerique au dixième siècle. Die **Mem. de la Soc. des Antiquaires du Nord. Sect.**

rissen werden? Durchaus nicht. „Alle erwiesene Thatsachen zusammen genommen, sagt Zacher S. 206 der in der Note angeführten Mittheilungen, nöthigen zu der Annahme eines mehr oder minder engen Zusammenhanges zwischen den Hügelerbauern des Mississippithales und den zur Zeit der Entdeckung durch die Europäer allein seßhaften und ackerbautreibenden halbcivilisirten Nationen, welche über Mexiko, die Ebenen Centralamerika's und Peru verbreitet waren und die bekannten mächtigen Bauten hinterließen. Wohl möglich, daß am Mississippi, dem Ganges und Nil Amerika's, die Cultur sich allmälig entwickelte und nach Mexiko hinüberwanderte. Jedenfalls konnte, zumal bei so unvollkommenen Werkzeugen, nur eine dichte Bevölkerung Werke aufführen wie der von Cahokia in Illinois, und nur eine dichte Bevölkerung konnte auch solcher Werke bedürfen, zum Schutze und zum Ausdrucke ihres religiösen Gefühls und ihrer Achtung vor den Todten. Kein Indianerstamm aber nördlich vom Mexikanischen Meerbusen besaß selbst im 16. Jahrh. die zur Ausführung einer so unproductiven Arbeit nöthigen Subsistenzmittel, noch diejenige Ausbildung bürgerlicher, religiöser und staatlicher Zustände, welche mächtig genug gewesen wäre das Volk zu derartigen Werken anzuhalten. — Als höchstes Maaß für das Alter jener Zustände ist nur die Wahrnehmung anzuführen, daß erstens kein Erdbau auf der jüngsten Bodenlagerung gefunden worden ist, daß ferner die alten Werke mit Urwald bewachsen sind, und daß endlich Flüsse zuweilen Theile von den Erdwerken abgerissen und dann durch Veränderung ihres Laufes einen neuen Boden an diesen Stellen gebildet haben, der nun ebenfalls Urwald trägt. — Die in einem und demselben Hügel gefundenen, also von der Bevölkerung gleichzeitig benutzten Stoffe, ergeben als geographische Grenze ihres Vorkommens das Alleghanengebirge, die nördlichen großen Seeen, die Sierren von Mexiko und den mexikanischen Meerbusen." — Weiter z. B. nach v. Tschudi (Kechuasprache I. 6.): „Durch ganz Amerika, von Chile bis in den höchsten Norden finden sich Spuren von Hieroglyphen oder graphischen Versuchen, oft in sehr großer Menge, zuweilen nur sehr spärlich. Bald sind es wirkliche Hieroglyphen, bald nur bildliche Darstellungen von Thieren, Geräthen, Himmelskörpern u. s. w. Ohne Zweifel war es

---

Asiat. Copenhague 1843. In dem Suppl. befindet sich Account of an ancient structure in Newport, Rhode-island, the Vinland of the Scandinavians. Was aber die Authencität des im Grave Creek mound gefundenen, angeblich runischen Steines anbetrifft p. 119 sqq. mit Abbildung, so wird dieselbe in Transact. of the Amer. Ethnol. Soc. T. I. 389., II. 200. u. s. w., wie es scheint, mit vollem Recht einer betrüglichen Unterschiebung geziehen. Vgl. auch daraus als besondern Abdruck Obss. on the Aboriginal Monuments of the Mississippi Valley. By E. G. Squier. New-York 1847. p. 73 sqq.

in Mexiko, wo die Hieroglyphik die größten Fortschritte gemacht hatte, da noch kurze Zeit vor der Eroberung, von fünf Städten allein, an Montezuma 16,000 Ballen Papier aus Magay als Tribut abgeliefert werden mußten." Gerade, als ob es sich, wie bei uns, um Lieferung von Actenpapier an die Büreau's gehandelt hätte. Welche Thorheit aber, dergleichen etwa als Plagiat aus Aegypten behandeln oder sonst vom alten Continent herleiten wollen! Ist denn der menschliche Geist so klein, und wodurch ist man berechtigt, von seiner Erfindungs- und Willenskraft so geringschätzig zu urtheilen, als könne er nicht an zwei verschiedenen Orten und unabhängig von einander denselben Gedanken zweimal*) denken und zur Ausführung bringen? Konnten denn nicht die Peruaner aus sich heraus z. B. dauerhafte Kunststraßen anzulegen lernen, ohne von einer **via Appia** zu wissen? Ich dächte doch und, wie jener Grieche, der darüber eine eigne Schrift verfaßte, an „Begegnung der Gedanken" glaubend, halte ich es für einen sonderbaren Einfall, soll den Weißen allein in selbstständiger Unabhängigkeit ein großer Gedanke, den anderen Rassen nur unter dessen Einflusse in die Seele kommen können.

Die weiße Rasse, weiß, oder lehrt wenigstens unser Führer, wird nie und nimmer (und das hoffe ich auch) in einen barbarischen Zustand versinken I. 488.; aber es gab auch zu keiner Zeit eine **barbarie primitive** **), vielmehr schon 6000 v. Chr. bestand

---

*) „Sonderbar ist übrigens, zufolge einer von Gerstäcker Reisen III. 225. mitgetheilten Bemerkung, daß die Indianer der Gesellschaftsinseln, als die ersten Europäer ihr Land betraten, die Kunst des Netzstrickens nicht allein schon kannten, sondern ihre Netze auch ganz genau mit denselben Knoten und mit denselben Instrumenten strickten, als die Europäer" u. s. w. — „So lange die Civilisation gekochte Speisen zur Nahrung des Menschen nöthig gemacht hat, so lange existirt auch die Kunst des Brennens der thönernen Gefäße. Bei halbwilden oder doch wenig civilisirten Völkern bemerken wir diese Industrie, und zu unserm Erstaunen eine Gleichförmigkeit in dem Verfahren, daß man meinen sollte, alle hätten diese Kunst in einer und derselben Schule erlernt" las ich in dem Bericht über eine Ausstellung. Glaubt man doch auch beinahe von den Römern zu lesen, wenn v. Tschudi Peru II. 361. erzählt: „Die Incas befolgten das System, die Nationalität der besiegten Nationen ganz zu verwischen, um schneller und sicherer ihrer Unterwerfung gewiß zu sein; sie hoben daher den Kern der Stämme aus, um ihn den Heeren einzuverleiben, schickten neue Ansiedler in die eroberten Provinzen und führten dort ihre Sprache und Religion ein. (Vgl. als Folge hievon in römischen Provinzen die romanischen Sprachen.) Dadurch gingen allmälig die einst so scharf getrennten Stämme in einander über" u. s. w.

) **Ce droit ridicule de chasse et de pêche proposé par les docteurs du socialisme II. 345. (eine Anspielung, die mir nicht recht verständlich ist; allein leben von Jagd und Fischfang nicht heute noch genug Völker? Hirten, Ackerbauer, Industrielle gehören sicherlich doch erst späteren Phasen an. Vgl. Grimm, Einl. zur Gesch. der

eine Bildung der Weißen (II. 344. 377. 380.). Möglicher Weise also wieder aufgewärmt der bei uns längst vergessene Traum, den einst Friedrich Schlegel träumte, von einer überschwenglich hohen Weisheit, welche in die früheste Zeit der Vorwelt zurückverlegt wurde, in der höchstens, ja das kann sein, größere paradiesische Unmittelbarkeit und eine noch ihrer selbst wenig bewußte, aber schöpfungskräftige Gedankentiefe mag vorgeherrscht haben. Von dem gewiß eben so falschen Gedanken, als hätte sich der Mensch aus dem allertiefsten Schlamme der Thierheit durch eine unendliche Stufenleiter hinauf arbeiten müssen, das entgegengesetzte Extrem. Diese Lehre, welche den Menschen auf eben gedachter Leiter mit der alleroberſten Sprosse den Anfang nehmen ließ, auf der nur ein Herniederwärts möglich war, ein sündlicher Abfall, wie man es darstellte, von der, ihm dort zu Theil gewordenen Uroffenbarung!

„Geschichte*) giebt es nur bei den weißen Völkern," führt das 1. Kap. im IV. Buche aus, und ertheilt II. 352. Antwort auf die Frage: „Warum haben sich fast alle Civilisationen im Westen der Erde entwickelt?" „Die Westwelt ist wie ein Schachbrett, auf dem die größten Interessen sind verfochten worden. In China oder Indien sind viele der beträchtlichsten Erschütterungen vor sich gegangen, wovon die Welt so wenig erfahren hat, daß die Gelehrsamkeit, durch gewisse Anzeichen aufmerksam gemacht, nur mit Anstrengung Spuren von ihnen entdeckt. Wie ganz anders im Westen, wo uns seit dreißig Jahrhunderten kaum ein geschichtliches Ereigniß von Bedeutung entgeht, oft untergeordnete Begebenheiten mit großer Umständlichkeit überliefert sind. Woher diese Verschiedenheit? Das kommt daher, daß, in dem östlichen Theile der Welt der dauernde Kampf ethnischer Ursachen nur statt hatte zwischen dem arischen Elemente auf einer Seite, und dem schwarzen oder gelben Principe auf der andern. Es ist nicht nöthig zu bemerken, daß, wo die schwarzen Rassen nur mit sich selbst kämpften, wo die gelben Rassen sich gleichfalls in ihrem eignen Zirkel herumdrehten, oder auch da, wo gegenwärtig schwarze und gelbe Mischungen mit einander im Kampfe liegen, il n'y a pas d'histoire possible.... Die

---

deutschen Sprache). Dessen ungeachtet heißt es I. 369.: **C'est la barbarie dans toute sa laideur, et l'égoisme de la faiblesse dans toute sa ferocité,** — freilich nur bei denen „gottverdammten (I. 382.)" beiden Rassen. Die allein hatten, oder haben, einen **état rudimentaire p. 375.**

*) Leo Universalgesch. I. 11. drückt das so aus: „Ueberdies knüpft sich die Entwickelung derjenigen öffentlichen Zustände, auf denen zuletzt nur unser Leben in seinen Formen und Richtungen ruht, ganz an die Innerlichkeit des kaukasischen Stammes an, und es ist uns also mehr um die besonderen Volksnaturen innerhalb der kaukasischen Race als um die anderen Racen, die ohnehin größtentheils ganz aus unserem Gesichtskreis fallen, zu thun."

Geschichte entspringt nur allein aus dem Zusammenstoß weißer Rassen." Und S. 357.: „So ist der Westen von Asien und von Europa die große Werkstätte, wo die wichtigsten menschlichen Fragen sind zum Abschluß gebracht." Im Allgemeinen einverstanden. Wo es sich um das bloße gegenseitige Todtschlagen der Menschen, oder nur um das Wandern der Herrschaft von Hand zu Hand, — wenn die Hände selber gleich wenig taugen, — handelt, nicht zugleich etwa um hiedurch herbeigeführte geistige Umschwünge, da kann das Interesse an solchen Begebenheiten für die nicht unmittelbar dabei Betheiligten nur ein sehr mäßiges sein. Nichts desto weniger, wäre die geschriebene Geschichte für die farbigen Rassen in wahrerem und vollständigerem Sinn ein Spiegel der wirklich vorangegangenen geschehenen, als sie es durch Schuld von ursprünglicher oder erst nachmaliger Fahrlässigkeit bei der Ueberlieferung nicht ist, — wir würden ihr jedenfalls mit größerer Theilnahme folgen und mit weniger Langeweile, als uns bei Lesung z. B. meist geistloser Chinesischer Annalen zu beschleichen pflegt. Dem Orientalen seinerseits möchte es freilich mit vielen unserer gefeiertsten abendländischen Schriften leicht eben so gehen. Jedoch, wenn wir Jetztlebenden, früherhin fast das einzige biblische Interesse am Orient ausgenommen, uns im Ganzen erst seit jüngster Zeit mit dem Studium des Morgenlandes ernstlicher zu beschäftigen anfangen, wie wollen wir dem Orientalen daraus ein Verbrechen machen, daß er sich bisher so wenig um uns bekümmerte? Doch der gelbe und schweinsäugige Chinese hat, der selbstgenügsame, trotz seines, dem unsrigen vorausgehenden Besitzes vom Compaß nicht uns zuerst aufgesucht, sondern (des Vortheils wegen oder aus uneigennütziger Menschenliebe?) wir ihn. Eben so Amerikanische Indianer und Südsee-Insulaner entsandten nicht ihrerseits Schiffe mit einem Columbus oder Cook darauf, uns zu entdecken; wir Europäer waren es, welche jene, aufdringlich genug, (in nicht immer für sie angenehmster Weise) mit uns bekannt machten. Ja, wenn Afrika's Südspitze nicht zuerst von dem Portugiesen Gama umsegelt wurde, sondern schon vor ihm auf Anlaß eines Aegyptischen Königs Phöniker in umgekehrter Richtung (die Sonne im Rücken) Afrika umschifften, — Phöniker sind Weiße; und kein Ostafrikaner hat je den Versuch wiederholt. Doch, seit wann haben wir denn selber diese allerdings von Erfolg „triefenden" Bekanntschaften gemacht? — Sonst, wer könnte es läugnen? der Europäer ist ein wundersam rühriger Kerl. Es lohnt aber wohl der Mühe, unserer gegenwärtigen Betrachtung eine andere anzuschließen, welche dem glücklichen Auffinder ninivitischer Sculpturen bei deren erstem Erblicken in der Seele aufstieg (Layard, Populärer Bericht S. 189.): „Ein Fremder brachte die seit länger als 20 Jahrhunderten begrabenen Monumente an das Tageslicht und

bewies — den um sie herum Wohnenden, — daß Vieles von der Civilisation und Weisheit, deren wir uns jetzt rühmen, unter ihren Voraltern existirte, als „„unsere Voraltern noch ungeboren waren,““ und dies war in gewisser Hinsicht eine Anerkennung der Schuld des Abendlandes an das Morgenland. Es ist in der That keine geringe Ursache zur Verwunderung, daß sehr entfernte und im Vergleich neue Nationen die einzigen Nachrichten über ein Volk aufbewahrt haben müssen, das einst die halbe Erdkugel (?) beherrschte, und daß diese den Nachkommen des Volks, und denen, die seine Stelle eingenommen haben, zeigen müssen, wo dessen Städte und Monumente einst standen. Dies war mehr als genug, Abderrahmans Erstaunen rege zu machen und ich benutzte die Gelegenheit, ihm einen kurzen Vortrag über die Vortheile der Civilisation und der Kenntnisse zu geben.“

Der Gang der Cultur ist allerdings, wie man schon oft bemerkt hat, im Ganzen und Großen dem Sonnenlaufe, von Osten nach Westen (Asien, in Afrika Aegypten, Europa, Amerika), gefolgt. Doch der Europäer wendet jetzt sich und seine Segel, und eben das thun seine Söhne in Amerika und anderen Welttheilen, nach allen Windrichtungen. In Ostindien trieb die Cultur mit dem Sanskritvolke, das durch die Nordwestecke über den Indus eindrang, vom Gangesthale aus hinunter nach Dekhan, d. h. sogar dem Namen nach, in das Land zur Rechten, ins Südland; aber später entsendete jenes, mittelst des Buddhismus, als dieser, in ihm selbst angegriffen und verfolgt, sich nach auswärtigen Asylen umzusehen genöthigt war, Strahlen einer in manchem Betracht heilsamen Bildung weit über sich hinaus, allerwärts hin; auch unter Stämme malayischer und mongolischer Rasse. Nur das brüderlich anverwandte, aber religiös mit ihm entzweite Ariervolk, das es einst in seinem Rücken zurückgelassen hatte, erleuchtete sich mit eignem „Lichte“, ihm angezündet oder wieder angefacht von Zoroaster, bis es einer semitischen Religionsform, dem Islam, verfiel. — Das Ungethüm von Afrika, dieser schwerfälligste aller Welttheile, ja geradezu ein unbehülflicher Klumpen, hat (und ist das ein Wunder?) in seinen Eingeweiden, seit diese Menschen beherbergten, wohl nie eine irgend feinere Cultur von nennenswerthem Belange auch nur angenommen, von Selbsterzeugung nicht zu reden. Der innere Verkehr in ihm ist ziemlich erschwert, und äußerlich bietet es zwar meerwärts her anfahrenden Fremden an unermeßlich langen Küstensäumen genug Punkte oberflächlicher Berührung, aber, bei Abwesenheit tiefer Einschnitte und Meerbusen, zu massenhaftem Eindringen in sein Inneres fast gar keine Gelegenheit. Doch hat semitischer Einfluß viel tiefer nach Süden hinein sich Geltung verschafft, als man wohl, ohne Vorliegen unumstößlicher Nachrichten vom Gegentheil, für glaublich zu halten geneigt wäre. Hier ist vom Islam dem

Christenthum der Vorrang abgelaufen. Vgl. Eichhorn Gesch. VI. 231. Nur die Außenfläche im Osten und Norden, mit Ausnahme jüngerer Niederlassungen von Europäern, hatten ehemals, oder haben noch jetzt sich einer bedeutenderen Cultur zu erfreuen. Im Osten als Hauptsitz einer solchen: Aegypten*) mit Meroe (das, wie Lep-

---

*) Aegypten steht im Rufe hoher Weisheit. Wird aber von den technischen Kenntnissen und Fertigkeiten abgesehen, die es unläugbar besaß, so muß man sich in Betreff etwaiger speculativer Wissenschaft, die es möglicher Weise besessen haben könnte, zur Zeit fast nur auf das Urtheil von Griechen verlassen, die jenen Ruf, sicherlich in übertriebener Weise, verbreiteten. Aegyptens Bauten, es wäre thöricht dagegen Widerspruch erheben zu wollen, müssen uns stumm machendes Staunen abzwingen, aber nothwendig auch stets beredtes Lob und beifällige Bewunderung? Liegt z. B. dem massenhaften Aufthürmen von Thon und Stein zu stolzen Pyramiden ein großartiger Anlaß und eine erhabene Idee zum Grunde? Wir wollen einmal als ihren alleinigen Zweck setzen, den Erbauern als Todtenresidenz zu dienen. In diesem Fall würde ich an ihnen vermissen, was irdischen Werken erst wahrhaften Werth verleiht. Ich verlange natürlich nicht, daß sie, diese Pyramiden, Bauten seien, von irgend einem praktischen Bedürfnisse der Nothwendigkeit geboten, oder der Nützlichkeit empfohlen, wie Deiche, Kanäle, Bewässerungsmaschinen, Sternwarten u. s. w. Aber ich verlange, daß sie nicht bloße Denkmale ungerechtfertigter persönlicher Selbstverherrlichung seien, und lediglich irdischen Hochmuth sich göttergleich bedünkender Könige mit der Vorstellung kitzelten, das Andenken an ihr, vielleicht im Uebrigen thatenloses, wenn auch langes, wohl gar fluchwürdiges Leben auf eine ferne Nachwelt zu bringen. Ueber die Größe der Pyramiden entschied, wenn Lepsius Briefe S. 41. Recht hat, oft nur die Zufälligkeit, ob der König, der eine errichten ließ, längere oder kürzere Zeit lebte. „Dieses allmälige Anwachsen erklärt die ungeheure Größe einzelner Pyramiden neben so vielen anderen kleineren. Jeder König begann den Bau seiner Pyramide, sobald er den Thron bestieg; er legte sie nur klein an, um sich ein vollständiges Grab zu sichern, auch wenn ihm nur wenige Jahre auf dem Throne beschieden waren. Mit den fortschreitenden Jahren seiner Regierung vergrößerte er sie aber durch umgelegte Mäntel, bis er seinem Lebensziel nahe zu sein glaubte." Welch' vermessene Eigenliebe! Ueberdem diese Steinungethüme ohne einen tieferen Gedanken (will man nicht z. B. den von Gladisch hinter ihnen gesuchten einräumen), als einen einfach geometrischen, gleichen sie nicht, so zu sagen, jenen Thieren voraufgegangener Schöpfungsperioden, welche nicht sowohl durch die Schönheit ihrer Gestalt, als durch die ungeheuerliche und rohe Massenhaftigkeit ihrer Dimensionen, den Geist bewältigen und erdrücken, statt ihn zu erheben? Den Göttern, es ist wahr, baute man auch Tempel und andere Heiligthümer in maaßloser Pracht, und ich will gern glauben, daß sie, wie unsere christlichen Dome und Münster, allemal wirkliche Frömmigkeit baute, d. h. jener Drang von Seelen, die inmitten der Herrlichkeiten dieser Welt dennoch nach ewigen Tränken dürsten, und das Bedürfniß im demüthigen Herzen, das Leben der Gegenwart über sein Nichts zu erhebenden Höhen des Unvergänglichen emporzureißen, wo möglich über den zerfallenden Staub des Leibes sich den beseligenden Genuß geistiger Fortdauer durch die Gottheit zu sichern. So

sins zeigt, erst von dort, nicht in umgekehrter Richtung Aegypten von letzterem, seine Cultur empfing), Nubien, und Aethiopien, dessen hervorragendste Bevölkerung semitischer Abkunft ist. Am Nordrande, von Asien und Europa ausgegangene Einwanderer: Karthager, Griechen, Römer, arabische Mauren, die auch über Gibraltar nach Spanien hinübersetzten, und, von Franzosen abgelöst, Türken. — In Amerika bezeichnen staunenswerthe Denkmale als wahrscheinlichen Weg der Cultur den von Norden nach Süden. — Uebrigens gehört die weiße Rasse ursprünglich der gemäßigten Zone auf der Nordseite der Erde an; — sicherlich im Allgemeinen der örtlich meist begünstigte Aufenthalt zwischen dem Zuviel der Kälte und Hitze! — Schwarze von eigentlich äthiopischer Rasse kennt als einheimische Bewohner nur Afrika. Amerika hat, trotz der auch in ihm unterm Gleicher steilrecht sengenden Sonne, keine erzeugt. — Der rothe Mensch reicht durch alle Zonen von Norden bis zum Süden hinab. Dagegen findet sich der Mensch gelber oder mongolischer Rasse nur auf der Nordhälfte der Erde, aber in Ostasien fast vom Aequator aufwärts bis in die höchsten Polargegenden, und die kümmerlichen äußersten Säume der drei Festländer Asien, Amerika und Europa sind ihm noch zugewiesen. — Dem Malayen und in ihm eingeschlossen, dem Polynesier gehört, mit Ausnahme der Australneger, falls dieser von ihm naturgeschichtlich gesondert werden muß, die ganze südliche Inselwelt mit dem großen Festlande am Südpole.

Wie schwer es halte, Hrn. v. Gobineau im Allgemeinen entgegen zu treten, so lebe ich doch der festen Ueberzeugung, es sei bedenklich, wie er thut, alle Glücksfälle (Gewinn oder Verlust) im Leben der Völker, — denn von Verdienst könnte dann kaum noch die Rede sein, — auf Eine Karte ankommen zu lassen. Das kann nur ein einseitiges Resultat herbeiführen. Angenommen, die allerdings staunenswerthe Thatkraft der von Blumenbach so gehei-

---

sei es auch, daß die Erbauer von Pyramiden religiöse mit dem künftigen Leben in Verbindung stehende Vorstellungen zu Bauten antrieben von solch' abenteuerlicher Art, wie die Pyramiden offenbar sind. Ich will sie nicht deshalb tadeln. Aber welch' ein geistig beschränktes Sklavenvolk, das sich, wenn auch vielleicht mit inwendigem Murren, zur Errichtung von Denkmalen mißbrauchen ließ, welche ihm nach keiner Seite hin, weder seinem leiblichen noch seinem Seelen-Heile, konnten sonderlich zugute kommen. Für wie viel Silbertalente Zwiebeln und Knoblauch das arme Volk bei Errichtung der Pyramide des nichtswürdigen Cheops (entgegen einer widerspruchsvollen Stelle bei Juven. XV. 9. und den „Fleischtöpfen Aegyptens") aufzehrte, hat Herodot II. 125. uns aufbewahrt. Die mögen, ein wie jämmerliches (ob auch von der neueren Chemie angepriesenes) Mahl auch, den zur Freude des Essens gekommenen Arbeitern gleichwohl ein unendlich geringeres Meer von Thränen aus den Augen gepreßt haben, als Schweiß aus müden Gliedern die Sonne und Blut vom Nacken die Zuchtruthe unbarmherziger Treiber!

ßenen kaukasischen Menschenrasse und ihr factisch unbestreitbares Uebergewicht sei unwandelbar mit der weißen Hautfarbe verknüpft, die Farbigen dagegen seien wirklich zu ewiger Unbedeutendheit verurtheilt, — was erhielten wir durch diese Bemerkung? Den Hinweis auf eine an sich unbegreifliche **qualitas occulta**, die ihrerseits auch nichts erklärt; die gegentheils bloß besagte als hinzunehmende Thatsache: „Es ist;" aber nicht, wie es doch kommt, daß dem so ist. Wenn überdem an den Völkern und in ihren Geschicken fast Alles vom Blute herkommt, wo bleibt da für sie menschliche Freiheit und Selbstbestimmung? Man könnte vielleicht mit nicht viel minderem Rechte vom Einzelnen behaupten, sein ganzes Schicksal, Tugend und Weisheit, oder Thorheit und Laster, alles dies und mehr noch, stecke in seinem Blute. Alle seine, weil willenlosen, Thaten wären gleichgültig, nicht zu loben und nicht zu tadeln. Die Völker aber, wie wären sie, auch nur in untergeordneter Weise, Herren ihrer Geschicke? und wie daher verantwortlich zu machen, für das, was sie thun, oder was sie lassen und nicht thun oder nicht thaten? Sie hätten Verdienst und Schuld, entweder gar nicht oder blutwenig bei ihrem ganzen Treiben; — für den Genius der Geschichte ein trostloser Gedanke. Wie niederschmetternd aber auch für die farbigen Rassen die fatalistische Ueberzeugung, alle Anstrengungen, denen sie sich unterziehen möchten, aus sich etwas zu machen, gleich dem, was die Weißen erreichten, hülfen ihnen, vermöge der unzureichenden Anlage schließlich doch zu nichts, oder so gut wie nichts! Und, sind ganze Menschengeschlechter, als z. B. die schwarzfarbigen ohne Zahl, wie geboren zur Sklaverei vermöge ihres ganzen Wesens (gleich dem Lastthiere), wie will man sie anklagen, daß sie, zu jenem „passiven" Zustande durch göttliche Vorherbestimmung ausersehen, niemals Herrn geworden? Vgl. oben S. 51. Niemand erwartet vom Esel, daß er einmal plötzlich Pferd wird, freilich eben so wenig vom Pferde, daß es, gleich manchem verkommenen und, so zu sagen, unter sich zur Thierheit hinabgesunkenen Genie, durch eine Ausartung hinabwärts Gestalt und Wesen annehme vom Esel. Jedes muß in seiner Art bleiben; kann das Höchste entwickeln, was innerhalb der mit dieser Art gesetzten Natur liegt, nichts über deren Grenzen hinaus. Aber wie viel in seiner Natur liege, unter günstigen Umständen der Entwickelung harrend, das eben ist die schwer zu ergründende Frage bei Zusammenfassungen von Individuen nicht minder als bei ihnen einzeln. Wir kommen darauf zurück. Die Anlagen der farbigen Leute, es sei willig zugestanden, sind nicht die gleichen, zum Theil auch wohl niederere als durchschnittlich beim Weißen; aber ich halte ihre Sache nicht so verzweifelt, daß der Menschenfreund sie trotz seiner Bemühungen, ihre Ehre in dieser Beziehung zu retten, schlechthin verloren geben müßte.

„L'humanité n'est pas perfectible à l'infini" spricht Hr. v. Gobineau. Allerdings; aber hauptsächlich nur, — weil der Mensch selbst ein Endliches ist; und für das Fortschreiten der Menschheit im Großen ist trotzdem kein Ende abzusehen. Auch in dieser Beziehung befindet sich des Menschen Standort weit über dem Thiere. Des Letzteren Aeußerstes an Fähigkeit zur Vervollkommnung durch Pflege, Cultur, auch etwa Dressur *) steht nicht zu weit hinaus. Aber perfectibel ist doch sogar auch — die Pflanze. Warum, wenn anders die Stabilität der Körperverschiedenheit je nach den Rassen uranfänglich ist und, ohne Widerrede, bleibend, und ständig, warum müßte nothwendig (was doch, zur Zeit wenigstens, unbewiesen) der freie, ins Unendliche strebende (unter allen Umständen ein menschlicher) Geist an jenem Typus eine unübersteigliche Schranke finden? Es bestehe ursprüngliche Ungleichheit der Rassen auch in geistiger Beziehung. Ich läugne sie so wenig, als bei Individuen. Aber erstens sind die Gaben mannichfach, und zweitens, meine ich, haben wir dabei zu berücksichtigen, ob nicht die farbigen Menschenstämme sich in manchem Betracht zum weißen verhalten, wie minder entwickelte Kinder. Vielleicht schlummern in ihnen noch verborgene Kräfte, und ein gedeihlicher Frühling mag manche Knospe aus ihnen hervortreiben, und diese zu lebensvollen, auch zum Theil schönen Blättern, Aesten und Blüthen entfalten und aus einander legen. Im Kinde steckt prophetisch der Mann und der Greis; und aus ihm wird oder kann doch werden, was es verspricht. Freilich nicht aus jedem Kinde Jedes, etwa ein musikalisches, dichterisches, ein Herrscher- oder mathematisches Genie. Ich wüßte aber nicht, warum nicht aus einem an Geist jungen und, wenn auch zur Zeit noch brach liegenden Volke möglicher Weise sollte inskünftige ein Alter, ein Erwachsener mit besonders ausgebildeten Talenten werden? Ja, ich glaube zuversichtlich daran. Ist die Menschheit überhaupt perfectibel, warum sollten von dieser Gunst die bis jetzt weiter zurückgebliebenen Rassen ausgeschlossen sein? Der weißen Rasse sei Geburts-Adel ein ihnen mühlos von Alters her zugefallenes und sicheres Erbtheil. Vielleicht daß die übrigen Rassen erst spät und mühsam, aber doch überhaupt den Adelsbrief vom Menschen, in jeder Beziehung würdig, Menschen zu heißen, sich rechtmäßig erwerben. Trotzdem aber, daß G. Klemm aber, obwohl er erst in der Vereinigung der von ihm sog. passiven und activen Menschheit für beide das wahre schöpferische Heil er-

*) Vgl. die, jedoch etwas deklamatorisch gehaltene Vorlesung: „Die Zukunft der Thiere" von **Isidor Geoffroy-Saint-Hilaire** in **Esquiros** und **Weil Jardin des plantes** p. 171 — 203. in den zwei Abtheilungen 1) Geschichte der Herrschaft des Menschen über die Erde; 2) Philosophie der Eisenbahnen. Die Thiere und die Maschinen.

blickt, erklärt sich doch unumwunden für das Dogma vom Fortschritt der Menschheit im Allgemeinen. Z. B. in folgenden Worten: „Die (aus den ethnographischen Vorlagen resultirende) Geschichte aber wird uns zeigen, wie, trotz aller Hindernisse, die Menschheit dennoch überall und stets im Fortschritt zu höheren Stufen der Cultur begriffen ist, und wie in diesem Bestreben ein Volk auf das andere ablösend und fortsetzend in ununterbrochener Reihe, gleich den Wellen des Meeres folgt, welche rastlos gegen die starren Felsen oder die Dämme der Menschen andringen."

Allgemeine Betrachtungen der Weltgeschichte, in Weise des Hrn. v. Gobineau nach Rassen- und Stammverschiedenheit der Menschen, oder, fast damit gleichzeitig, Ritter Bunsen's in seinem neuesten weltgeschichtlichen Werke mit Rücksicht auf Religion und Sprache waren früherhin unmöglich. Dazu bedurfte es erst einer Menge von Vorbedingungen, die auch jetzt, wie man sich bei unserem Buche leicht überzeugt, noch nichts weniger als vollkommen erfüllt sind. Erst wird Manches aus Ahnung zu bewußtem Wissen sich umsetzen müssen. Ich freue mich aber dieser eigenthümlichen Richtung, welche schon jetzt die allumfassende Geschichte unseres Geschlechts, ohne eine der Rassen verschmäht beiseit liegen zu lassen, statt der bisherigen, sich nur sehr uneigentlich so nennenden Weltgeschichte, einzuschlagen unternimmt. Es war kaum anders zu erwarten, als daß man, nach anderen, von der Natur abgewichenen, zum Theil subjectiv erdachten Betrachtungsweisen, doch zuletzt wieder zur Natur selbst und deren scharfer Beobachtung zurückkehren mußte. Daher z. B. in der beschreibenden Naturwissenschaft das Dringen auf natürliche Eintheilungs- und Anordnungs-Systeme an Stelle der künstlichen und mehr übereinkunftlichen früheren. Ebenso ferner jetzt, und unserm gegenwärtigen Thema noch näherkommend, das Bedürfniß, statt der sog. politischen Erdbeschreibung, welche menschlicher Willkühr und beständigen Wechseln unterliegt, eine solche zu begründen, welche auf die natürlichen und unwandelbaren Verhältnisse der Erde und Länder, in loth- und wagrechter Richtung, nach Starrem und Flüssigem (Berge, Päſſe, Meer, Flüsse u. s. w.), nach Polhöhe, nach Wärme- und Produktenvertheilung u. dgl. m. ihr Hauptaugenmerk richtet, auf solchen festen und bleibenden Grundlagen ihr Lehrgebäude errichtet. Dadurch (hauptsächlich Karl Ritter's Werk) ward die Geographie zur Würde einer wahren und zwar äußerst wissenswürdigen und anziehenden Wissenschaft erhoben. Die politische Geographie, bis dahin eine Anhäufung von erdkundlichen Kenntnissen, verliert, mit dem Charakter bloßer Zufälligkeit, von nun an auch an Unbelebtheit und Trockenheit des Inhalts, weil sie durch die natürliche Auffassung der Erde einen sicheren und dauernden Hintergrund gewinnt, von welchem sich für die vorstellende Einbildungskraft ein leichter faß-

bares und helleres Bild abhebt von all' den zeitlichen Vergrößerungen und Verkleinerungen der Staaten, oder von dem anderweiten Spiel sonstiger Abänderungen, was mit den Besitz- oder Cultur-Zuständen der Länder der Mensch treibt.

Diese Verfahrungsweise nun desgleichen in die Geschichte einzuführen, die bisher vorzugsweise auf dem politischen Gebiete sich zu tummeln gewohnt war, erachte ich für kein geringes Verdienst. Gründung der Geschichte auch auf natürliche Verhältnisse der Menschheit, ihres allgemeinen Substrates, empfiehlt sich einfach schon aus dem Grunde, daß auch einmal unter einen geschichtlichen Gesichtspunkt zusammengebracht werde, was in naturgemäßer Weise zusammengehört, und getrennt, was, seinem Wesen nach, so unpassend in dasselbe Joch eingestellt wird, als, nach dem Verbote der Bibel, Pferd und Rind. Thut nicht aber die gewöhnliche Staatengeschichte das Gegentheil? Sie folgt den Wandelungen des Staats; das pflegt ihr planetarisch wandelbarer Leitstern zu sein. Wie sehr sind z. B. die weniger durch sich selbst, als von der Natur gebildeten Volks- und Sprachstämme aus einander gerissen, und fremdartige durch einander gemengt! Gewiß wäre es aber ein nicht leichtes, aber dankbares Unternehmen, wie man zuweilen, was etwas für sich hat, die geschichtlichen Begebenheiten nach dem Principe der Gleichzeitigkeit sich besah und ordnete, so etwa auch einmal eine geschichtliche Gruppirung nach Stämmen, die, aller Verschiedenheit in sich ungeachtet, doch zugleich, wegen Gleichartigkeit des Princips, auch viel Gemeinsames besitzen müssen, z. B. dem Indogermanischen, dem Semitischen, oder, innerhalb des ersteren, den alten Griechen und Römern, den Germanen, Romanen, Slawen u. s. w. zu versuchen. Sie würde, recht angefaßt, sicherlich in mancherlei Betracht fruchtbar werden. Das mit Erfolg thun zu können, müßte es freilich schon besser, als in der That der Fall ist, mit Erledigung der Vorfragen bestellt sein, die sich namentlich auf Rassen- und Sprachen-Verschiedenheit beziehen, das Grundthema von Ethnologie *) und Ethnogonie.

---

*) Der sonst übliche Name: Ethnographie deutete mehr auf eine bloße Völker-Beschreibung. Es unterscheidet sich aber von der Geographie oder Erdbeschreibung, weiß man, eine Geologie, welche, von der Bildungs- und Umbildungsweise unseres Planeten eine glaubhafte Geschichte zu entwerfen Ernst macht. So ist auch der Völkerbetrachtung eine höhere Aufgabe gestellt, als die der unmittelbaren Gegenwart und bloßen Beschreibung des Wohnortes, welchen die verschiedenen Völker inne haben, ihres Aussehens, ihrer Sprache, ihrer Beschäftigung und Nahrung, ihrer Regierungsform, der Sitten und Trachten, ihres religiösen Glaubens, und so fort. Nämlich, so weit möglich, ihr Ursprung, ihre Wechselbezüge und Verwandtschaften nach Stammesherkunft und Sprache sind ein unermeßliches Feld sorgfältigster Untersuchung, das aber,

Die nicht allzu erfreuliche Wahrnehmung von großer Unsicherheit in völkerkundlichen Fragen muß man leider bei Lesung von Hrn. v. Gobineau's gedankenreichem Werke sich öfters gefallen lassen. Die Ethnologie ist noch in unendlich vielen Punkten zurück, und es wird ihr vielleicht nicht zu nahe getreten, wenn man erklärt, sie habe die ersten Kinderschuhe noch nicht ausgezogen. Viele Behauptungen unsers Vfs. wären sonst sicherlich unterblieben, andere schärfer hingestellt und tiefer begründet. Also z. B. 1) ob die Menschen-Species von ursprünglicher Einheit den Auslauf genommen oder gleich Anfangs mit einer Mehrheit grundverschiedener Urpaare, den Stammältern der Rassen, begonnen habe, ist eine gar nicht ausgemachte Controverse, die sich an die Schwelle der Wissenschaft stellt, und, so oder anders beantwortet, vielerlei Folgerungen mit sich nachschleppt von eingreifendstem Belange. In Betreff der angenommenen Zahl von Rassen oder menschlichen Abarten gehen wieder die Ansichten der Forscher weit aus einander. Dann, unter welche der Rassen die Völker zu bringen, ist abermals in einigen Fällen streitig, zumal wo zu Blutsvermischung Verdacht vorliegt. Die nichts weniger als häßlichen Osmanen zählen doch, wenn auch in weiterem Abstande, sprachlich z. B. zu den häßlichen Mongolen und Kalmücken; und Magyaren und Finnen desgleichen, trotzdem daß ihre körperliche Abweichung dies kaum glauben läßt, nicht nur zu den Lappen, sondern auch, mit diesen, gleich den Türken zum Mongolenstamme von entschieden gelber Rasse. Bis jetzt noch wenig aufgelöste Schwierigkeiten. Auch 2) in Betreff der Sprachen hat das freilich erst überaus junge Studium derselben, obschon vergleichsweise viel, doch zu allgemeineren Zwecken noch lange nicht genug vorgearbeitet und geleistet. Wenn die Rassen-Eintheilung sich zunächst an den physischen Menschen mit seinen leiblichen Verschiedenheiten von eingreifender Art wendet: so umreißt die Linguistik Völker mit zwar sinnlich vernehmbaren, doch eigentlich geistigen Abtrennungslinien, d. h. vereint oder sondert sie nach den Sprachen in bald engeren, bald weiteren Abständen. Mannichfaltigkeit der Zunge bei und innerhalb Einer Rasse, in welche verschiedensprachige Völker und Stämme von somatischer Seite her müssen eingestellt werden, hat nichts Wunderbares, weil die Grenzen der Rassen jedenfalls von weiterem Umfange sind als selbst die weitest gefaßten Sprachstämme, und diese psychischen Abarten im Schooße der Menschheit, wenn ich so die sprachliche Stammverschiedenheit bezeichnen darf, sich recht wohl vertragen mit dem körperlichen Einheits-Typus einer bestimmten Rasse. Auffällig, weil mit der Völkergenealogie unvereinbar,

---

im Vergleich zu dem Erforderlichen, nur erst wenig urbar gemacht und angebauet worden.

dagegen müßte man eine Gleichsprachigkeit finden, die sich in zwei Rassen vertheilte. Wie, wenn z. B., ohne daß Sprachentlehnung oder Völkervermischung vorausgegangen wäre, sich mehrere Abzweigungen des Altaischen oder Turanischen Sprachgeschlechts, (z. B. Türken und Magyaren, von denen wir oben sprachen) in physiologischer Rücksicht wirklich aus der sog. mongolischen (oder gelben) Rasse herausfallen sollten. Ueberhaupt sind wir noch in vielen Parthieen von den interlingualen Verhältnissen der Völker (ich erlaube mir, das Wort nach Analogie von internationalem Verkehre zu bilden) nichts weniger schon als leidlich ausreichend unterrichtet. Gleichwohl will Hr. v. G. viele seiner geschichtlichen Sätze auf sprachliche Verhältnisse mit begründen, die wir fast gar nicht oder nur oberflächlich kennen. Vor Allem fragt es sich ungeheuer, ob er Recht behalte mit seinem I. 349. etwas zuversichtlich aufgestellten Satze: „Die Hierarchie der Sprachen entspricht streng der Hierarchie der Rassen." Afrika ist ohne Widerspruch von allen Welttheilen der ungefügigste, ein wahrhaft unartikulirter und gliederloser Rumpf. Wäre es zu verwundern, wenn seine Insassen in Uebereinstimmung mit einer, sie beeinflussenden Oertlichkeit auch eben so unartikulirte Sprachen redeten? Jedenfalls ist, meines Wissens, noch keine einzige sog. einsylbige Sprache dort gefunden worden, wie sie in China und Hinterindien zu Hause sind, und auf der von Steinthal nach ihrem physiologischen Range entworfenen Classificationstafel der Sprachen nimmt kein Negeridiom, sondern das monosyllabe Thai, die Sprache der Siamesen, die unterste Stufe ein. In das ungeheure Chaos von Sprachen, die über unsern Erdboden zerstreut sind, hat nach W. v. Humboldt in seinem unsterblichen Werke „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues" der eben erwähnte jüngere Schriftsteller eine gewisse Ordnung abseiten durchgreifenderer physiologischer Unterschiede zu bringen gesucht. Für umfassende Uebersichten aller Sprachen in genealogischer Beziehung hat der Adelung'sche Mithridates, später Adrian Balbi in seinem Atlas Außerordentliches geleistet. Nicht nur aber geht uns von unzähligen Sprachen, um sie einordnen zu können, noch hinlängliches Material ab, fast an keinem Orte auch ist die Forschung schon gründlich genug detaillirt*).

Bei dem Allen ist Sprache als das eigentlich unterscheidende Nationalitätsprincip zum Entwerfen von Völkergenealogieen unumgänglich nöthig. „Die Sprachen (um mir die schönen Worte Hrn. A. v. Humboldt's Kosmos I. 383. anzueignen,) als geistige

*) Wie viel aber dazu gehöre, ersieht man am besten daraus, wenn man sich einmal die Zahl aller vorhandenen Sprachen vergegenwärtigen will, die sich freilich, je nachdem man den Begriff Sprache weiter oder enger faßt, gewaltig ändert. S. später.

Schöpfungen der Menschheit, als tief in ihre geistige Entwickelung verschlungen, haben, indem sie eine nationelle Form offenbaren, eine hohe Wichtigkeit für die zu erkennende Aehnlichkeit oder Verschiedenheit der Racen. Sie haben diese Wichtigkeit, weil Gemeinschaft der Abstammung in das geheimnißvolle Labyrinth führt, in welchem die Verknüpfung der physischen (körperlichen) Anlagen mit der geistigen Kraft in tausendfältig verschiedener Gestaltung sich darstellt." Aber weiter, der Mensch bedient sich als Hauptmittels zur Mittheilung an andere Menschen der Sprache, freilich nur dem verständlich, welcher sie, gerade diese Sprache, versteht. In ihr findet fast Alles seinen Ausdruck, was ihn geistig bewegt; keine Erwerbung seiner Seele, die nicht in diesem Behältnisse, wenn auch nur mit innerlichen Worten, niedergelegt würde. Darum ist Sprache überall durchweht von Geist; ja, obschon ein Körperliches, selber Geist, von innen nach außen gewendeter, offenbar werdender Geist. Insofern aber der Geist es ist, welcher zu Thaten in der Geschichte treibt, oder welcher Erfahrenes, Freud wie Leid, erduldet, insofern wird auch die Sprache der Völker, als ihres Geistes Wiederschein, von der Geschichte mächtig berührt, wie freilich umgekehrt auch die Geschichte von jener nicht unberührt bleibt. Daher auch die außerordentlichste Bedeutung eines eindringenden Sprachstudiums nicht nur für die Geschichte, sondern auch für die Geisteskunde sowohl im Allgemeinen als im Besondern. Sprachen kann man, in einer Rücksicht, als Höhenmesser der intellectuellen Bildung bei den jedesmaligen Völkern benutzen, von welchen sie geredet wird. Natürlich meine ich schon die Sprache an sich, noch abgesehen von etwaiger Literatur, oder von dem, was Empfundenes oder Gedachtes mittelst ihrer in Sprachdenkmalen niedergelegt worden. Die Sprache pflegt ja die Schicksale des Volkes zu theilen: wunderbar, wenn sie nicht öfters davon tiefer oder minder tief eingedrückte Spuren, vielleicht mitunter zu unbeachtetem Gedächtniß, mit sich herumtrüge. Allein, was man nicht damit vermengen darf: der zweckliche Werth einer Sprache steht keinesweges immer mit der jedesmaligen Culturstufe eines Volkes in geradem Verhältnisse. Ihr Bau und die ursprüngliche Anlage, d. h. der erste Schöpfungstrieb, welcher eine Sprache von vorn herein auf eine vollkommenere Bahn *) warf, (zu deren Beurtheilung erst W. v. Humboldt

*) Auch die vielfach verwickelten amerikanischen Sprachen haben trotzdem einen vergleichsweise unvollkommeneren Sprachbau, und es klingt daher für den Kundigen ziemlich lächerlich, wenn Vater Mithr. III. 328. „solche künstliche Sprach-Einrichtungen" glaubt nur aus „einer höheren Cultur" erklären zu können, von welcher herabgesunken die Völker Amerika's doch in der Sprache Spuren zurückbehalten hätten. Er vergaß, daß diese Art von sinnlichem Reichthum auf der andern Seite Geistes-Armuth und Schwäche des absondernden Abstractions-

gesunde Grundsätze aufstellte), ist nicht gleich mit den wechselvollen Stadien, welche ein Volk in unterschiedenen Zeiten geistig durchmißt und einnimmt. Die Leistungsfähigkeit z. B. der schönen Litauischen Sprache reicht unendlich weit hinaus über das Maaß der Bildung, welche das Litauische Volk nicht nur jetzt besitzt, sondern überhaupt je besessen haben kann. Die erreichte Wirklichkeit des Volks ist weit zurück geblieben hinter der in seinem Idiome liegenden Möglichkeit des Fortschritts. Nach den Vorstellungen, die wir uns von Aegyptischer Weisheit zu machen pflegen, würde man andererseits die Aegyptische Sprache auf einer viel höheren Stufe, ich sage nicht bloß der Anlage, ich sage auch ihrer Ausbildung erwarten. **C'est le premier pas qui coûte.** Von vorn herein schlechter angelegte Sprachen erreichen ihr Ziel nicht in der Angemessenheit, womit bessere, oft bei kurzer Frist erhöheter Ausbildung, schnurstracks gelangen.

Wollte nun aber einmal die Negersprachen, zu deren Studium sich täglich mehr Material ansammelt, ein unpartheiischer Beobachter, ich meine nicht flüchtig darauf ansehen, ich verlange gründlich durchmustern zu dem Ende, ob sie durch die ihnen natürlich anklebende Roheit hindurch nicht bloß das Gepräge des Menschenthums überhaupt, sondern auch eines Menschenthums blicken lassen, das sich für weitere Pflege und Ausbildung empfänglich und fähig zeigte: es würde, bin ich überzeugt, das Urtheil unendlich mehr zu Gunsten der Schwarzen ausfallen, als man nach anderweiten Quellen schiene hoffen zu dürfen. Und einen solchen Beobachter giebt es in der Person eines Missionars, Hrn. Kölle, welcher in Sierra Leone mit Schwarzen von vielerlei Stämmen und Sprachen in Berührung gekommen ist und, außer seiner **Polyglotta Africana**, die von weit über 150 afrikanischen Sprachen und Mundarten Nachricht giebt, von einigen Idiomen, vom Vei und Bornu, gründliche Grammatiken verfaßt hat. Ein werthvolles Buch, betitelt: **African Native literature or Proverbs, Tales, Fables and Historical fragments in the Kanuri or Bornu language** (Text mit Uebersetzung und Bornu-Glossar). **By Rev. S. W. Koelle**, worin ebenderselbe viele, Bornuesen vom Munde weg mühsam durch ihn abgehorchte Erzählungen mittheilt, hat **Lond. 1854 8.** die **Church Missionary Society** in Druck ausgehen lassen, und sich dadurch um Sprach- und Völkerkunde ein

---

vermögens verrathe: Hieroglyphen und chinesische Schrift z. B. leiden, eben weil sie nicht einfach sind, an großen Mängeln. Lobt man nicht z. B. unser, den Stellenwerth anzeigendes Ziffer-System gerade wegen seiner unglaublichen Einfachheit und mathematischen „Eleganz“? Ferner sind nicht diejenigen Maschinen die besten, welche mit dem geringsten Kraftaufwande und bei hoher Einfachheit ihrer Einrichtung die vergleichsweise größte Wirkung hervorbringen? Und was meint man vom Poly- st. des Monotheismus?

nicht geringes Verdienst erworben. Ich bin aber mit Hrn. Kölle durchaus einverstanden, wenn er aus andern Umständen, aber auch ganz vorzüglich mit aus diesen, leider bloß prosaischen Stücken den Schluß zieht, wie der Neger nicht ganz gewöhnliche Fähigkeiten entwickeln könne. Einzelne unter jenen sind gewiß von eigner Erfindung (wenigstens liegt kein Verdacht vor, der Anstoß dazu sei ihm etwa von Arabern gekommen) und zeugen von einer gar nicht geringen Erfindungsgabe. Als eines solchen will ich nur der **Story of a Servant of God. p. 143 — 145** Erwähnung thun. Wie nach hebräischer Angabe eine Frau ihren Mann und uns Alle um das Paradies brachte, so verwirkte ebenfalls durch die Neugierde seines Weibes (zum sichern Zeichen, daß die Sage von keiner Frau herrührt) der Mann die früher von ihm besessene Gabe des Verständnisses von allen Thiersprachen*). „Wenn, das ist die Nutzanwendung der Geschichte, ein Mann seine Geheimnisse einem Weibe erzählt, so wird das Weib ihn auf Satans Weg führen. Hätte er sie nicht an seine Frau ausgeplaudert, die ganze Schöpfung Gottes, Menschen und Thiere, Vögel und Fische im Wasser, sie würden alle das eine des andern Sprache verstehen. Ein Weib bringt nie einen Mann auf einen guten Weg. Jetzt sind wir alle solche, deren Sprache der Herr getheilt hat (**Now we are all such whose language our Lord has divided**)." Also eine neue Entstehungsgeschichte von der Sprachverschiedenheit. Die babylonische Sprachverwirrung mitgezählt, nun schon die vierte**) Erzählung von der Glossogonie, die mir vorgekommen. Einen so tiefen Eindruck mußte

---

*) Unter andern Curiosis und Sprachphantastereien habe ich **A. L. Z. 1845** Juni S. 1027, wie einer Diss. über die Sprache der Engel (zu **I. Cor. XIII. 1**), auch einer andern: **J. G. Drechsler, De serm. brutorum def. Lips 1673 denuo ed. Erf. 1706** gedacht. Die Sache hat, wie sich aus §. 90 Vergleichung der Menschen- und Thierseele in Steinthal's Logik u. s. w. ersehen läßt, auch eine ernste Seite, die man nicht schlechtweg abweisen darf. Der **Dr. Gall** (s. die deutsche Uebers. von **Esquiros** und **Weil, Jardin des Plantes** S. 271) wußte von seinem Hunde Fox Wunderdinge zu erzählen. Das Thier mußte, von Wien nach Paris versetzt, auch mit seiner (ihm passiv beiwohnenden) Sprache umsatteln und von da ab neben bisherigem ehrlichen Deutsch, auch das Französische sich aneignen, was sehr wohl gelang. Er hatte in Kurzem das Französische so gut wie das Deutsche weg: „ich habe mich hievon überzeugt," versicherte Gall, „und habe ganze Sätze in der einen wie in der andern Sprache an ihn gerichtet."

) Nämlich die vom „Kochen der Sprachen", bei den Esthen, welche, wahrscheinlich Censurverhältnisse halber in den Verh. der Esthn. Ges. **I. 1. S. 44 — 47 nur unvollständig mitgetheilt, deßhalb besser in Kohl's Reisen in die Ostseeprovinzen **II.** 251 — 255 (vgl. **A. L. Z. 1847** Juli S. 8) nachgelesen wird. Außerdem die in einigen Punkten ihr ähnliche Sage von der Entstehung der Sprachen bei den Australiern (Gerstäcker, Reisen Bd. **IV.**, S. 381 fg.).

auf den denkenden Menschen die Frage nach dem Grunde dieser so räthselvollen Erscheinung machen, wie doch die unendliche Verschiedenheit menschlicher Idiome in der That ist! Menschliche Gestalt und gleichartiges menschliches Thun, und dabei nun doch die zurückschreckende Schwierigkeit gegenseitiger Verständigung, gleichsam als ständen zwei wildfremde und völlig verschieden geartete Wesen einander gegenüber! wo mit dieser Seelenkluft Sprachverschiedenheit sich trennend zwischen sie wirft. — Auch von den Sprüchwörtern*), deren wir aus Negeridiomen nun schon eine ganze Reihe besitzen, und Witzworten beruhen viele auf richtiger Beobachtung und sind auch in ihrer Fassung nicht schlecht.

Wir sind noch nicht entfernt in der Verfassung, über das Maaß der Bildungsfähigkeit sowenig der Menschen überhaupt, als im Besondern z. B. einzelner Rassen ein abschließendes Urtheil abzugeben. Dazu ist unsere Bekanntschaft mit ihnen noch zu neu, und die Zahl der fehlenden und erst herbeizuschaffenden Data zu groß. Wie kann man Häuser oder gar Paläste auf einem Grunde erbauen wollen, der noch so schwankend und unsicher! **Facta** (oder **Agenda**

*) Außer Bornu hier, Kabylische, Yoruba und Odschi nachgewiesen in Deutsch-morgenl. Ztschr. VIII. 440. Einige Beispiele bei Kölle: „Wenn Jemand, der dich nicht kennt, oder ein Blinder auf dich schilt, werde nicht darüber böse“. „Die Klugheit (wisdom) sitzt nicht im Auge, sondern im Kopfe“. „Auf dem Boden (Grunde) der Geduld befindet sich der Himmel.“ „Wer kein Haus hat (ein Armer), hat in der Gemeinde nicht mit zu sprechen.“ „Wenn du mit Gewalt zu erhalten suchst, was dir Gott nicht gegeben hat, so wirst du es nicht erlangen“. — „Ich bin König Elephanten-Sack“ von einem Großsprecher, der so thut, als könnte er einen E. im Sack forttragen. — Der Herrscher von Bornu sandte folgende Botschaft an die Fulah's: „Wenn sie Männer wären, möchten sie kommen; schaut, ich habe eine Mahlzeit eingebrockt, mögen sie dazu die Brühe mitbringen, daß wir sie zusammen aufessen“, — um damit seine Schlagfertigkeit und Bereitschaft zum Kriege auszudrücken. — Noch wollen wir mit einer spaßigen Anekdote den Schluß machen. „Einst bei einer Hungersnoth bat eine Frau ihren Mann, nach dem Essen auf dem Feuer zu sehen, während sie Wasser holen gehe. Bei ihrer Rückkehr sah sie, von ihm unbemerkt, wie ihr Mann den Schaum abschöpfte. Nachdem er eine Kalabasse mit dem Schaume angefüllt hatte, versteckte er diese irgendwo, im guten Glauben, daß es vom Essen das Beste sei. Die Frau thut, als habe sie davon nichts gemerkt. Als aber bei Tisch ihr Mann, weil er sich auf das verließ, was er gethan hatte, zu ihr sprach: „Gieb mir nur ein wenig, laß aber unsere Kinder die Fülle haben“, sagte sie zu ihm: „Väterchen, nenne nicht Schaum Erntezeit“. Was sie damit meinte, verstand er nicht eher, als bis er, das zu essen, hinging, was er weggestellt hatte, und die Kalabasse — leer fand“. Das Wortspiel, um welches es sich dreht, und das Kölle mit gleich passender Alliteration durch: **Father, do not call spary spring!** wiedergiebt, lautet im Bornu: Abantsa ate bilguro bigela gullemi! Bigela ist die Erntezeit, bilge aber Schaum, Wasserblase.

non acta) loquuntur, sagt man z. B. mit Bezug auf die Bildsamkeit der Neger. Aber doch erachte ich nur für unbewiesene und kühne Annahme jenen Schluß Hrn. v. Gobineaus: „Weil sie, die Neger, so viele Jahrhunderte man von ihnen weiß, nichts durch sich, kaum durch Anstoß von Andern etwas geworden: so kann auch in alle Zukunft nichts aus ihnen werden.“ Wo lebt denn der Mann, welcher, ohne von Sprachen, die man entweder noch gar nicht oder erst seit gestern flüchtig kennt, die allergründlichste Einsicht genommen zu haben, sich berühmen dürfte, in die dunkelen Geistestiefen der Völker bis zu ihrem letzten Grunde hinab das Senkblei geworfen und deren Maaß und Art ergründet zu haben? Worte sind freilich keine Thaten; aber Thaten sind jedesmal zuvor Gedanken, in Worte, wenn auch still im Busen verwahrte Worte gefaßt.

Wie wahr! wenn Hr. Kölle im eben besprochenen Werke p. VI. ausruft: „Es ist vergeblich, in Betreff dieser Frage nach rein anatomischen Erforschungen, nach Besonderheiten des Haares oder der Hautfarbe zu urtheilen: wenn der Geist (mind) es ist, welcher den Menschen vom Thiere unterscheidet, so kann die Frage nicht entschieden werden ohne Befragung der Sprachen der Neger; denn Sprache stellt den Ausdruck und die Offenbarung des Geistes dar. Nun beweist die Grammatik, daß die Negersprachen befähigt sind zum Ausdrucke menschlicher Gedanken, einige durch eine reiche formale Entwickelung, selbst bei staunenswürdiger Schärfe und Kürze“ u. s. w. Ich möchte weiter hinzufügen: Ihr Naturforscher habt die Schädel der Menschen untersucht nach vertikaler Richtung (norma verticalis, Blumenb.) von oben nach unten. Die Camper'sche Gesichtslinie ist von euch bestimmt und gemessen. Ihr füllt wie der berühmte Kraniolog Morton, die Schädel mit getrockneten Pfefferkörnern aus, um nach dem Gewichtsunterschiede derselben über das auf- und absteigende Maaß auf der Fähigkeits-Skala für die Rassen, welchen die einstigen Inhaber jener Schädel angehörten, der Natur Aufschlüsse abzupressen. Schale! Schale! wenn auch vielleicht zum Theil den Kern und das Innere mit verrathend, gleich der Schale z. B. von Citronen oder Orangen, die, wie ähnlich auch in manchem Betracht, doch Früchte umschließt von wesentlich verschiedenem Geschmack. Warum, eingedenk, daß der überhaupt schwer meßbare Geist am wenigsten (und doch soll, satirisch genug, eine Handvoll Pfefferkörner es bewerkstelligen) durch solche Aeußerlichkeiten sich ausmessen läßt, — warum seht ihr nicht lieber nach, was in den Schädeln steckt? Also vor Allem die Sprache, als unmittelbarster und getreuester Wiederschein und Abglanz der Völker, und was diese etwa mittelst der Sprache, und in ihr, schufen? Dazu dann freilich noch andere Aeußerungen des Geistes, die sich in dem Titel von Berghaus' Buche kund geben: „Die Völker des Erdballs nach ihrer Abstammung und Verwandtschaft und ihren Eigen-

thümlichkeiten in Regierungsform, Religion, Sitte, Tracht"; und mancherlei, die sich überdem hinzufügen ließen, wie Bauten; Kunst; Industrie u. s. w., falls und wo dies vorhanden.

Dem Naturforscher muß begreiflicher Weise, seinem Fache nach, die äußere Gestalt der Naturkörper, und so auch die der verschiedenen Menschentypen, wichtiger vorkommen, als uns Laien. Indeß, wer weiß nicht, wie oft z. B. von unorganischen Körpern erst die zersetzende Chemie wahren Aufschluß über ihr Verhalten und inneres Wesen bringt, und nun gar — **the mind, the mind,** wiederhole ich mit Kölle. In wie weit ist der Geist abhängig von dem Körper, den er bewohnt, und bis zu welchem Grade werfen Bildung und Form des Leibes ein wahrhaftes Spiegelbild von einer ihm proportional entsprechenden Geistesanlage? Das vor Allem, kann er anders darauf verläßliche Antworten geben, wünschte ich vom Naturforscher zu wissen. Ich weiß z. B., daß in einem schönen Körper nichts weniger immer als eine schöne, gute, kluge Seele ihr Zelt aufgeschlagen hat. Oder war Sokrates schönen Antlitzes? Auch ward gar nicht selten schon ein starker und gesunder Geist in einem sehr schwächlichen und hinfälligen Körper gefunden. Ob auch eine **mens insana in corpore sano** zubringen könne, mögen Irrenärzte entscheiden. Ich verwechsele freilich nicht entfernt die wissenschaftliche Beobachtung der Menschengestalt abseiten des Naturforschers mit physiognomischem Plunder und phrenologischen Haderlumpen. Gleichwohl verhalte ich mich gegen sie, wo es sich um Schlüsse handelt, die man vom Körper auf den Geist zu machen sich vermißt, in hohem Grade mistrauisch. Niemand kennt hiezu genau genug die Brücke, welche vom einen auf den andern hinüberführt. So sehe ich mich zwar bestürzt, aber nicht zu Boden geschlagen durch Worte, wie sie z. B. der vortreffliche Reisende und Forscher v. Tschudi (Peru I. 157.) äußert: „Meine Ansicht ist die, daß die Neger in ihrer Bildungsfähigkeit weit hinter den Europäern zurückstehen und daß sie als Masse ein, auch bei der sorgfältigsten Erziehung nicht, sich auf eine hohe Stufe der Cultur schwingen können, weil [!] sich der Bau ihres Schädels und die dadurch [in wie weit?] bedingte Entwickelung des Gehirns zu sehr den thierischen Formen nähern. Der Nachahmungstrieb der Affen ist bei den Negern in hohem Grade entwickelt; sie erfassen das Mechanische leicht und schnell, der Geist bleibt ihnen fremd. Sinnlichkeit ist der Mittelpunkt, um den sich ihr ganzes Sein, ihr Denken und Handeln dreht; sie sind nur bedingt frei [bedingter als andere Menschen?] und handeln so, weil sie müssen, nicht bloß weil sie wollen. Hierin liegt der Grund, aber auch zugleich die Entschuldigung ihres Charakters". Nicht günstiger, aber mich trotzdem nicht völlig entmuthigend lautet das Urtheil vom Neger, welches Burmeister in seinem Aufsatze „Der schwarze Mensch" (Geolog. Bilder II. 94 — 180) niederlegt. In seiner Schil-

derung wird, nach Sömmering's Vorgange, nur noch bestimmter, am und im Neger, sowohl geistiger als körperlicher seits, fast Alles für affenmäßig ausgegeben; sodaß im Vergleich damit rein Menschliches nur wenig übrig bleibt. Mir Unkundigem will es freilich vorkommen, als drohe die unbarmherzige Schärfe der Beobachtung, womit diese Affenähnlichkeiten hervorgesucht und zergliedert werden, zuweilen sich eben so umzubiegen, als ein Messer pflegt von übertriebener Feinheit der Schneide. Da bekommen wir von Affenähnlichkeiten zu hören, nicht nur am dünnen wadenlosen Beine des Schwarzen (S. 111), sogar schon an der Verkümmerung und dem Abstehen der großen Zehe des Plattfußes (S. 108) und an den schmalen langen Fingern (S. 117). Ferner: „Wir haben, wird S. 110 gesagt, die eigenthümliche Negerform in der Bildung des Armes und Beines verfolgt und sind zu dem Resultate gelangt, daß beide relativ eine größere Länge besitzen, als beim Europäer u. s. w. Wir haben weiter gesehen, daß mit der größeren Länge eine größere Hagerkeit, eine dürre Muskulatur, besonders im Ober- und Unterschenkel verbunden ist, und beim Fuß die Wölbung des Rückens völlig verloren geht. Alle diese Unterschiede des Negers vom Europäer sind ebensoviele Annäherungen an den Typus des Affen, wie nunmehr ausführlicher zu zeigen sein wird.“ An den Affencharakter erinnern nicht minder gewisse Abweichungen des Negers vom Europäer im Bau des Schädels, wie z. B. an den Stützpunkten der Nase, und der sog. prognathe Typus (S. 119). Außerdem darf man eben so sehr die Kürze des Halses, wie die Kleinheit der Gehirnkapsel, oder die Größe des Gesichtes, für eine Annäherung an den Affentypus halten. Es erklärt sich aber die größere Tragkraft und sein Behagen am Tragen der Lasten auf dem Kopfe aus jener Kürze des Halses (S. 120). Auch die schmälere, schlankere Form des Beckens und die damit in Zusammenhang stehende widerliche Aufgetriebenheit des hängenden Bauches geben eine Affenanalogie (S. 123). Ich Laie würde, ohne die Richtigkeit der Thatsachen irgend zu bestreiten, bloß fragen: Was schließt Ihr hieraus? Denkt der Mensch z. B. mit Händen und Füßen? Sind nicht die letztern, und gerade hier mit tiefer Unterscheidung vom Thiere für den aufrechten Gang, zum Gehen, Laufen und Springen, vielleicht auch zum Klettern (wie denn der Mitgebrauch der großen Zehe mehreren sog. Wilden wirklich das Klettern erleichtern soll)? Warum könnten sie nicht, diese Körperbesonderheiten des Negers, so wie sie sind, entweder Folge von der äußern Lebensweise in seiner Heimath, oder auch dieser Weise, ich weiß freilich die Gründe nicht näher zu bezeichnen, von der Natur angepaßt sein? Dann rührte die Affenähnlichkeit daher, und es wäre nicht nöthig, der ersten schaffenden Naturkraft körperliche Hinneigung des Negers an den Affentypus als ursprüngliche Absichtlichkeit, unterzulegen. Doch, wird uns S. 123

versichert, auch „das wichtigste Organ für die Dignität des Menschen als Organismus, nämlich das Gehirn, dessen Vergleichung bei verschiedenen Rassen darum ein sehr beachtenswerthes Moment abgiebt für die Beurtheilung ihrer Unterschiede und ihrer Beziehungen zu einander" zeigt beim Neger insofern eine sehr wesentliche Abweichung, daß es „relativ kleiner ist, als das des Europäers, besonders die vordere größere Portion, welche man das große Gehirn zu nennen pflegt." Dazu kommt, daß am Gehirne beim Neger die Menge der Windungen geringer, ihre Größe im Einzelnen massiver ist." Ein von Tiedemann in Abrede gestellter, von Burmeister jedoch mit Nachdruck betonter Umstand, welcher, zufolge S. 124, desgleichen auf Affenähnlichkeit des Negers im Bau seines Seelenorganes hinzielte. Noch weiter fügt Burmeister hinzu, die Besonderheit des Antlitzes, welche „als Zeichen inneren geistigen Lebens" Berücksichtigung verdiene. Die gleichfalls von dem europäischen Ideal abweichende Eigenthümlichkeit der Negerphysiognomien aber wird insbesondere darin gefunden, „daß nicht die Gleichheit der vier Gesichtsabschnitte, sondern die Größenzunahme derselben von oben nach unten bei der Kopfbildung der Neger Regel ist" S. 125. Was will dagegen verfangen? „die wahrhaft überraschende Kleinheit der Ohrenschale bei den meisten Negern, die in einer augenfälligen Harmonie mit der Nase steht und sehr von dem breiten, flachen Ohr der Affen abweicht" S. 129. Ein winziger Trost für den armen Neger, wenn sein dicker Schädel mit obligatem, jedoch zu geringem Inhalt ihm nicht erspart, ein verholzter blockhead bleiben zu müssen. Ich verstehe nichts davon, ob das Gewicht des Hirns, überhaupt sein quantitatives Verhältniß, dessen Besitzer, sei es Mensch oder Thier, den proportionalen Grad geistiger, also qualitativer, Fähigkeit gewährleiste. Was aber die Gehirnwindungen anbetrifft, so lasse ich mich gern belehren, daß, ob ihrer ein paar mehr oder weniger, ob ihre Größe verschieden u. s. w., allerdings von großer Bedeutung sein könne an diesem räthselvollen Gewebe und zartem Flechtwerk, das man Gehirn nennt. Aber weiß man, wie auf diesem Instrumente, dessen Tasten der Geist, seine höchsten und tiefsten, seine mächtigsten oder auch seine nichtigsten Gedanken denkend, oft in wildesten Sprüngen durcheilt, wie auf dem gespielt wird? Man wird den Nerven und Muskeln vielleicht ihre Bewegungen nachrechnen; aber noch Niemand hat erklärt, auf welchem Wege in den Gehirnfasern entweder auch nur der allereinfachste und kleinste Satz zu Stande kommt, oder durch welch entgegenkommendes Verfahren das Verständniß eines von einem Andern uns an unser Ohr schlagenden sinnvollen Schalles, falls dieser überhaupt einer uns geläufigen Sprache angehört, geweckt und uns zum Bewußtsein gebracht wird. Wenn daher Burmeister seinen Aufsatz damit einleitet, daß der große Linné in allen Ausgaben seines

Systems dem Menschen das **Nosce te ipsum!** zurufe, so kann man natürlich nicht das Geringste dawider haben, wird diese Selbsterkenntniß auch auf die Rassenverschiedenheit ausgedehnt. Es ist nur die Frage, bis wie weit diese Kenntniß auch wesentliche Seiten der menschlichen Natur treffe, und nicht bloß untergeordnete zufällige. Um so viel aber der Geist höher steht als der Körper, obschon jener nicht des letztern entbehren kann, um so bestimmter würde ich, übrigens ganz im Sinne der Naturforschung, jenen goldenen Satz des delphischen Orakels dahin auslegen: Mensch, greife in deinen Busen, studiere die Unendlichkeit der Sprachen der Völker und sei gewiß, damit ein gutes Stück deines Selbst, deines tiefsten und verborgensten Wesens zu erkennen und Jedermanns Blicken offen vorlegen zu können. Und hier in den Sprachen, trotz ihrer tollen Buntheit und Mannichfaltigkeit, thront über allen Menschen ein, wenn auch je nach den Völkern verschiedener, doch in sich einiger, der eine und allgemeine Menschengeist! Namentlich mit Bezug auf den Neger leugne ich, daß man ihn kenne, ehe man von den mannigfaltigen Idiomen Afrikas sich eine mehr als an der Oberfläche herum spielende Einsicht erworben hat. Man kommt mit Beobachtung des Körpers nicht, sondern vor Allem mit Beobachtung ihrer Sprache, und dessen, was sie sprechen, ihrer Seele bei. Man soll nicht über dem viel minder Wichtigen das unendlich Wichtigere und Bedeutsamere vergessen! Des Menschen Inneres, was doch die Hauptsache. Für den Sprachforscher müßte es nicht nur als überflüssiges, nein als ein geradezu lächerliches Bemühen erscheinen, sich erst die Menschheit des Negers vordemonstriren lassen zu sollen; und ich bin gewiß, jeder arglose Mensch, welcher seine Augen aufschlägt, erkennt im Schwarzen sogleich, trotz aller Abweichung, seines Gleichen, einen Menschen, oder auch etwa das erste Mal, aus Befangenheit über den ungewohnten Anblick, einen (menschenähnlichen) Teufel, — nimmermehr aber jemals ein Thier! Die Sorge aber um den äußern Unterschied zwischen Mensch und Thier kümmert den Laien wenig; er ist so auffallend und in die Augen fallend, daß sich der gewöhnliche Mensch darob verwundern muß, hört er etwa einmal zufällig, wie viel Kopfbrechens jener Unterschied, wie etwa auch der bei jenen zwitterhaften Wesen, die auf der Grenze stehen zwischen Thier und (empfindungsloser) Pflanze, der Naturforschung verursacht. Als ob nicht gerade daraus, daß Merkmale, welche den Menschen vom Thiere mit naturhistorischer Strenge abschieden, entweder fehlen oder doch schwer aufzutreiben sind, genugsam erhellete, wie, was Linné durch sein **Homo sapiens** sehr richtig ausdrücken wollte, die allerwesentlichste und tiefste Differenz nicht im Körperbau stecke, sondern im unsichtbaren, unkörperlichen, aber trotzdem, und zwar durch das Medium des Körpers, erkennbaren Geiste, als Vor-

handensein der Vernunft im Menschen bei Abwesenheit derselben im Thiere (brutum animal). Das eben trotz gewisser Züge, die bei einigen Thieren auf Geistigkeit hinweisen, ist ja ein ungeheurer, ein wahrer Riesensprung. Hat nun z. B. der Affe Sprache, wie kein Volk (denn das Gegentheil ist erlogen) ohne Sprache ist? Gesetzt, seine Sprachwerkzeuge glichen vollkommen den menschlichen, er möchte dann vielleicht, wie der Papagei, äußerlich Worte herplappern, aber Sprache, das Vorrecht des Menschen, besäße er darum doch nicht, weil ihm der Hauptmotor, welcher unsere Sprachorgane in Thätigkeit setzt, der denkende Geist fehlte, und weil Sprache nicht bloße Aeußerung der Empfindung oder der Begierde (die hat das Thier auch) ist, sondern, als Vermittelung zwischen Geistern, eben so sehr von Seiten des Hörers (andernfalls bliebe sie nutzlos) entgegenkommendes Verständniß, als vom Sprecher schaffendes Denkvermögen erheischt. Die mitleidsvolle Gnade daher, welche man dem Neger angedeihen lassen will, trotz der Affenähnlichkeit, und ich glaube gern, nicht bloß andemonstrirten, sondern wirklichen Affenähnlichkeit, die man (in noch auffälligerer Weise als am Europäer oder am Menschen überhaupt) an ihm gefunden zu haben versichert, ihn dennoch für einen wahrhaften Menschen zu erklären, die bedarf er nicht: es ist ein Recht, das ihm unbestreitbar gebührt, weil er, der Neger, ein sprechendes, ein denkendes Wesen ist so gut als du und ich.

Wir müssen aber unseren Stab weiter fortsetzen. Bei unseren Auszügen aus Burmeister stoßen wir S. 135 auf eine Stelle, die trotz ihrer Länge hier zu wiederholen unumgänglich scheint. „Den Schluß, welchen wir gezogen haben, sagt der große Zoolog, daß der Neger in seinen Abweichungen vom Europäer ebensoviele Analogieen mit dem Bau der Affen, also der Thiere, darbiete, wird man als eine allseitig begründete, wissenschaftliche Thatsache aussprechen dürfen, obgleich es Niemandem trotzdem im Ernste einfallen kann, seine Menschheit zu bezweifeln. Auch Sömmering, der schon 1785 über das gestellte Resultat von den Zeloten hierarchischer Unduldsamkeit angebellt, und nach der Art dieser Geister verdächtigt wurde, als habe er die Affennatur des Negers nachweisen wollen, verwahrt sich in einem eignen Paragraph (§. 72) gegen die Anschuldigung und führt in der Vorrede laute Klage über das perfide Benehmen seiner Gegner. Er steht auch nicht an, die geistige Dignität des Negers mit Bedacht hervorzuheben (§. 70) und die talentvolle Begabung Einzelner (!) als ein deutliches Zeichen ihrer Menschlichkeit, gleichsam als ein Verwahrungsmittel gegen die nach seiner Deduction scheinbar für begründet anzusehende Behandlung von Seiten der weißen Rasse auszusprechen. In der That sind alle vorurtheilsvolle Forscher darüber einig, daß der Neger eben so gut, wie der Euro-

päer, ein Mensch sei [das ist viel, ja nach Umständen Alles, aber in diesem Zusammenhange doch zu wenig], und daß, wenn die Freiheit und Selbstständigkeit des Menschen nicht in seinen Talenten, sondern in seiner Fähigkeit zur Selbstbestimmung*) bestehe, der Neger nicht von derselben ausgeschlossen werden dürfe."

Ich unterbreche den Faden dieser Rede mit Hinweis auf eine Negererzählung: „Von einem muhamedanischen Priester und seinem heidnischen Freunde" bei **Koelle (African Nat. literature p. 138)**. Darin kommen, seien sie nun die aus der Geschichte gezogene Moral, oder ward erst die Geschichte um des **Fabula docet** willen ersonnen, gleichviel, die wahrhaft menschlichen und schönen Worte vor: „Diesem Priester gefiel es nicht, den Heiden mit nach Mekka zu nehmen; aber Gott geleitete den Heiden welcher hinkam, den Gebeten beiwohnte, den großen Leuten zur Moschee folgte, in sie eintrat [was sonst doch Ungläubigen nicht erlaubt], und betete; der Priester hingegen, welcher sich darauf verließ Priester zu sein, erhielt keinen Einlaß in die Moschee. Was aber die Schöpfung unseres Herrn und Gottes anbetrifft, er hat alle geschaffen, die Schwarzen und die Rothen (Weißen?), Niedere und Hohe. Unser Herr schuf nicht Einen, sprechend: „der ist ein Heide und Jener ein Gläubiger", sondern er schuf alle gleich; bei Gott giebt es nicht Sklaven, noch Priester, noch freie Leute, sondern Jeder ist frei. Ihr Priester sprecht: „Wir sind Priester", und ihr erwartet ins Himmelreich zu kommen; aber (lediglich) auf den Grund hin, Priester zu sein, erlangst du nicht den Himmel: es ist das Herz was einen ins (höllische) Feuer bringt, und was einen in den Himmel bringt; und, das Lesen anbetreffend, möchtest du alle Bücher der Welt durchgelesen haben und wenn dein Herz schwarz ist, erlangst du nicht den Himmel. Der Priester welcher einen Heiden zum Freunde hatte, erwartete in seinem Herzen, den Himmel zu erlangen, weil er ein Priester war, der Bücher kannte, fastete, betete, das Osterlamm schlachtete und Almosen gab; während sein heidnischer Freund weder fastete, noch betete, noch Almosen gab, sondern gefallenes Vieh verzehrte und Schweinefleisch und Affenfleisch, und sein Bier trank, und stehend sein Wasser ließ: und dessen ungeachtet bestimmte unser Herr, der ihre Herzen kannte, den Priester für das Feuer und den Heiden für den Himmel." Sind das Worte eines Affen oder eines Menschen? Man glaube aber ja nicht, daß der in jedem Betracht unverdächtige und ehrenwerthe Missionar Kölle sie erfunden oder auch nur ausgeschmückt hätte. Er hat sie urkundlich getreu aus dem Munde eines Bornunegers in dessen eigner

*) Aber wird auch nicht diese von Anderen (vgl. oben v. Tschudi), ja auch gewissermaßen wieder durch das Folgende, welches Willensschwäche beweiset, in Abrede gestellt?

Sprache aufgezeichnet. Dieser Neger aber, 1818 durch einen Englischen Kreuzer befreit und nach Sierra Leone gebracht, war selber Sohn eines muhammedanischen Priesters (Kölle **Bornu Gramm. p. VII.**) und hat seine Erzählung zuverlässig nicht von Europäern, am wenigsten von Menschenverkäufern; indeß schwerlich auch rührt sie (dem widerspricht die ganze Anschauung) von einem fanatischen Muselmann her. Ich denke: ein Argument gegen Sklaverei, und zwar ein so starkes, als man deren sonst finden mag. Sie beweist nämlich, diese Erzählung, könnte man sonst daran zweifeln, daß der Neger ein vollkommenes Bewußtsein hat über das Unrecht, was man ihm als Menschen zufügt, wird er in die Sklaverei geschleppt; und eben daß er hierüber ein klares Bewußtsein hat und haben könne (was beim Thiere höchstens dunkles Gefühl bleibt), beweist die Größe des an ihm verübten Unrechts. Daß in Afrika selbst Sklaverei an der Tagesordnung ist, dient um so weniger zu etwaiger Entschuldigung, als auch Griechen und Römer Sklaven hielten, ja selbst, was Humboldt Kosmos I. 492 mit Recht beklagt, der große Aristoteles sich hinreißen ließ, Sklaverei als eine naturgemäße Einrichtung sehr systematisch zu entwickeln. **Amicus Plato, amicus Aristoteles, sed magis amica veritas — atque justitia!**

Oder, meint man etwa, dies sei ein sehr vereinzeltes Beispiel, das ist nicht wahr. Man lese etwa bei Eichhorn (Gesch. VI. 299) Folgendes: „Je freundlicher man (in Afrika) die Portugiesen bei ihren ersten Landungen aufnahm, desto verhaßter waren sie allen Königen und Völkern, unter denen sie sich niedergelassen hatten, nach einer kleinen Reihe von Jahren. Sie schickten nichts als Auswurf von Menschen. Ihre Kaufleute erlaubten sich im Handel mit den rohen Völkern die gröbsten Betrügereien, und als sie noch gar nach der Entdeckung von Brasilien (1501) bemerkten, daß die Neger, die ihnen damals nur noch in geringer Anzahl zum Kaufen zugeführt wurden, zur Urbarmachung des Landes, zur Anpflanzung des Zuckers und zur Hervorbringung der Metalle aus der Erde bei ihrer hervorragenden Leibesstärke geschickter wären, als die physisch weit schwächeren Amerikaner, so brachen ihre Factoren, ohne zu warten, in das Innere der Länder ein, und erpreßten sich die nöthigen Sklaven. Mit jedem Jahr sank die Achtung, die man Anfangs den Portugiesen geschenkt hatte, tiefer; der Uebermuth der Compagniebediente empörte die Eingebornen, und allerwärts bedauerte man es, daß man ihnen das Land geöffnet, und sie sogar an vielen Orten zu den Herren desselben gemacht hatte. Die persönliche Sicherheit der Portugiesen hörte auf; und dieselbe Nation, die Anfangs ohne Truppen und Festungen sicher unter heidnischen Negern gelebt hatte, mußte sich, nach deren Bekehrung zum Christenthum, mit Festungen, Truppen und Waffen umgeben, um sich unter den christlichen Negern zu erhalten. Aber verließen sie ihre Forts, so waren

sie der Rache eines unversöhnlichen Hasses Preis gestellt" u. s. w. Ist es ein Wunder, wenn in dem Herzen so schmählich behandelter Menschen Rache kochte; oder verlangt man etwa von ihnen christliches Dulden und Feindesliebe gegen die unmenschlichen Christenmenschen, ihre Unterdrücker?

Hienach, nach Salvirung meiner Seele, lasse ich Burmeister weiter reden: „Die Sklaverei ist eine Erscheinung, die man nie anders als einen Mißbrauch der höheren geistigen Begabung wird nennen können; es ist ein Ausdruck thierischer Rohheit von Seiten Derer, die an sich über das Thier erhaben, durch Verachtung des Menschlichen im Menschen unter das Thier sich stellen; sie schändet nicht den unglücklichen Sklaven, sondern den mächtigen Herrn, welcher ihn zum Sklaven gemacht hat; aber sie liegt nahe, sie wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß der Stärkere den Schwächeren zu allen Zeiten unterdrückt, und der Zustand, seine Freiheit jetzt nicht mehr vertheidigen zu können, in der Regel auf den Fehler sich gründet, sie zur rechten Zeit nicht mit Nachdruck vertheidigt zu haben. Würde die schwarze Rasse die in ihr liegenden menschlichen Gaben und Talente zur Erringung einer höheren Menschlichkeit benutzen, was sie um so mehr könnte und gekonnt hätte, als wenigstens ein Theil ihrer Stämme seit 2000 Jahren mit civilisirten Nationen in Berührung gewesen ist [höchstens im Osten; die Berbern im Norden sind keine Neger]; so würde sie von der Sklaverei befreit geblieben und bald mächtig genug gewesen sein [?], den Angriffen zu trotzen, welche die Habgier der Europäer sich gegen sie erlaubt. — Aber der Negertypus scheint dazu nicht gemacht, selbst in einem gewissen Grade nicht fähig zu sein [?]; er trägt ein Loos, das er, wenn auch nicht direct herbeigeführt, doch wenigstens indirect verschuldet, weil er es nicht von sich abgehalten hat. Es sind schon viele Nationen und Stämme von der Erde verschwunden, weil sie dem Andrange mächtigerer Völker nicht widerstanden, oder unfähig waren, selbst mächtig zu werden; wir klagen nicht über den Untergang der Celten, weil wir, die Germanen [noch mehr schon vorher die Römer], sie zu Grunde richteten; wir sehen ruhig die dahinschwindende Urbevölkerung Amerikas täglich abnehmen, und sind doch die einzige Ursache zu ihrem Verderben; man erkennt überall die Sklaverei als ein Unglück an, dem vorgebeugt werden müsse, aber man wundert sich über das Ringen der Demokratie nach Selbständigkeit und spricht den eignen Stammgenossen das Recht ab, im Glauben und im Bekenntniß mit ihrer Ueberzeugung öffentlich auftreten zu dürfen; — es ist überall dasselbe Unmenschliche, was gebietet; — denn nicht das Recht, sondern die Macht führt das Regiment auf Erden! — Mit diesem Raisonnement will ich die Sklaverei nicht in Schutz nehmen, sondern ihr Bestehen, ihre Fortdauer nur erklären; ich will noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, daß es der schwarzen

Rasse schwerlich jemals (?) gelingen wird, sich zur Höhe civilisirter menschlicher Zustände selbständig zu erheben [völlig selbständig thut das kein Volk, so wenig als der einzelne Mensch]; denn das ist das Resultat meiner Beobachtungen über ihre geistige Begabung, ihre sittliche Grundlage, ihre rationellen Ansprüche, so weit ich sie in Brasilien kennen gelernt habe. Ich könnte, um den Beweis für die Richtigkeit meiner Ansicht mit einem Male zu führen, nur auf Hayti verweisen; hat sich hier, wo die schwarze Rasse seit beinahe zwei Menschenaltern sich selbst überlassen gewesen ist, inmitten civilisirter Umgebung und auf einem seit drei Jahrhunderten der Civilisation übergeben gewesenen Boden, ein gedeihliches, erfreuliches oder gar nur zufriedenstellendes Staats- und Volksleben entwickeln können? schwerlich wird das jemand behaupten wollen. Aber ich will es dabei nicht bewenden lassen, ich will meine Leser in die geistigen Eigenschaften der Negerrasse eben so hineinführen, wie in die körperlichen, und dann ihnen die Frage über deren Zukunft selbst überlassen; — ich zweifle nicht, daß sie mir in meinem Urtheile beistimmen werden." — Wir wollen sehen.

Zuerst die Frage: Seit wie lange ist's, daß wir Weiße Afrika, (mit Ausnahme des Nordens), Amerika, oder nun gar Südindien einigermaßen von Angesicht zu Angesicht kennen? Wie kurz doch, die Spanne Zeit unserer näheren Bekanntschaft gegen die Weltgeschichte im Ganzen gehalten, unsere Beobachtung! Dann aber, ist uns Afrika mit seiner Bevölkerung, obgleich sich der Schleier immer mehr lüftet, nicht heute noch, wo es sich um sein Inneres handelt, fast ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch? Brasilien, sowie andere Länder des neuen Welttheils, wo es Sklaven aus vielerlei Gegenden Afrika's auf einem Punkte zusammen giebt, sind gewiß für Beobachtung der Körperbeschaffenheit des Negers ganz vorzüglich geeignet. Aber auch in allen denjenigen Rücksichten, die sich auf den Geist beziehen? Ich zweifele. Was ist der Löwe im Käfig; die Palme im Treibhaus? Zwar der Mensch hat vor den meisten Thieren voraus, sich allen Zonen anbequemen zu können. Nichtsdestoweniger, ich muß es wiederholen, der Neger außer seiner natürlichen Heimath, seinem mütterlichen Boden entrissen und nach langem Umherstoßen hingeworfen auf einen ihm fremden Acker, und unter Menschen, für welche er unmöglich Liebe hegen kann, und wären es die wohlmeinendsten, ein ihrer Willkühr preisgegebener, selbst willenberaubter Sklav, — wunderbar, wenn, ja unmöglich, daß er unter solchen verderblichen Verhältnissen, auch nur das sein sollte in moralischer Hinsicht, was in seiner Heimath. Schlechter, das ist so beinahe nothwendig, muß er werden, und, falls ja ein bischen intelligenter, was wäre damit geholfen? Zwei Bornuesische Sprüchwörter (Kölle Nr. 26. 27.) lauten: „Wie immer die

Güte eines Sklaven sei, er kommt nicht einem schlechten Sohne gleich," und: „Ein Sklav ist nicht ein Ding, dem man trauen kann: traueſt du dem Sklaven, so bringt er dich um." So sprechen Neger, die sich doch selbst besser dünken, als ihre schwarzen Sklaven. Ich gebe natürlich die Schlechtigkeit der Negersklaven im Allgemeinen zu, und, der Peitsche, wo nicht gar dem Beile, über ihren Häuptern gegenüber, ihre Davus-Listen und Nichtswürdigkeiten. Auf wessen Seite ist aber die Schande? **Audiatur et altera pars.** Hat man aber auch z. B. bewiesen, daß gerade die schwarzen Sklaven nur Taugenichtse seien, und schlechter als Sklaven überhaupt (eben ihrer Stellung wegen) zu sein pflegen? Haben nicht selbst die Römer, welche doch sonst wohl das Herrschen verstanden, ihren Spartacus und den Sklavenkrieg gehabt? —

Dann, um noch die Antwort wegen Hayti's zu verschieben, die zweite Frage, deren Erledigung allein erst einer nicht bloß fahrigen, sondern methodischen und gründlichen Beurtheilung des moralischen und intellectuellen Charakters der Neger vorausgehen muß. Wer hat die Neger, und unter welchen Umständen, beobachtet? und welche Gewährsmänner haben wir in dem Processe, der hinterm Rücken der Neger, ohne Vertheidigung ihrerseits, und so meist zu ihrem Nachtheile, geführt wird? Man pflegt doch sonst nicht abzuurtheilen ohne ein voraufgegangenes Zeugenverhör, das selber wieder von der Glaubwürdigkeit nicht nur des Ausgesagten, sondern auch der Aussagenden bedingt wird. Es wäre gewissenlos, da, wo es sich um eine ganze Menschenrasse und ihr geistiges wie körperliches Wohl und Wehe handelt, ein minder strenges Gerichts-Verfahren im Für und Wider einschlagen zu wollen, als der geringfügigste Proceß im gewöhnlichen Leben verlangt. Da stehen oben an als Nr. 1. Sklavenhändler und Sklavenbesitzer. Diese Zeugen, wenigstens der ungleich größeren Mehrzahl nach, verwerfe ich. Sie sind Parthei, und können bestenfalls, auch wo sie möchten, sich nur selten von den eingesogenen Parthei-Vorurtheilen los machen. Ich will einen Augenblick zugeben, sie sollen die Charaktere ihrer Negersklaven bis in die letzten Geheimnisse der Seele hinein studirt haben und kennen, wiewohl dem Herrn gewiß manches sein ganzes Leben lang verborgen bleibt, was leichter in einer Stunde Jemand erführe, vor welchem der Sklave keinerlei Furcht zu haben brauchte und zu dem er sich ein Zutrauen faßt. Kennt er darum den Neger, den freien, wirklichen Neger in Afrika selbst, und, was dieser, unter glücklicheren Verhältnissen, ist oder sein könnte? Nein, er kennt ihn nicht. Wie unendlich verschieden überdem ist der Neger je nach seiner Volkschaft an Körper, Sprache, Geist u. s. f. Durch diese Erwägung, sollte ich meinen, empfangen erst ihre wahre Stellung Berichte, wie der „über die Natur und den Charakter der Neger",

welcher, aus des Grafen Carl v. Görtz Reisen um die Welt (im Cotta'schen Verlag 1852—54) ausgezogen, in Giebel und Schallers Weltall 1854. Nr. 51. S. 406 fg. zu finden ist. Es besuchte dieser Reisende auf Cuba eine großartige Kaffee- und Zuckerpflanzung Angerona, Besitzthum eines Deutschen, Namens Andreas Souchay. „Auf dieser Pflanzung sind an 320 Neger beschäftigt; sie gelten als die bestgehaltenen, arbeitsamsten, ruhigsten Sklaven der ganzen Insel. Souchay's Autorität steht unerschütterlich fest, wie die eines höheren Wesens. Er ist von Natur gutherzig, sein Charakter ist fern von aller Grausamkeit; allein er ist auch befreit von allen Illusionen des Neulings; er ist nicht ein sogenannter gütiger Herr, sondern unerbittlich streng, aber dabei consequent und gerecht." Und nun doch, trotz alledem: „Zehnjährige Erfahrung, sagt Souchay, habe ihn belehrt, daß der Negercharakter so unendlich tief stehe, daß man nach moralischen Antrieben zu seinen Handlungen vergebens sucht: das moralische Gefühl ist vollkommen unentwickelt, vielmehr gehen alle ihre Handlungen aus thierischen Trieben, oder aus schlauer Berechnung des eignen Vortheils hervor [das letzte kommt bei mehr Leuten vor, auch mit der feinsten weißen Haut!]. Edelmuth und Nachsicht des Weißen ist ihnen verächtlich, wogegen sie die Uebermacht respectiren [d. h. respectiren müssen, dächte ich], dafür aber ihren Herrn hassen [als ob das ein Unrecht wäre] und ihn zu verderben suchen würden, wenn nicht Gefühl der Ohnmacht und Unkenntniß der eignen Kraft, so wie abergläubische Furcht sie zurückhielten. [Doch fürchtet den Sklaven, wenn er die Kette bricht.] Die vielfachen Versuche, in anderer Weise als mit der Peitsche und mit Vermeidung dieser wirksam zu strafen, zu denen der menschenfreundliche Herr sich hinleiten ließ, sind vollkommen fehlgeschlagen, ebenso wie alle anderen Versuche, auf edlere Triebe als auf die roheste Sinnlichkeit zu wirken. Es ist keiner unter den Negern, der nicht schon die Peitsche erhalten hat, aber auch keiner, der sie nicht verdient hätte [das zweite kann verschiedener Beurtheilung unterliegen und ist leider nicht so sicher als das erste]. Von persönlicher Anhänglichkeit ist unter Hunderten kaum ein Beispiel, selbst bei denen, die durch humane Behandlung oder besondere Vergünstigungen dazu aufgefordert erscheinen." Kurz, der Negersklav wird nur durch Furcht regiert; er setzt aber der Gewalt List entgegen („Mit größter Schlauheit wissen die Neger die Schwächen der Weißen zu erkennen und zu benutzen; sie sind die geschicktesten Heuchler"), und es macht ihnen Freude, dem Weißen zu schaden. Das Christenthum, was man ihnen einzutrichtern sucht, [begreiflicher Weise, wenn der Lehre, daß die Menschen gleich seien, nichts weniger als mit der That entsprochen wird] verfängt bei ihm wenig; und er hängt gern in Geheim dem heidnischen Aberglauben an. „Ihre Sinnlichkeit ist vollkommen thierisch, und von ehelicher Liebe

und Treue ist keine Spur. Zwar gibt der Herr die Paare zusammen [freilich: zwar!] und bestraft die Untreue [o wie edel!], aber ohne irgend einen Erfolg. — Die Anhänglichkeit zwischen Verwandten ist ziemlich groß, und für den Vater hehlen, stehlen und Cigarren betteln ist eine große Kindespflicht." Geht man mit nur einiger Kritik an diesen, durch sich lehrreichen Bericht, so muß man ein wahrhaftes Grauen empfinden, wenn man gewahr wird, zu welchen Scheußlichkeiten ein so durch und durch nichtswürdiges und grundverkehrtes System, (denn dazu ist die Sklaverei — das lag in der Natur der Sache — erhoben), auch an sich rechtliche Herren treibt, und, unter den gegebenen Umständen, leider! führen muß. Vor Allem, welch' ein colossaler Irrthum, statt in dem Systeme den Fehler zu suchen, dem Sklaven selbst die Schuld aufzubürden, und seinem Charakter, dessen Verdorbenheit zu einem großen Theile eben erst in der Sklaverei seine Quelle hat. Welch' ein absurder und geradezu teuflischer Widerspruch überdem, erst daß man Menschen ihre Freiheit nimmt, und dann zuzweit verlangt, sie sollen sich gleich Freien (liberalis stammt bekanntlich von liber) betragen, und noch dankbar ihrem Herrn die Hand dafür küssen, daß dieser so gnädig gewesen, sie zur Sache zu machen, oder doch als Sache (mancipium, ἀνδράποδον, weil ein schlechtweg unpersönlicher Begriff, darum auch Neutra) zu gebrauchen. Mit der einen Hand hebt man den ihnen von der Gottheit verliehenen freien Willen auf, und doch, wie wenn er noch Wille bliebe, appellirt man an ihn, sich selber aus Dank „dafür" als freiwillig und gutwillig, auch hübsch ohne Unwillen, gleichsam also aus freier Selbstbestimmung dargebrachtes Opfer in die andere zu legen. Hat man vergessen, daß, als Pinel in der Revolutionszeit den Irren des Bicêtre die Ketten abnahm (was selber eine große Revolution war in der früheren ärztlichen Behandlung solcher Unglücklichen), daß da in letzteren „ein eigenthümlicher Ehrgeiz erwachte, sich des Vertrauens würdig zu zeigen, und wenn auch ihr Streben, sich fein und nobel zu benehmen, noch etwas Gezwungenes hatte, sie sich doch gemach daran gewöhnten, frei zu sein und den Dämon der Wildheit in sich zu bezwingen?" Sollte es nicht etwa bloß äußerst schwer, sondern schlechthin unmöglich sein, passende Mittel zu finden, Schwarze auch ohne Sklaverei zu nützlichen Menschen und ordentlichen Mitbürgern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen? Ich wüßte nicht, warum dies Unglaubliche nicht einmal eben so könnte ausgeführt werden, als das an solchen vollzogene und wider alle Vermuthung gelungene Experiment, deren Verstand und Wille eine tiefe Seelenzerrüttung verwirrt und gelähmt hat. So schlimm, als um Irre, kann es doch um die Schwarzen mindestens rücksichtlich ihrer intellectuellen Seelenkräfte nimmermehr stehen. Wie es dort gilt, durch vernünftige und naturgemäße Behandlung den irren Menschen wieder zum

wahren Bewußtsein seiner selbst und seiner Stellung zu verhelfen, mit Einem Worte, ihn wieder zu einem Vernünftigen zu machen: so darf der Sklav verlangen, daß man ihn, der, weil weder Thier noch, wenn auch vielleicht beschränkten Geistes, ein Geistesabwesender, für seine Handlungen allerdings verantwortlich gemacht werden kann, auch als Menschen behandle, und in den Stand setze, über seine Handlungen in vernunftgemäßer Weise zu verfügen, d. h. als ein Freier zu leben. Aber: „Je untergeordneter die geistigen Fähigkeiten, desto kräftiger und entwickelter der Körper des Negers. Alles verräth Kraft und Gesundheit, jedoch ist die Stärke nicht unverhältnißmäßig groß." Weiter oben sprach man von der großen Schlauheit des Negers. Also Verstand ist doch da, nur in falscher Richtung angewandter; bringt ihn auf die rechte Bahn. Doch z. B. Ehebruch ist nichts Ungewöhnliches, trotz des Verbotes; und der Ehemann duldet ihn, wenn für ihn daraus Vortheile entspringen. O ihr Scheinheiligen! Ihr kuppelt zwei Farbige zusammen, von denen ihr etwa die beste Zucht von Sklavenkindern erwartet: und sie respectiren nicht, die Unwürdigen, das zarte Seelenband, das ihr um sie geschlungen. Anhänglichkeit an Verwandten, ja, die haben sie zum Exceß, diese schwarzen Menschen; aber ihr Un-Menschen reißt sie willkührlich auseinander, je nach Belieben und Zufall. „Besonders geborene Afrikaner werden zuweilen mißmuthig, was bis zum Selbstmorde führt; die Sucht zu letzterem wird bisweilen epidemisch, unterstützt durch den Glauben, daß sie nach dem Tode nach Afrika zurückkehren. Souchay steuerte diesem Uebel, indem er solche Leichen seciren ließ, spanische Pflanzer ergriffen das grausame Mittel, die Hände der Todten auf das Grab zu pflanzen und ihnen im Glauben der Neger durch diese Verstümmelung die Rückkehr nach dem Heimathlande abzuschneiden." Hat man von dem Heimweh der Schweizer, als einer wirklichen Krankheit, gehört? — Es möge zuletzt nicht unberücksichtigt bleiben, was der Hr. Graf v. Görtz selbst hinzufügt: „Meine Ansicht über Bildsamkeit und Fähigkeiten des Negers habe ich schon bei Gelegenheit der Sklaverei in Nordamerika ausgesprochen, und ich habe dort bereits gesagt, daß der Neger stets vorwiegend sinnlich und gegen sittliche Eindrücke stumpf sich verhält, in Cuba findet sich aber jedenfalls die niedrigste Stufe der Colonialneger, es liegt dies in der fortwährend starken Zufuhr afrikanischer Neger, die sowohl unmittelbar aus der tiefsten Barbarei als insbesondere aus höchst blutigen und krassen Verhältnissen, wie sie in den afrikanischen Negerstaaten herrschen, dorthin verpflanzt werden." Darauf werden sehr interessante Details mitgetheilt, herrührend von einem Engländer, Mr. Butts, der von dem britisch-westindischen Gouvernement nach Guinea gesandt, um der an Arbeitermangel hinsiechenden Colonie freie Einwanderer zu gewinnen, in afrikanischen Negerstaaten an 700 Englische Meilen zu Fuß zu-

rücklegte, während er die Küste entlang sein Schiff mit tausenderlei Waaren und Geschenken folgen ließ. „Butts sagt, daß es unter diesen Negerstämmen abscheulich zugehe, sie seien zwar gutmüthig [also doch!], aber allen Lastern der Sinnlichkeit ergeben, dabei in fortwährender Fehde und diebisch über alle Maßen; er bestreitet die sehr verbreitete Ansicht, daß die Kriegsgefangenen der Regel nach verkauft werden, vielmehr sei Sklaverei die Strafe für Verbrechen, freilich auch für sehr geringe Verbrechen, z. B. wenn Jemand das Unglück gehabt, eine der Frauen des Königs zu erblicken; in der Noth verkaufen sie aber selbst die eigenen Kinder. Da jeder Stamm Sklaven für den eigenen Gebrauch hat, erklärt es sich, daß die Neger selbst gar kein Uebel in dem überseeischen Sklavenhandel sehen, im Gegentheil denselben als ein sehr vortheilhaftes, nationalökonomisch wichtiges Ding betrachten. Butts hatte auch deshalb die größte Mühe, den Negerkönigen die Natur seiner Sendung begreiflich zu machen.“ Ich übergehe das Meiste von dem, was Butts noch ferner aus dem Heimathlande der Neger von ihnen nach eigner Erfahrung erzählt. Es ist übrigens nie zu vergessen, daß von dem Zustande Afrikanischer Küstenländer nicht ohne Weiteres ein Schluß gilt auf die Bevölkerung der, fremden Berührungen gar nicht oder minder ausgesetzt gebliebenen Binnenländer. Es werde nur noch Folgendes erwähnt: „Nur ein Stamm, die Krunnan's oder Kruman's, duldet keine Sklaverei, und die Wenigen, welche von Sklavenhändlern überrascht und fortgeschleppt werden, pflegen ins Wasser zu springen oder sich den Bauch aufzuschlitzen, um dieser Schmach zu entgehen. Sie sind eine schöne, kräftige Rasse, kenntlich durch einen gebeizten Strich über die Stirn und den Rücken der Nase. Die jungen Männer, nicht aber die Weiber, welche nicht aus dem Lande dürfen, haben die Sitte in die Fremde zu gehen und [also wie z. B. die Hollandsgänger] Erwerb zu suchen, namentlich werden sie Matrosen an Bord der dort stationirten englischen Kriegsschiffe, welche durch diese Aushilfe ihre weiße Mannschaft schonen [vgl. auch Herm. Köler, Bonny S. 56 fg.]. — Die Neger sind, nach Butts Meinung, alle Menschenfresser, wenigstens insgeheim. Jene Kruman's haben obendrein die Liebhaberei, das Fleisch der Weißen besonders wohlschmeckend zu finden, wie sie Butts selbst gestanden. So haben sie vor einiger Zeit die Mannschaft von zwei Booten eines Kriegsschiffes rein aufgefressen, in der Regel verzehren sie jedoch nur Kriegsgefangene*) und die Leichen der im Kampf gefallenen Feinde. Die meisten Stämme sind Teufelsanbeter, da sie [nach einer vielleicht gar nicht so unverständigen Logik] sagen:

*) Sogar, nach Vorstellung der Griechen, aßen ihre Ahnen „das Fleisch der Besiegten; Tod schwebte über jedermanns Haupt, und Rache loderte in aller Herzen.“ Barthelemy, Anacharsis Bd. I. Einl.

Gott ist gut und will uns nichts Uebles, aber den Teufel müssen wir zu besänftigen suchen. Jeder König hat seinen Teufelsmann, d. h. Priester und Beschwörer. Der Oberpriester heißt der große Teufel und wohnt im Teufelsbusch, der ein großes Heiligthum ist, zu dem die Neger weit und breit wallfahrten." [Ist das nicht hyperchristlich genug, sogar an den Teufel zu glauben? Rücksichtlich der Teufelsanbetung könnte man sie mit den kurdischen Jezidis vergleichen, Layard Popul. Bericht S. 129 fg.]

2) Möchte ich auch nicht wucherischen Handelsleuten ein zu großes Gehör schenken, die etwa der Neger, von jenen oft genug zuvor betrogen, seinerseits wieder, z. B. beim Palmölhandel, zu überlisten und übervortheilen bemüht ist. „Die Bonnier z. B. sind, zufolge Köler (Bonny S. 94.), eine durch und durch kaufmännische Nation, da nur der Handel es ist, der ihnen möglich macht, die nichts producirende Küste zu bewohnen, indem sie für die Waaren der Weißen, die sie als Zwischenhändler mit großem Profit ins Innere absetzen, von dort sich die nöthigen Lebensmittel, Mais und Yams, herbeischaffen. Der Handel hat ihren Speculationsgeist geweckt, und ihm verdanken sie es, daß sie regsamen strebsamen Sinnes sind, und weniger wilde Sitten haben als andere benachbarte Stämme. Er aber hat ihnen auch die Schlauheit und Verschmitztheit gelehrt [folglich können sie doch nicht dumm sein], die ihnen im Verkehr mit den Weißen so gut zu statten kommt, und hat sie mit der Lüge und dem Truge vertraut gemacht, worin sie nicht gerade Stümper geblieben sind. Schon die kleinen Knaben sind mit dem Grundsatze des Handels, nie das Werthvollere für das weniger Werthvolle hinzugeben, völlig vertraut" u. s. w.

3) Kann man die Berichte flüchtiger Reisenden in manchen Fällen nur mit Vorsicht aufnehmen. Sie haben Dies und Jenes, oft wie die Gelegenheit es bot, gesehen, aber ein rechtes Verständniß davon wird oft erst durch längeres Verweilen möglich; und zumal wenn sie, ohne Kenntniß der einheimischen Sprachen, sich die Kunde von vielem Ungesehenen, oder auch die Auslegung von Gesehenem, durch nicht immer ungetrübte fremde Vermittelung entgegentragen zu lassen, genöthigt sind, vermögen sie ohne allen Zweifel häufig bloß die Oberfläche der Dinge zu streifen. —

4) Anders verhält es sich schon mit dem länger in einem fremden Lande angesessenen, meist auch des gebräuchlichen Volksidioms mächtigen Missionar. Wiewohl ich der beinahe sprüchwörtlich gewordenen Gleichsetzung: „Missionsberichte Lügenberichte" in ihrer Allgemeinheit um so weniger beitrete, als mir unendlich viele Beispiele vom Gegentheil bekannt sind, wo nicht nur moralisch äußerst achtbare, sondern auch von Seiten wissenschaftlicher Bildung höchst aufgeweckte und tüchtige Glaubensboten uns für Länder- und Sprachkunde die allerbesten Beiträge überliefert haben: muß ich doch

darauf aufmerksam machen, daß mit diesem Amte, statt eines vorurtheilslosen Blicks, sich gern eine gewisse religiöse Befangenheit zu verbinden pflegt, welche die Missionare nicht immer zu freisinnigen und philosophischen Menschenbeobachtern qualificirt. Durch ihren Beruf darauf hingewiesen, dem Glauben der Eingebornen feindlich entgegenzutreten, um ihn (vielleicht nicht immer unter Wahl der vorzüglichsten Mittel) durch einen anderen, dem Bekehrten schwer verständlichen, zu ersetzen, müssen sie gerade hiedurch, begehren sie von den Einheimischen offene und rückhaltlose Kundgebung in Betreff des ihnen von den Vätern überlieferten Glaubens und (so weit er jenen selber einigermaßen klar ist) des ihren Bräuchen zum Grunde liegenden Sinnes, nicht gerade herzenöffnenden Anstoß erregen. Ueberdies gebricht es dem Missionar oft an dem nöthigen, ob auch für seinen Beruf höchst wichtigen Talente oder auch nur Interesse, um auf ungewohnte, dem Anscheine nach ganz alberne, oder auch von moralischer Seite verwerfliche, Meinungen mit liebevoller Theilnahme einzugehn. Man berücksichtige, was Gobineau vom Aberglauben berichtet, der sogar noch heute im (aufgeklärten) Frankreich still umherschleicht. Er wird vor dem Priester sorgfältig verborgen gehalten. Auch Sammler von Volkssagen, Mährchen u. s. w. werden oft die Erfahrung gemacht haben, wie Geschick dazu gehört, Leuten aus dem Volke, namentlich des platten Landes, welche in der Regel gegen jeden Gebildeten, oder auch nur Städter, auf dem Kriegsfuße des Mißtrauens stehen, Geständnisse aus ihrer Sphäre zu entlocken. Ohne wirkliche Kenntniß des gesammten Glaubens eines Volks, seiner Feste, Bräuche, Sitten u. s. w. aber auch keine genügende Kenntniß von seinem Charakter und seinen Fähigkeiten. Oft versteht ein Volk sich und sein durch altes Herkommen geheiligtes Thun selber nicht mehr. —

5) Der Naturforscher, sobald sie nur einseitig bei Betrachtung des Körperbaues stehen bleiben wollten, habe ich schon gedacht. Burmeister bespricht von S. 138—160., wo er auf die Mulatten kommt, die geistigen Eigenschaften der Neger, und zwar nach verschiedenen allgemeinen Kategorieen, und ist auch hier mit Andeutungen von Affenähnlichkeiten nicht sparsam. Nachahmungslust (die man ja doch auch im Spiele der Kinder entdeckt), das ausgelassene und grimassenhafte Schauspielertalent S. 139. 147., sowie Petulanz der Neger S. 157. geben die Haupt-Vergleichspunkte her, obgleich auch selbst die Höhe ihrer Stimme und ihr pfeifenartiges Lachen S. 147. mit in den Vergleich gezogen werden. „Nur zu deutlich erinnerte mich das grelle, langausgezogene Hi, welches sie gewöhnlich als Zeichen freudiger Verwunderung ausstoßen, an die harten kreischenden Töne der Affen.“ a. Ueber den Kreis der Verstandesgaben bei der Negerrasse glaubt sich Burmeister am richtigsten auszudrücken, wenn er derselben die eigentlich produciren-

den Kräfte des Geistes im untergeordneten Grade, die reproducirenden dagegen im gleichen Grade mit der weißen Rasse zuschreibe. „Der Neger ist im Allgemeinen nicht ohne Talente, aber sie beschränken sich auf die Nachahmung, die Erlernung des Vorgemachten und schließen eigne Invention, zumal auch ein selbständiges Urtheil, ziemlich überall aus. Man kann die meisten gelehrig, aber nur wenige von ihnen gescheidt nennen." — Das ausgezeichnete Talent der Darstellung, das man an Hrn. Ira Aldridge bewundere, sei unter den Negern nicht so gemein und auch eine Seltenheit. — „Die Nachahmungsfähigkeit der Negerrasse lernt man in Brasilien besonders daran kennen, daß sehr viele ihrer Glieder gute Handwerker sind und der Handwerkerstand*) überhaupt fast nur aus Negern und Mulatten besteht." Aber Unlust zum Arbeiten, und Sucht, sich auch während der Arbeit wo möglich zu amüsiren. [Paßt hierauf das Wort: „Fröhliche Menschen sind keine schlechte Menschen"?] Auch ohne Gesellschaft ist der Neger nie allein; „er hat immer einen Gesellschafter, sein eignes Ich, mit dem er sich fortwährend unterhält oder zu schaffen macht, wobei die Conversation gewöhnlich laut und ohne alle Rücksicht auf die Umgebung geführt wird." — b. Neigungen und Gelüste. Zweierlei Eigenthümlichkeiten treten in dem Zuge des Selbstgespräches uns entgegen, das Unbehagen an der Einsamkeit und [etwa den höchsten Ständen Europa's abgelernt?] die beständige Genußsucht, zuvörderst nach Unterhaltung und Zerstreuung, welche ein höchst geselliges Naturell des Schwarzen verrathen." — „Für den Sklaven ist in der Regel das Faulenzen und mehr viel, als gut essen oder trinken können, der höchste Genuß; die weiblichen halten auf Putzsachen, besonders Ohrringe, Halsketten, selbst Fingerringe, ohne darum der Eleganz oder gar der Reinlichkeit sich zu befleißigen." „Was sie haben (und das gilt auch von den freien Negern), tragen sie gern immer und stets das Beste zuerst, um darin glänzen, damit prunken zu können; denn die Sparsamkeit ist so wenig, wie die Reinlichkeit, eine allgemeine Eigenschaft der Farbigen." „Während Putzsucht die Leidenschaft der Jugend bei den Schwarzen zu sein pflegt, ist Völlerei die Leidenschaft des Alters; viele Schwarze beiderlei Geschlechts ergeben sich mit den Jahren mehr und mehr dem Trunke und finden in ihm ihre höchste Befriedigung. Nach der Einsamkeit, dem Einsperren in dunkle Räume, erträgt der Sklave keine Strafe ungerner, als den Hunger; mit ihm kommt

*) Fast scheint es, als habe man bis zum Mittelalter, seit sich der Bürgerstand in den Städten hob, diesem sedentärsten Stande und seiner Beschäftigung den mindesten Geschmack abgewinnen können. Die Sudras folgen als letzte Kaste hinter der geachteten der Ackerbauer, oder Vaiçyas, in Indien. Bei Griechen und Römern ruhte das Handwerk in den Händen der Sklaven.

man stets weiter als mit der Peitsche. Die Schwarzen im Sklavenstande sind wahre Maschinen, die mit der Zeit ganz so willenlos werden, wie ein gut gezogenes Hausthier, das auch zuletzt keinen andern Genuß von seinem Dasein hat, als daß es zur bestimmten Zeit gut und reichlich gefüttert wird." — c. Gemüth S. 153. „Der Schwarze ist dem Europäer gegenüber zur Unterwürfigkeit geneigt, er fühlt und erkennt die Superiorität des Weißen stillschweigend an und sieht ein, daß derselbe ihm an Wissen und Talent überlegen sei. Hieraus vielleicht entspringt die Feigheit, welche alle Beobachter der schwarzen Rasse hervorheben. Aus diesem Grunde müssen alle Insurrectionsversuche der Sklaven, wenn ihnen mit Ernst und Nachdruck entgegengetreten werden kann, scheitern. Andererseits ist aber auch die schwarze Rasse zur Gewaltthätigkeit geneigt und so lange sie die Macht in Händen hat, tritt sie mit Grausamkeit auf. Im Zustande der Unterdrückung zeigt sich diese Anlage als Bosheit, als Hinterlist; sie verführt den Schwarzen zu einer Menge von Bubenstücken, die um so mehr empören, als sie gern und mit einer Art von Wohlbehagen an Wehrlosen unternommen werden. Die Gelegenheit zur Rache macht sie rachsüchtig und um so geneigter zur That, je leichter, je ungestrafter sie sich ausführen läßt. Namentlich in der Eifersucht, die für alle Schwarzen ein gemeinsamer Grundzug zu sein scheint, kennen sie keine Mäßigung. In dieser Beziehung ist Othello der vollendete Ausdruck seiner Farbe. In der That ist gewöhnlich Grund zur Eifersucht vorhanden; die Negerin pflegt nicht spröde zu sein und der Neger stets voll Verlangen; aber nur so lange sie noch ledig ist, zeigt sie sich gegen Männer willfährig; eine verheirathete Person [anders nach v. Görtz] läßt sich selten Fehltritte zu Schulden kommen. Neben den heftigsten Wallungen, deren der Schwarze in der Liebe fähig ist, besitzt er zugleich eine große Gutmüthigkeit nicht bloß gegen seine Familie, sondern auch gegen seine Stammgenossen. Er hängt mit Innigkeit an seinen Kindern, und gewöhnlich mehr an ihnen, als an seiner Frau. Er theilt gern seine Habe mit Stammgenossen, die ihn in der Noth ansprechen, und wird nicht leicht geizig sich gegen seine Freunde benehmen, obgleich die Sucht nach Besitz tief in ihm wurzelt. Ueberhaupt ist der Schwarze in gewisser Hinsicht ein doppelter Mensch [nichts begreiflicher als das]; eben so versteckt, heimlich, hinterlistig und boshaft gegen grausame und ihm verhaßte Herren bei scheinbarer äußerer Unterwürfigkeit, wie offen, frei, theilnehmend und dienstwillig gegen den leidenden Freund, der seine Milde in Anspruch nimmt. Jene Fehler, welche namentlich aus dem Neger, so lange er Sklave ist, nicht leicht heraus zu treiben sind, machen den Verkehr mit ihnen auch für gute Herrn sehr schwierig. — In Rücksicht auf seine Religiösität ist der Schwarze abergläubisch und bigot; er bindet sich ziemlich leicht

und streng an die Satzungen der Kirche, und findet an dem Pomp, dem Bilderdienst und den vielerlei Aeußerlichkeiten des Katholizismus Gefallen, aber es ist ein leerer Cultus, ohne Bewußtsein von dem, was in ihm liegt oder liegen soll. Freilich giebt ihm der gemeine Brasilier in diesem Betracht kein besseres Vorbild." Hr. v. Görtz schließt seine Schilderung vom Neger mit den Worten: „Es ist im Obigen Vieles, was der Leser von Onkel Toms Hütte nicht wird zusammenreimen können; da ich jedoch in Westindien gelernt habe, daß es unmöglich ist einen Mohren weiß zu waschen, so will ich nichts weiter hierüber sagen", und eben so bekennt sich Burmeister nach seinen Erfahrungen in Brasilien nicht überall mit der Wahrheit von Miß Harriet Stowe's Darstellung einverstanden. Daraus erwächst aber kein ernstlicher Vorwurf für die berühmte Frau. Die beiden Herrn dürfen nicht die Natur des Romans mit strenger Geschichtstreue verwechseln. Der Roman muß die Personen und die Verhältnisse prägnanter und darum idealer fassen, als sie im gewöhnlichen Leben vorzukommen pflegen; und das Bild, was uns jene Schriftstellerin von der Sklaverei in vielen herzzerreißenden Scenen mit zwar lebhaften, allein schwerlich lügnerischen Farben vor Auge und Seele zu bringen versteht, bleibt im Allgemeinen ein bitterwahres.

Wir haben mit vieler Ausdauer, aber auch mit großer Theilnahme einem Beobachter von so durchdringendem Scharfsinne, als Burmeister unzweifelhaft ist, zugehört. Wir wissen durch ihn, wie der Brasilianische Neger beschaffen ist. Aber auch, wie der freie Neger Afrika's, zumal in dessen unberührterem Innern? Das leugne ich, und erst dieser ist der wahre, wirkliche Neger, nicht jener in die Sklaverei hinabgedrückte und durch sie entwürdigte. Und selbst aus dem Seelendunkel des sklavgewordenen schwarzen Menschen schlägt, trotz seiner, durch Weiße wo nicht zuerst herbeigeführten, dann doch gesteigerten Verthierung, noch vielfach sein menschlich gutes Ich, was die Beobachter nicht leugnen, wenn auch nur mit minder hellen Flammen heraus.

Lese ich aber mit Aufmerksamkeit diese Schilderungen vom Neger, so beschleicht mich zuweilen der Verdacht, ob sich nicht unversehens die mir seit lange wohlbekannten Zigeuner in meinen Gedanken dem Neger unterschieben. In so vielen auffallenden Umständen ihres Seins und inneren Lebens kommen sie, ihrer sonstigen Rassenverschiedenheit ungeachtet, fast Zug um Zug mit einander überein. Will man mir nicht glauben, so sehe man nur die Bücher, die von Zigeunern handeln, nach. Als Beispiel diene indeß bei Grellmann das 13. Capitel, das so anhebt: „Wenn man sich Menschen mit kindischer Denkungsart, mit einer Seele voll roher, ungebildeter Begriffe, denkt; Menschen, die mehr von Sinnlichkeit, als Vernunft, geleitet werden, und von Verstand und Nachdenken

nur in so fern Gebrauch machen, als sie Mittel erfinden, um den Reiz einer Neigung zu befriedigen: so hat man, wie ich glaube, einen wahren Grundriß von dem Charakter der Zigeuner. Sie sind munter, außerordentlich geschwätzig und plauderhaft, leichtsinnig im höchsten Grade; und daher auch unbeständig in allem, was sie unternehmen: sie sind treulos gegen jedermann, auch selbst gegen ihres Gleichen; wissen nichts von Empfindungen der Dankbarkeit, und vergelten oft Wohlthaten mit schlangenmäßiger Bosheit; sind furchtsam, und daher, wenn sie sich unter der Gewalt eines Andern befinden, sklavisch ehrerbietig, aber auch, wie andere furchtsame Menschen, wenn sie nichts zu fürchten haben, grausam. Nachgier verleitet sie oft zu den tollkühnsten Anschlägen. In das Laster der Völlerei versunken, opfern sie gern die nöthigsten Bedürfnisse auf, um ihren Gaumen im Ueberfluß mit Brandtewein zu letzen. Was man am wenigsten erwarten sollte, ist ein ausgezeichneter Hochmuth, der sich besonders durch ihre Jagd auf schimmernde Kleider, und, wenn sie diese tragen, durch Gang und Miene verräth." Ferner, siehe Cap. 5., dieselbe bis ins lächerliche gehende Prunksucht bei ekelhaftestem Schmutz gerade so bei ihnen als bei den Negern. Ja man kann hiebei die Aehnlichkeit noch weiter bis ins Einzelne treiben, wenn man die übrigens leicht erklärliche Gleichmäßigkeit der Vorliebe für r o t h e s Zeug hier wie dort findet. In Betreff der Schwarzen auf St. Domingo s. Gobineau I. 79 und rücksichtlich der Zigeuner Deutsch=morgenl. Ztschr. VII. 397. Von den früher (Gobineau I. 210. 212.) ohne viel Umstände geschlossenen und an Kindersegen reichen Ehen und der übertriebenen Kinderliebe, handelt das 8. Capitel, und bezeugt abermals die Gleichheit mancher Charakterzüge zwischen beiden. „Des Müssigganges unter ihnen ist so viel, daß, wenn sie allein von der Arbeit ihrer Hände zehren sollten, sie, unter den sieben Tagen der Woche, kaum für zwei nothdürftiges Brod haben würden. Mit dieser Faulheit steht denn daher auch ihr Hang zum Diebstahl und Betrug, den gewöhnlichen Begleitern des Müssiggangs, im genauesten Verhältnisse." „Nun aber auch einen Blick auf die n a t ü r l i c h e n A n l a g e n und F ä h i g k e i t e n d e s Z i g e u n e r s! Hier erscheint er von einer sehr v o r t h e i l h a f t e n Seite" S. 162. Man nehme des Zigeuners geringe Schwierigkeit hinzu, sich j e d e r Religion, wo es ihm gerade nützlich scheint, äußerlich anzuschließen, sowie die vielen angestellten „V e r s u c h e, d a s Z i g e u n e r v o l k z u b e s s e r n" (Cap. 15.), die aber meist vergeblich waren: und die Aehnlichkeit zwischen Zigeuner und Neger in moralischer Hinsicht wird beinahe zur Gleichheit in der Weise, daß, wären Neger und Zigeuner untergegangen und wir hätten weder von ihrer Rassen= noch Sprachverschiedenheit Kunde, man sich leicht zu völliger Gleichsetzung derselben könnte verführen lassen. Vielleicht staunt man darob, indem doch der Zigeuner in schnurgeradem Gegensatz

zum Negersklaven mit Ausnahme der Moldau, wo auch er in Sklaverei verfiel, der ungebundenste Mensch (d. h. freilich meist ungefähr so viel als „vogelfrei") ist. Indeß der Zigeuner paßt mit seiner zügelscheuen Ungebundenheit nicht in ein gesellschaftliches Zusammenleben, das sich einer staatsmäßig geregelten Ordnung unterwirft. (Cap. 14.: „Ueber die Duldung der Zigeuner im Staat"). Wo sich daher in den cultivirten Ländern*) dies Wild blicken läßt, war

*) Vossische Zeit. 21. Febr. 1855 Nr. 44. S. 2. in einem Artikel von der Oder, 17. Febr. (H. N.): „Der Vorsteher der landräthlichen Administration des an der südöstlichen Spitze Schlesiens gelegenen Kreises Pleß, der Graf Westarb, publicirt so eben, daß in den preußisch-schlesischen Districten an der Galizischen Grenze Zigeuner-Banden angetroffen sind, welche im Lande umherziehen und die dortigen Bewohner der Grenzkreise nicht wenig belästigen. Da den Kreisinsassen durch die herumstreifenden Zigeuner, deren Dasein bisher von mancher Seite bezweifelt ward, auch bereits mehrfach Schaden zugefügt worden, so haben die Polizei- und Ortsbehörden der dortigen Gegend Anweisung erhalten, auf das Treiben der Zigeuner streng zu achten und deren Festhaltung zu bewerkstelligen, wo sie betroffen werden." — Ferner in der Nationalzeit. Morgenausg. Nr. 149. 1854 in einer Correspondenz aus Königsberg vom 26. März: „Die Königsb. H. Z. berichtet von Einbringung einer aus 14 Personen bestehenden Zigeunerbande, welche schon seit einiger Zeit die Landbewohner belästigt hätte." — Sodann hat die Deutsche Allg. Z. Nr. 237. 1850 eine Zeitungscorrespondenz aus Wien des Inhalts: „Eine aus Zigeunern bestehende Deputation, die sich in dem Grenzdorfe Neudörfl versammelt, wird demnächst hier erscheinen, um dem Kaiser eine Deputation wegen nationaler Gleichberechtigung zu überreichen. Die Gesammtmenge der in Ungarn lebenden Zigeuner soll sich auf 120,000 belaufen." Dazu eine ziemlich gleichzeitige Nummer der Deutschen Reform aus Wien: „In Neudörfl haben die Zigeuner beschlossen, ebenfalls eine Deputation an den Kaiser zu richten, und eine Petition um nationale Gleichberechtigung überreichen zu lassen. Hiesige Blätter schätzen die Zahl dieses Volksstammes gewiß zu gering auf 120,000 (vielmehr ist dies schon eine zu hohe Veranschlagung s. Deutsch-morgenl. Ztschr. III. 322); es dürften deren doppelt so viel sein. Die bewegliche Natur des Hausstandes der Zigeuner macht freilich die Schätzung äußerst schwierig. Derselbe Umstand dürfte auch die Ausübung politischer Rechte nicht gut durchführen lassen; von denselben haben sie bisjetzt nichts genossen als die Prügel, welche ihnen vor wie nach dem März von den Ungarischen Dorfrichtern mehr als alles Andere zugetheilt wurden, da sie bei der einfachen Methode, ihr Obdach auf dem Rücken zu tragen oder hinter dem Esel an einem kleinen zweirädrigen Karren mit der Familie und des Gewerbes Last durch die Welt zu ziehen, gar leicht in die Grenzen des Gesetzes geriethen, in welchen die Bestimmungen für Vagabunden beginnen. Uebrigens sind die Zigeuner heute noch als Schmiede berühmt, ohne etwa von der Erwerbsteuer stark incommodirt zu werden, da sie nicht nach der politischen Ehre des Census zu streben pflegen und ihre Werkstelle schneller gebaut, benutzt und wieder abgebrochen ist, als die Steuereinnehmer davon unterrichtet sind." — Von dem Schicksale, das den Zigeuner vielleicht nicht zu selten im Lande der Albanesen betreffen mag, giebt das bei v. Hahn,

und ist sogleich die Polizei dahinter her, sich wieder von dieser Landplage zu befreien. Eben hiedurch aber wird auch der Zigeuner, weil fast überall gemieden und ausgestoßen, der elendeste und verachtetste Auswürfling, nicht viel besser dran, und auch kaum besser, als der an die Scholle gefesselte Sklav.

Bei dieser so auffallenden Gleichheit, die sich trotz der Rassen-Verschiedenheit, zwischen dem Neger und Zigeuner aufbringen läßt, ist das Bedenken wohl nicht ungerechtfertigt, ob man es hier nicht weit mehr mit Charakterisirung einer niederen, von den begleitenden Umständen abhängigen Bildungsstufe zu thun habe, als eigentlich mit Feststellung von dem, was man ausfindig zu machen beabsichtigt, nämlich von einem Nationalcharakter. Mit Entschlüpfen des letzteren aus unseren Händen fielen aber auch viele Schlußfolgerungen fort, welche dem Charakter gölten und nicht den Umständen.

Der vielumhergekommene Arzt und Reisende Hermann Köler hat in seinem Buche: Einige Notizen über Bonny 1848 S. 153—166 ein äußerst verständiges Kapitel über die Sklaven. Die Zigeuner haben sich entschieden in minder civilisirten Ländern von je am behaglichsten gefühlt, wo noch der gemeine Mann nicht zu hoch über ihrer eigenen Bildung steht. Gleichwohl überraschte mich die Bemerkung, welche mir bei Köler S. 163 aufstieß: „Nirgends sieht man mehr heitere und zufriedene Physiognomieen als unter den Sklaven der Tropen; eine Bemerkung, die sich mir aufdrängte, als ich in Pernambuco zum ersten Mal Sklaven sah. Uebrigens ist der Zustand der Sklaven auch nach der Nationalität der Herren sehr verschieden, und traurig ist es zu bemerken, daß im Allgemeinen ihr Loos unter den weniger [!] civilisirten Nationen am wenigsten hart ist.*) Von Amerikanern und Franzosen werden sie im Durchschnitt weit schlechter behandelt als in den spanischen und portugiesischen Ländern, wie dafür der Negeraufstand in Hayti z. B. recht

---

Albanesische Studien II. 163 verzeichnete Gegische Volksräthsel eine grauenvolle Ahnung. Man fragt nämlich, was „die Eingeweide des Zigeuners aufgehängt“ seien, und meint damit die vom Rauch geschwärzte Kesselkette, so daß zum Theil wohl die Farbe das Vergleichsdritte ausmacht.

*) Hängt damit auch etwa eine analoge Erscheinung bei den Indianern zusammen? Vgl. Pecz in Prutz Museum 1855 S. 250: „Man hat sich oft gewundert, daß der Indianer in Nordamerika vergeht, in Südamerika sich erholt, und hat dies in der geheimnißvollen Phrase ausgesprochen: „Er zerfließe von der Berührung mit der Cultur.“ Nichts ist einfacher. Während sich der südliche Indianer von einem Pisangbaume [?] ernährt, bedarf der nördliche ein ausgedehntes Jagdrevier, um seinen Unterhalt zu gewinnen. Wird ihm dies durch die europäischen Ansiedler beschränkt, so weicht er immer weiter in die Wildnisse des Westens zurück, bis kein weiteres Zurückgehen mehr möglich ist. Dann wird auch so ziemlich der jüngste Tag des nordamerikanischen Indianerjägers gekommen sein.“

auffallende Beweise geliefert hat. Während nämlich in dem westlichen französischen Theil der Insel, der jetzt die Negerrepublik Hayti bildet, das Massacre der Herren ganz allgemein war, wurden in dem östlichen, vorzugsweis von Spaniern bewohnten Theile, der jetzigen Republik von St. Domingo, viele spanische Familien von ihren eigenen Sklaven verschont und gerettet, weil sie milde Herren gewesen waren; und als der Aufstand vorüber war, fuhren die Schwarzen fort, wenn nicht als Sklaven, doch als Diener für jene Familien zu arbeiten, die bis zum heutigen Tage noch daselbst ansässig sind. In jenen Ländern ist selbst der Name „Sklave" nicht üblich, und man nennt sie bloß criados, d. h. Domestiken." Hat man noch fernerhin Muth zu der Behauptung, der Schwarze sei unter keinerlei Umständen der Tugend der Dankbarkeit fähig? Sie haben unter recht auffälligen Umständen die Probe bestanden und dem Weißen eine Lehre gegeben, die er nicht ungenutzt sollte zu Boden fallen lassen. Es ist diese, daß, wenn die sog. Civilisation darin besteht, die zwischen den Menschen ohnehin bestehenden Ungleichheiten durch schrofferes Abschließen der höheren Stände gegen die niederen, als es wohl sonst der Fall war, zu immer tieferen Kluften zu erweitern, davon für die höhere Gesellschaft die selbstverschuldete Folge sein wird, der unter ihr stehenden und für so verächtlich gehaltenen Mehrzahl über kurz oder lang zu erliegen. Merkwürdig genug übrigens der schneidende Unterschied zwischen der eingewanderten weißen Bevölkerung in Nord- und in Südamerika sowohl in politischer als in gesellschaftlicher Rücksicht. Die beiderlei Einwanderer sind doch weißen Stammes; aber freilich, außer der Religion, ist auch nationale Verschiedenheit dabei mit im Spiele. Im Süden hauptsächlich katholische Romanen; im Norden außer den Franzosen, zumeist die viel ruhigeren und lebenskräftigeren protestantischen Germanen. Wie unendlich wichtig dieser Unterschied, auch noch zusammengenommen mit dem Unterschiede, wo es nur Freie oder neben den Freien farbige Sklaven giebt, für Amerika's künftige Geschicke und Geschichte!

Köler deckt mit einleuchtenden Gründen auf, wie Englands Edelmuth in der Sklaven-Angelegenheit eine ziemlich zweideutige Sache ist. Es hat damit nämlich folgende Bewandtniß. „England, ursprünglich vielleicht durch philanthropisches Gefühl getrieben (falls sich überhaupt annehmen läßt, daß eine solche Nation einen derartigen Schritt ohne Hoffnung eines reellen Nutzens thun sollte), emancipirte die Sklaven in seinen westindischen Colonieen, und hat jetzt längst die traurigen Folgen davon in dem Ruin derselben und in dem Sinken großer Plantagen zu einem Minimum des früheren Werthes und Ertrages gesehn. Jetzt zwingt es Andere, denselben Schritt zu thun, den es selbst, wenn möglich, gerne zurückthäte, da die Lage seiner Colonieen im Verhältniß besser werden wird, als

die der umliegenden Inseln gleichfalls anfangen muß, sich zu verschlechtern. Seine jetzigen Anstrengungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels sind bloß Nothwehr zum Schutz des eignen Interesse. Es hat nun versucht, in Westindien, Berbice, Demerara und Mauritius die Neger durch Ostindische **Hill-Coolies** zu ersetzen; diese aber stehen an Kraft und Ausdauer den afrikanischen Schwarzen unendlich nach. Daher hilft man sich, indem man Neger, die auf Sklavenschiffen genommen wurden, als freie Arbeiter nach Amerika bringt, oder selbst von Afrika aus freie gemiethete Leute hinüberschifft. Freilich wollen Andere behaupten, die alte Sache habe dadurch nur einen neuen Namen bekommen, und es sei dieß einer von vielen Beweisen, daß in Albions Nebel **hypocrisy** so gut wie Mensch und Thier gedeihe. Aber trotz der großen Menge von Kreuzern, die England (jetzt auch im Verein mit einigen französischen und ein paar nordamerikanischen Kriegsschiffen) theils an den Küsten von Amerika, theils in der Nähe der besuchteren Sklavenmärkte Westindiens und Brasiliens stationirt hat, wird und kann ihm die Unterdrückung des Sklavenhandels nicht gelingen, und das sicherste Resultat ist nur, daß es dadurch die Fahrt über das Meer für die Schwarzen um so grausamer und schrecklicher macht. Das Bedürfniß nach Arbeitern wird in jenen Ländern so lebhaft empfunden, und ihre Einfuhr ist so außerordentlich gewinnreich, daß kein Risico von dem Versuche zurückschrecken kann." — Außerdem macht Köler, und zwar auf Grund vielseitigen Selbstsehens, geltend: „Wer Gelegenheit hatte, die Sklaven in Westindien, in Süd- und Nordamerika zu beobachten, und dabei aus eigner Erfahrung ihre dortigen Verhältnisse mit dem Leben in Afrika selbst vergleichen kann, der gewinnt ganz andere Ansichten, als der Philanthrop, der **à priori** gegen Sklaverei räsonnirt, ohne die Verhältnisse der Schwarzen in Afrika, in den Colonieen und im freigelassenen Zustand zu kennen oder zu berücksichtigen." Weiter: „Ohne Sklaven würden die von der Natur am freigebigsten ausgestatteten Gegenden arm und öde sein; denn nie kann der Europäer oder Abkömmling desselben in den niederen Küstengegenden der Tropen mit anstrengender körperlicher Arbeit im Freien dem Klima trotzen. Er fällt ihm unfehlbar zum Opfer, und kann sich nur in so weit acclimatisiren, um ohne Schaden für seine Gesundheit als Kaufmann hinter dem Schreibpult, oder als Handwerker in geschütztem Lokale zu arbeiten. Dieß ist eine so unumstößliche und von jedermann, der an Ort und Stelle hat beobachten können, für so unzweifelhaft richtig erkannte Behauptung, daß es nicht einmal nöthig ist, zu ihrer Bestätigung auf die traurigen Erfahrungen zu verweisen, die man an den von wahren Seelenverkäufern nach Guiana und Jamaika spedirten europäischen Emigranten gemacht hat u. s. w. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß trockne und in höherem Niveau ge-

legene Gegenden in tropischen Breiten dem weißen Arbeiter das Acclimatisiren erlauben; aber Sklaverei ist auch hauptsächlich nur für die Cultur der ungesunden Niederungen unentbehrlich." Ich lasse diesen Satz natürlich stehen; allein die einschränkende Frage möchte ich mir doch gestatten, ob denn der schwarze Arbeiter in dortiger Gegend nothwendig müsse ein Sklav sein? Das ließe sich doch wohl nur dann behaupten, wenn der Schwarze freiwillig zu ernstlicher Arbeit sich nie verstände, was freilich überaus glaublich ist, wo es mehr im Interesse des Weißen, als im eignen, geschehen soll. Dann aber noch Folgendes: „Sklaverei ist kein durch die Bedürfnisse der Weißen den Afrikanern aufgebürdetes Institut; es ist national und bleibt darum auch nach Abschaffung der Sklaverei in amerikanischen Colonieen in voller Kraft in seiner afrikanischen Heimath bestehen." Dies Wort unterliegt mancherlei Zweifeln. Abgesehen davon, daß die Sklaverei im unaufgeklärten Afrika den Menschenhandel durch Weiße nicht entfernt entschuldigte, gewinnt auch nach dem obigen Citat aus Eichhorn die Sache dadurch eine andere Gestalt, daß doch der Weiße es war, welcher das, und wäre nicht auch erst zu untersuchen, in welchem Umfange? vorher in Afrika heimische Uebel durch Sklavenausfuhr unendlich steigerte. Mit der Nachfrage an den Küsten mußte auch tief im Innern des Landes der Trieb und das Bedürfniß wachsen, Menschen in die Sklaverei zu schleppen, um dem Begehr auf den Sklavenmärkten dort genügen zu können. „Freigeborne giebt es nur wenige unter den Bewohnern von Bonny; die große Mehrzahl sind Sklaven, und daher kann es nicht befremden, wenn in ihrer Sprache Mensch, Mann und Sklave durch ein und dasselbe Wort, **ápo**, bezeichnet wird. Wie an der Kru-Küste der Freie durch einen schwarzen Strich, der auf den Nasenrücken gemalt ist, [also gewissermaßen durch ein Wappen] ausgezeichnet wird, so ist dagegen hier der Sklave durch ein äußeres Abzeichen kenntlich gemacht, indem er beschnitten ist. Vermuthlich ist diese Sitte von den weiter nordwärts wohnenden Stämmen muhammedanischen Glaubens entlehnt. Bonny war früher der Haupt-Sklavenmarkt, und große **barracoons**, in denen die aus dem Innern neu-angekommenen gefangen gehalten wurden, standen in dem Dickicht seiner Umgebung. Jetzt kann nur noch verstohlener Weise eine Ladung an Bord eines **slaver** geschmuggelt werden, und die Einschiffung erfolgt in entlegenen versteckten Creeks, da die Menge der stets bei Bonny geankerten Handelsschiffe und die Zugänglichkeit des Flusses für die Kreuzer möglichen Verrath und Ueberrumpelung befürchten lassen. Die größeren Händler haben aber für ihren eigenen Hausstand eine große Menge von Sklaven nöthig, und einzelne viele hunderte derselben, deren Unterhaltung verhältnißmäßig kostspielig ist, weil alle Lebensmittel aus Andonny, aus dem Ibo- oder aus dem Braß-Lande

angekauft werden müssen. Die bedeutende Anzahl von Kanoes, die der lebhafte Handel erfordert, zwingt sie für deren Bemannung so viele Ruderer zu halten; und das ist eben auch die einzige Beschäftigung der Sklaven, da weder Landbau noch irgend eine Art von Kunstfleiß existirt. Ein Theil der Händler oder **gentlemen**, wie sie sich am liebsten nennen hören, sind selbst von Haus aus Sklaven, und haben sich mit ihrem allmäligen Verdienst von dem Herrn losgekauft. Ein erwachsener gesunder Sklave kostet in Bonny etwa 2 bis 3 Louisd'or; man pflegt aber gern die Kinder sehr jung, selbst noch als Säuglinge und dann mit ihrer Mutter, aus dem Innern anzukaufen, und kann für den Werth von 2 Dollars ein solches Skläüdchen haben. Was es etwa schon von seiner Muttersprache gekannt hat, das verlernt es und wächst unter dem Stamm, an den es verkauft ist, als dessen Mitglied mit derselben Sprache und in denselben Sitten auf. Woher es ursprünglich stammt, weiß es selbst nicht; Brüder nennt es seine Mitsklaven, und seinen Herrn Vater. So bezeichnet auch das eine Wort **éda** beides, sowohl den Vater wie den Herrn, und auch der erwachsene Sklave spricht, wenn er in den Besitz eines andern übergeht, von einem andern Vater; und dem entsprechend nennt er sich im Bonny-Englisch nicht **slave**, sondern **boy**, Knabe, Sohn [vgl. Lat. **puer**], und **my father have plenty boy** heißt, mein Herr hat viele Sklaven. Denn auch in dem Verhältniß des Kindes zu seinem leiblichen Vater ist es bei Völkern, die dem Naturzustande nahe stehen, immer hauptsächlich nur das Gefühl der Abhängigkeit [?] auf der einen, der Macht auf der andern Seite, was in dem Familienleben hervortritt [vgl. **patria potestas** des Römers]. — Die Mehrzahl von denen, die als Sklaven eingeschifft werden, war schon in der Heimath im Zustande der Sklaverei, sei es von Geburt an, oder erst in Folge von Kriegen und Raubzügen. Ihr Leben steht dort immer der Willkühr despotischer Herren preisgegeben, und wird der augenblicklichen Laune ohne weiteres geopfert. Ich habe in Bezug darauf im vorigen einige Beispiele angeführt und auch die Opfer erwähnt; aber der kürzeste Aufenthalt genügt, um sich zu überzeugen, daß das Leben des Sklaven eben nur zum Werthe seines geringen Kaufpreises geachtet wird. In den Colonieen kann der Sklave auch grausame Herren haben; aber es giebt Gesetze die über dem Herrn stehen [aber vermuthlich dem Sklaven wenig nützen], und wenn nicht den Rücken doch das Leben des Sklaven schützen. [Letzteres schützt wahrscheinlich noch besser der Eigennutz.] Jeder Sklave bekommt sein Stückchen Land, was er zum eignen Vortheil bebaut, und an Nahrung läßt es der Herr nicht fehlen, da er sich selbst benachtheiligen würde, wenn er den Sklaven karg behandelte und nicht bei Kräften hielte. [Und die Alten, die Schwachen, die nicht mehr, oder wenig arbeiten können?] Auch die wenige Kleidung, die er

bedarf, erhält er, und außer diesen materiellen Bedürfnissen kennt er keine anderen. Sind sie befriedigt, so bleibt ihm nichts zu wünschen, und der Vortheil des Herrn bringt es mit sich, ihn nicht übermäßig anzustrengen. Er lebt in seiner eignen Familie, und überläßt die Sorge für sie und sich selbst dem Herrn [was freilich träger und indolenter Natur bequem ist]. In Bonny sieht man die Sklaven armer oder schlechter Herren sogar an Hunger leiden, abgemagert, und gierig allen möglichen Abfall aus der galley (Schiffs-Küche) verschlingen. Auch seiner Familie wird der aus Afrika entführte Sklave in der Regel nicht entrissen; denn er hatte schon dort keine Familie gehabt, und von allen Banden waren Familienbande gewiß die lockersten die er gekannt. Vielleicht war er als Säugling mit seiner Mutter aus dem fernen Innern geraubt, und als er ihrer Brust nicht mehr bedurfte, von ihr getrennt, das Kind an den einen Stamm, die Mutter einem andern verkauft, fern von der Küste, und nicht zum Zwecke der Ausfuhr über das Meer, sondern unter den eigenen Landsleuten; so daß er weder Heimath noch Eltern gekannt, und nur den jedesmaligen Herrn als Vater ansieht. Wie sehr aber diese unter ihnen selbst von Haus aus heimische Sklaverei die wirklichen Familienbande gelockert habe, davon sah ich ein charakteristisches Beispiel in einem kleinen Knaben, der Sklave des Bonnyhändlers Antonio war. Sein leiblicher Vater war von einem andern getödtet worden, der nun mit seiner verwittweten Mutter lebte. Da schleicht sich der etwa neunjährige Knabe eines Nachts an das Lager und ersticht den schlafenden Mörder seines Vaters. Die älteren Söhne aber, in Furcht für spätere Zeiten vor solcher Energie des jüngeren Bruders, verkaufen ihn dem Antonio, und so kam er nach Bonny. Für längere Zeit sah ich ihn nicht wieder, weil er mit seinem neuen Vater eine Handelsreise ins Braß-Land machte. Als er zurück kam, erfuhr man, daß der kleine Mogu seine leiblichen Brüder gesehen, wie sie gefesselt in einem Kanoe als Sklaven aus dem Innern herabgebracht wurden. Er selbst aber erzählte leuchtenden Auges mit froher Miene, wie er ihnen ein ákeh (ätsch!) gemacht, und ihnen höhnend zugerufen habe: „Ihr habt mich verkauft, jetzt seid ihr selbst verkauft!“ — Ich will hiegegen nur sagen: Bonny ist nicht Afrika, und schon das abweichende Beispiel der Kru-Neger, welche die Sklaverei von sich abzuwehren suchen, zeigt, daß man nicht zu früh an Verallgemeinerungen von Sätzen denken soll. Wenn ferner bei den aus Afrika abgehenden Sklaven schon vor ihrem Verkauf nach Amerika alle natürlichen Familienbande zerrissen sind, wie darf man sich da wundern, wenn sie im neuen Welttheile, nun auch noch aus dem heimathlichen Boden, der jedem Menschen, auch wenn es ihm darauf nicht zum besten geht, herausgerissen, ihren wahrlich doch auch eigensüchtigen Herren gegenüber eben so selbstischen Neigungen, wo im-

mer möglich, nachgeben. — „Während der nordamerikanische Indianer mit stolzer Geringschätzung auf die „blassen Gesichter" sieht, erkennt der afrikanische Schwarze unbedingt den Vorzug des Weißen an, und macht ihn mit Stolz darauf aufmerksam, daß es auch unter seinen Landsleuten Weiße giebt. **Him be all the same white man**, der ist ganz so wie ein Weißer, rühmt er lobend, indem er auf einen Kakerlaken weist, und vergißt über dem Vorzug der hellen Haut, daß jenem die Negerphysiognomie und das wollige Haar geblieben ist. Die Albinos, unter den Weißen so selten, sind weit häufiger unter den Negern im Niger-Delta; ihr wolliges Haar ist flachsfarben oder zimmtbraun, und ihre Haut weißröthlich wie bei einem stark sonnenverbrannten Europäer. Außerdem unterscheidet sie das zugekniffene blinzelnde Auge von dem schwarzen Neger, bei dem es meist groß und weitgeöffnet ist, und giebt ihnen ein unbeholfenes Aussehen. Trotzdem rudern sie unbeschirmt wie andere beim hellsten Sonnenlicht. Manche giebt es auch die nicht am ganzen Körper, sondern nur stellenweis die helle Hautfarbe haben, fleckig und scheckig sind; dann pflegt indeß das Schwarze bei weitem vorzuherrschen. Auch in den Amerikanischen Ländern erkennen sie überall den Vorzug des Weißen an, und man kann sie beim Schimpfen einander ihre Schwärze vorwerfen hören, wenn doch keiner um eine Nuance heller ist als sein Gegner. Derjenige aber, der ein bischen weißes Blut in seinen Adern hat, sieht mit Geringschätzung auf den, der von rein schwarzem Geblüte ist, und das hellere Kind einer Mischlings-Ehe dünkt sich besser als der dunklere Vater oder die schwärzere Mutter." Wer die Macht hat und sie den Unterworfenen fühlen lassen kann, verschafft sich dadurch allemal leicht Anerkennung seines Uebergewichts. Daß aber der Schwarze auf die weiße Farbe als einen Vorzug der Geburt etwas giebt: erklärt sich psychologisch eben so leicht, als wenn der Minderbegünstigte nach Umgange von Bevorzugteren strebt, und z. B. der Bürgerliche sich gern durch Beziehungen zu Adligen überbeglückt fühlt. Nun der Schluß Herrn Köler's: „Wenn man bedenkt, daß alle farbigen Nationen, die Hindostaner, Malaien, Mongolen, die Indianer Mexiko's und Südamerika's im Laufe der Zeiten einmal eine hohe Stufe der Bildung erreicht haben, daß nur die schwarze Rasse sich nie in sich selbst zu einem geistigeren Leben entwickelt und emporgeschwungen hat; so fällt es schwer, einen ungünstigen Schluß daraus für ihre Bestimmung von sich abzuweisen. Man fühlt sich geneigt anzunehmen, daß ihrer möglichen geistigen Entwickelung engere Grenzen von der Natur gesteckt seien als anderen farbigen Rassen oder gar dem Weißen. In einer solchen Ansicht wird man nur noch bestärkt, wenn man den Neger im freigelassenen Zustande als geduldetes Glied eines civilisirten Staates, oder im freien Zustande als Bürger eines Staates beobachtet.

[Grenzte nicht auch bei den römischen **libertini**, namentlich der Kaiserzeit, an das plötzliche Verlassen des Sklavenstandes die **libertinage**? Das nachfolgende Beispiel beweist daher zu wenig.] Die nördlichen Provinzen der Vereinigten Staaten und die Insel Hayti beweisen es, in welcher rohen Wildheit der Neger beharrt, wo er sein eigner Herr ist; wie er nur die Schattenseite eines civilisirten Lebens nachäfft, nur die Laster dem Weißen ablernt, und wie er selbst unter den günstigsten Verhältnissen von Klima und Boden die Schöpfungen und Vorzüge des Weißen wohl für einen Augenblick annehmen, aber nicht zu erhalten im Stande ist. Die rühmliche Ausnahme einzelner Individuen stößt eine solche Behauptung nicht um; die Masse hat sich noch nirgends zu einem mehr als bloß physischen Sein erhoben und erstickt in ihrer Indolenz die Bestrebungen einzelner gebildeten Schwarzen."

Hieran reihe sich der Dr. Pruner, welcher in Aegypten Neger zu beobachten Gelegenheit hatte, und seine Beobachtungen in einem Aufsatze: Der Neger. Eine aphoristische Skizze aus der „Medicinischen Topographie von Cairo" (Deutsch-morgenl. Ztschr. I. 129—136.) veröffentlichte. Außer mehreren anatomischen Angaben über den Körperbau des Schwarzen enthält der Aufsatz auch einige Bemerkungen über die psychischen Zustände dieser Menschenklasse, welche ebenfalls keine allzu große Hoffnungen von deren Bildungsfähigkeit erwecken. Mich hat, trotz aller der großen Verschiedenheit des Körpers, welchen, auch diesem Forscher zufolge, der Negertypus bei den verschiedenen Stämmen zeigt, dessen ungemeine Gleichförmigkeit der Temperamente ganz besonders in Verwunderung gesetzt. „Wenn es in Europa nicht schwer fällt, bemerkt Hr. Pruner, für jedes Temperament Repräsentanten unter allen Nationen, in allen Städten, ja oft unter den Gliedern Einer Familie zu finden, so ist dies nicht mehr der Fall bei den Negervölkern. Unter ihnen finden sich nur Analogieen für das cholerische und phlegmatische Temperament." Dazu ferner: „Der Ausdruck im Gesichte des Negers zeigt nicht jene Verschiedenheiten, welche die weißen Rassen auszeichnen. Ein dunkler Schleier deckt mehr oder weniger die Bewegungen der Psyche. Nur das Auge kann als Pathometer bei dieser Rasse dienen; die übrigen Gesichtstheile sprechen Apathie aus". Ich wünschte zu wissen, ob bloß für unser Auge, oder auch für das schärfer blickende der Neger unter einander selbst. Scheinen uns doch auch leicht alle Negergesichter gleich, weil unser Blick zu wenig Uebung hat für Auffassung des Unterschiedes in ihnen. Ich will übrigens nicht verschweigen: der Franzose Serres (Esquiros und Weil: Jardin des Plantes S. 320 fg.) bemerkt dasselbe: „Die Civilisation scheint zur Folge zu haben, daß sie die Capacität des Magens vermindert... Die amerikanischen Wilden zeigen eine ausnehmende Gefräßigkeit. Ueberhaupt finden wir bei diesen unter-

geordneten Rassen alle Züge des thierischen Zustandes. Je mehr bei ihnen die Herrschaft der Sinne um sich greift, desto mehr verliert ihre Physiognomie an Beweglichkeit, Charakter und Adel.“

Wir haben Urtheile über die Neger vernommen, die im Ganzen nicht sehr zu ihren Gunsten lauten, und zwar von fünf Männern v. Tschudi, Graf von Görtz, Burmeister, Herm. Köler und Pruner, die ihr, eben darum gewichtiges Urtheil aus unmittelbarer Beobachtung, wennschon, mit Ausnahme der beiden letztern, nicht in demjenigen Welttheile, wo der Neger zu Hause ist, sondern in Amerika schöpften, und gleich fähig, zu urtheilen, angesehen werden müssen, als willig, ihre Ueberzeugung ohne vorgefaßte Meinung auszusprechen. Wenn sie nun von dem wohl höchstens im Einzelnen bestreitbaren Thatbestande einmüthig zu demselben Schlusse gelangen: so kann das natürlich keine Verwunderung erregen, muß vielmehr jeden Versuch dennochigen Widerspruches von vorn herein als mißlich und ziemlich hoffnungslos darstellen, zumal für Jemanden, der sich auf eigne Anschauung des Negers in keinerlei Weise berufen kann. Gleichwohl dürfte ein doppelter Angriff möglich bleiben 1) was die vorgelegten Thatsachen anbetrifft, so ist gegen deren Richtigkeit wohl kaum etwas einzuwenden. Aber der Vorwurf trifft sie entschieden: sie sind einseitig, weil unvollständig. Sie umfassen keineswegs das ganze fragliche Object, oder vielmehr das Subject, über welches man glaubt den Stab brechen zu müssen, sondern nur Abtheilungen von ihm, und zwar in den allerungünstigsten und naturwidrigsten Lagen und Verhältnissen (sogar außer Landes), welche man sich denken mag. Wie kann man da vom Neger (denn er ist gemeint) erwarten, daß er sich von seiner vortheilhaftesten Seite zeige. 2) Halte ich die von jenen Herren angewendeten Schlußarten nicht immer für bindend, und bin ihnen daher zuweilen mit meinem Dissensus unhöflicher Weise, allein um der Kürze willen sogleich am betreffenden Orte in die Rede gefallen. Offenbar würden sie sich keiner ihnen entgegengehaltenen Autorität ohne Weiteres gefangen geben, und wäre es die des großen Verfassers vom Kosmos, der darin (I. 385.) Folgendes ausspricht: „Indem wir die Einheit des Menschengeschlechts behaupten, widerstreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenracen. Es giebt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Cultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme. Alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt; zur Freiheit, welche in roheren Zuständen dem Einzelnen, in dem Staatenleben bei dem Genuß politischer Institutionen der Gesammtheit als Berechtigung zukommt.“ Denn dem ersten Satze, in so fern er von dem einheitlichen Ursprunge des Menschengeschlechts abhängig gedacht wird, welcher ihn allerdings am schlagendsten bewiese, entzöge sich diese Hauptstütze, wenn man

die Rassenverschiedenheit meint als eine ursprüngliche setzen zu müssen, die von mehreren grundverschiedenen Urpaaren ausging. Das thut aber z. B. Burmeister*) in seinem Buche von der Schöpfung,

*) C. Vogt, der (Köhlerglaube u. Wiss.) durch seine Deductionen sogar zu einer pluralistischen Art-Verschiedenheit des Menschen gelangt, äußert sich mit Bezug auf Folgerungen, die man etwa hieraus zu ziehen geneigt wäre, folgendermaßen S. 84.: „Wir bekämpfen in gleicher Weise diejenigen, welche aus diesem unserm Resultate sich die Peitsche der Unterdrückung flechten wollen, wie diejenigen, welche daraus die Vernichtung jeglicher gesellschaftlichen Ordnung herleiten wollen. Nichts konnte uns mehr empören, als daß Agassiz, an den uns so viele Bande fesselten, aus diesem wissenschaftlichen Resultate die Tyrannei der bibelgläubigen Sklavenbesitzer zu unterstützen suchte. Für uns hat der Neger dasselbe Recht auf Freiheit, möge er nun einer verschiedenen Art angehören oder mit dem Europäer von Adam her blutsverwandt sein. Mit derselben Energie, mit welcher wir gegen weiße Sklaverei, gegen die Unterdrückung der Weißen durch Weiße ankämpfen, bekämpfen wir auch die Berechtigung der Unterdrückung der Schwarzen durch Weiße.“ — Wer aber in Europa die Sache der Schwarzen zur seinigen macht, muß sich zuweilen vorkommen, wie die vielbeschäftigte Madame in Boz' Bleakhouse, welche sich mit irgend einer Provinz im fernen Afrika mit wundervollem Namen zu schaffen macht und darüber das eigne Hauswesen zusammt Mann und Kindern auf's schmählichste vergißt. So kommt es gewiß nur selten vor, daß Sklaven aus Mangel an Nahrung sterben. Ist es aber unwahr, daß schon mehr als einmal in gewissen Gebirgsgegenden unseres Vaterlandes dem Hungertyphus zum Opfer Hunderte von Unglücklichen ins Grab sanken? „**Il est très difficile à penser noblement quand on n'a qu'à penser de quoi vivre**“ müssen denken und sprechen — Unzählige in Europa's gesegnetsten Ländern. — Für Großbritannien kann Irland als Beispiel dienen. Man sehe in den Grenzboten 1855. Nr. 11. die beiden Aufsätze: „Die Leiden Oberschlesiens“ („dieses preußische Irland“), und „Das irische Landvolk.“ „Der Engländer betrachtet seine irländischen Landsleute als eine ihm weit untergeordnete Art von Menschen, die nur eine besondere Art guten Humors besitzt und hauptsächlich dazu da ist, ihm Anekdoten für seine Fireside zu liefern. Alle Sorten von Dummheiten schreibt man dem Irländer zu, wie wir in Deutschland sie den Schöppenstädtern, Krähwinklern, Kochemern [?] und Schildaern nachrühmen. Ein solches Vorurtheil gegen ein Brudervolk ist von den verderblichsten Folgen; es verhindert den wahren Ernst des Bestrebens zu helfen und zu unterstützen. Man kommt ins Land, sieht schief, beurtheilt schief und hilft schief. [Ganz wie mit der oft leichtsinnigen Beurtheilung des Charakters der Schwarzen!] Ein englischer Beauftragter fragte unter Andern einen mit den irischen Zuständen sehr wohl vertrauten Gutsbesitzer dort um ein einfaches Mittel, dem Elende abzuhelfen; grade als wenn man dasselbe wie ein Fieber mit einer Flasche voll Arznei heilen könnte. Die wahren Ursachen liegen nicht im Boden, nicht in der Unfruchtbarkeit und Unergiebigkeit des Landes, sind vielmehr einzig und allein in den socialen Verhältnissen und den Menschen dort begründet und sind Dinge, die ihrer Natur und ihrem Einflusse nach allgemein als jedem Fortschritt und jedem frischen Gedeihen zuwider bekannt sind. Sie sind das (wenn wir so sagen sollen) moderne Lehnswesen, oder der

und es muß eingeräumt werden, die Ursprungseinheit unsers Geschlechts läßt sich, wenigstens jetzt noch nicht, weder auf physiologischem noch linguistischem Wege beweisen. Freilich, streng genommen, vielleicht auch nicht das Gegentheil, weshalb dem Glauben an diese genealogische Einheit des gesammten Menschenthums freier Spielraum bleiben mag, im Fall er sich nicht als bewiesene Voraussetzung unberufener Weise in die Angelegenheiten der Wissenschaft mischt. Was uns noth thut, um nicht unnützem Redegezerre von Herüber und Hinüber zu verfallen, ist eine in größerem Maaßstabe gepflogene Untersuchung, die sich über alle gesellschaftliche Zustände Afrika's mit tiefer und unpartheiischer Einsicht erstrecken, und den ganzen vorgefundenen und kritisch wohlgesichteten Thatbestand, strenger Wahrheit gemäß, in lichtvoller vergleichender Uebersicht zusammenstellen müßte. Natürlich wäre es schön, könnte der Mann, welcher sich zu einem so unstreitig dornenvollen, aber auch lohnenden Geschäfte entschlösse, zugleich mit der fremden Erfahrung auch eigne Selbstsicht und (das möchte ich hier wieder geltend machen) Kenntniß der Neger-Idiome verbinden. Ich, für meine Person, habe nur darauf mit dem Finger deuten wollen: Die Neger-Frage ist noch nichts weniger als spruchreif. Das läßt sich, vermuthe ich, auch noch durch einige andere Betrachtungen zu klarerem Bewußtsein bringen.

In der Geschichte fällt eine Beurtheilung der Handlungen und Lebenseinrichtungen, sei's von Einzelnen oder größeren Gesammtheiten, abseiten ihres sittlichen Charakters, wenn man von ihr in jeder Rücksicht die ganze volle Wahrheit verlangt, unendlich schwer: spie-

Rest des alten, die Priesterherrschaft und die dem Irländer eigne Unlust zu Fleiß, Betriebsamkeit und Unternehmung, welches letztere aber zumeist in ersterem begründet sein dürfte. — Alles menschliche Streben geht nach Eigenthum und wird rege erhalten und belebt durch Eigenthum. Der Irländer hat keins und hat nie Aussicht darauf. Die Hütte, die er bewohnt, den Acker, den er baut, kann er durch eine bloße Laune seines Gutsherrn (landlords) jeden Augenblick verlieren, denn sie gehören diesem, nicht ihm. Die Ernte, die er mäht, geht zu einem so großen Theile in den möglichst höchsten Renten auf, daß das Uebriggebliebene nur den kärglichsten Unterhalt und keine Freude daran und keinen Sporn zu weiterer Thätigkeit gewähren kann. Da die Taxe der Abgaben durchaus willkürlich ist und kein Gesetz gegen Uebermaß vorhanden, so kann nur auf die persönliche Billigkeit des Landlords gerechnet werden, die leider nicht zu häufig angetroffen wird. Für wen ist nun der fleißigere Mann fleißiger? Es giebt zwar Verpachtungen auf längere Zeit, sog. long leases, aber meist nur von größeren Stücken Landes, die dann gewöhnlich einem Verpächter gehören, der wiederum seine Unterpächter in der abscheulichsten Weise schindet, um in der Zeit seiner Pachtung möglichst vielen Erlös sich zu sichern. Wo bleiben nun jene? Keiner kann, darf aufkommen" u. s. w. Will man nun von allem Diesen die Schuld bloß auf den Charakter der Irländer schieben?

len doch politische und religiöse Parteiansichten, auch Vorurtheile des Zeitalters, nur zu leicht unvermerkt mit hinein. Außerdem unterliegt manches anderer Beurtheilung, als wir uns oft engherziger Weise bei ungenügender Kenntniß freilich für uns ungewohnter Zustände anmaßen. Nicht alles Andere in Sitte u. s. w. aber, als wir es kennen, ist nothwendig ein auch nur beziehungsweise Schlechteres; ja, was unseren Verhältnissen geradezu widerstrebte, kann doch unter anderen gegebenen Bedingungen minder unverständig oder moralisch tadelnswerth, vielleicht das Gegentheil hievon sein, oder doch gewesen sein, indem manches erst im Laufe der Zeiten unvernünftig und schlecht wird, was es von Hause aus nicht war. Um gewissen Dingen gerecht werden zu können, darf man sie nicht nach absoluten Maaßstäben, sondern mit ihrem eignen Maaße (d. h. dem relativer Güte), wenigstens nicht nach ersteren allein messen. Es ist aber selten leicht, sich vom eignen auf den fremden Standpunkt zu stellen und in den lebhaft hinein zu denken: auf dem gewinnt dann allerdings Vieles ein so verschiedenes Aussehen, als sei es auch ein schlechthin anderer Fall. Wie falsch, wollte man z. B. Kinderpossen von der ganzen Strenge des gereiften Mannes aus beurtheilen! So ist das Ideal von menschlicher Schönheit, das der Neger im Kopfe hat, natürlich ein anderes als das des Polyklet; und wenn er sich den Teufel häufig weiß vorstellt, während wir ihn schwarz malen, so ist das eine genau so recht als das andere, und um nichts wunderlicher, als wenn z. B. der Hebräer in einer Richtung schreibt, gegen welche ihm unsere Schreibweise leicht als eine linkische und verkehrte vorkommen muß. Aber auch in moralischer Rücksicht. Man werfe z. B. niedergeworfenen und unterdrückten Nationalitäten, denen man, z. B. der Weiße der Rothhaut, ihr Land, ihren rechtmäßigen Besitz stahl, die man der Freiheit beraubte oder sonstwie schädigte: man werfe ihnen, und das pflegt der Sieger Art zu sein, Mißtrauen gegen letztere, Undank für ihnen aufgedrungene, aber unerbetene Güte, die Lust, wenn auch durch gewaltsame Mittel und durch Verrath, von ihrem Nacken das Joch bei erster Gelegenheit abzuschütteln, sogar Treulosigkeit und Rachsucht, ja dies Alles mit vollem Grunde vor, — wie aber, wenn Ihr selber im Falle Jener wäret? Leget euch die Frage vor. Wer hier nur den Einen hört, und den Anderen nicht hört: hört Keinen, wenigstens nicht die gerechte Wahrheit. —

Einige andere Beispiele. Beschwert sich Hr. v. Gobineau über die buddhistischen Gebeträdlein und die mechanische Art, mittelst ihrer Gebete abzumachen, so erlaubt sich vielleicht der eine oder andere die Gegenfrage: Wie weit steht denn davon etwa der Gebrauch von Rosenkränzen ab, an welchem der ungebildete Katholik die Gebetzahl eines unverstandenen lateinischen Gemurmels abzählt? Ueberdem stammen ja die Rosenkränze aus dem Orient, und aus

dem Buddhismus sogar. — Ferner etwa: Ob Molochdienst, überhaupt Menschenopfer, und der Gräuel von — Autodafés (actus fidei), d. h. Acten, und wahrlich nicht bloß einzelnen Acten, sondern einer ganzen Reihe frevelhaft tragischer und verruchter Schauspiele, die — zum größeren Ruhme Gottes — ein gottloser und in der That nichts weniger als selber rühmlicher Wahnglaube aufführte; oder Christenverfolgungen durch den heidnischen Kaiser Diokletian und Christenverfolgungen, wie in den Albigenserkriegen, im Auftrage christlicher Päbste — der Unterschied im Fanatismus, obgleich ich dem stoischen Lehrsatze: **Omnia peccata paria** keineswegs huldige, bedünkt mich so sehr groß nicht. Läge mir aber ob, nach ihrem moralischen Werthe zwischen ihnen einen Größen-Unterschied zu suchen, so bestände er meines Erachtens darin, daß die größere Verantwortung auf Seiten der Erscheinungen in zweiter Stelle fiele, weil nach dem Satze, daß ein Tag den andern lehre, die spätere Zeit auch eine vernünftigere sein sollte, und weil es überdem für eine Religion der Milde, wie die christliche, sich wenig schickt, läßt sie sich Haß zu Schulden kommen gegen abweichende, vielleicht an sich eben so richtige, Meinungen, als die man gewissen Formen jener satzungsmäßig zu Grunde legte.

Bekanntlich ist eine gute Biographie, die den Namen wirklich verdient, nicht bloß Lebensschicksale eines Menschen äußerlich an einander reihen, sondern die oft geheimen Triebfedern seines Handelns offenlegen, den Charakter getreu auffassen und gerecht schildern, und die Art, wie er sich so oder so bildete, enträthseln will, keine allzu leichte Aufgabe. Gewiß aber wird sie nicht leichter, wo es sich darum handelt, mit scharfer Zeichnung vor unsern Augen ein wahrheitsvolles Gemälde aufzurollen, nicht von einem Einzelnen, sondern von einem ganzen Sammel-Individuum. Wie soll man den an sich schon im Einzelnen so schwer faßbaren Charakter nun erst gar bei Völkern ergreifen und festhalten, bei dem verwickelten Durcheinander von Individuen, woraus ein Volk besteht? Geht auch der Gesammtcharakter wesentlich nach Einer Hauptrichtung, wie ihn finden? indem sich im Schooße eines Volkes nicht nur eine Menge divergirender und declinirender Abweichungen von dem idealen magnetischen Pole vorfinden, sondern selbst einzelne diametrale Umdrehungen der Magnetnadel. Augenscheinlich kann man es hiebei nur zu einer Massen-Abschätzung bringen unter Absehen von der einbegriffenen Verschiedenheit zum Theil widerstrebender Glieder. Eben weil nicht, einzeln für sich, die Individuen in Anschlag kommen können, die als positiv oder negativ bemerkenswerthe Köpfe theils über das Normalmaaß hinweg ragen, theils unter dasselbe hinabfallen oder gar dem Haupt-Nationalcharakter gegenstromig zuwider laufen, — kann man auch das Urtheil über den Charakter und die Fähigkeiten eines Volks nur nach Durch-

schnittssummen, nach der Totalität berechnen und veranschlagen. Die Ausbeugungen, die Ausnahmen unterliegen noch wieder für sich einer abgesonderten Betrachtung. Gerade aber, wo eine aus der Ganzheit hervorspringende Totalsumme erheischt wird, hat man Täuschung abzuwehren nicht geringe Sorge nöthig, indem, was vielleicht von einem Theile, z. B. von Einer Völkerschaft unter der Mehrheit innerhalb eines Volks, gilt, nun fälschlich auf das ganze Volk ausgedehnt und dadurch das Gesammtbild desselben verzerrt wird. Aber auch von anderer Seite her ist Porträtirung der Völker sowie ein begründetes Urtheil über ihre intellectuellen und moralischen Anlagen und wirkliche Ausbildungen eine kitzliche Sache, weil, zu geschweigen daß nicht so ganz leicht ein Charakter dem andern gerecht wird, die unendliche Mannigfaltigkeit und Mischung von Charakteren, nicht meßbar und bestimmbar nach der Elle, sich gar nicht bloß in Grad-, sondern auch in besondern Art-Unterschieden bewegt, und bei Völkern wie Individuen dem räthselvollen Einflusse von Temperamenten, ja zum Theil bloßen unerklärlichen Stimmungen unterliegt und davon bestimmt wird. Deshalb, wenn auch wesentlich unverändert und sich getreu bleibend, erscheint ein gegebener Charakter doch unter dem Wechsel der Lagen, in welche er gebracht wird, öfters nicht mehr derselbe. Zu Erschöpfung eines Charakters genügt aber endlich begreiflicher Weise auch nicht Beibringung eines Epithetons *), indem darin unmöglich der ganze Mensch, das ganze Volk aufgeht. Spreche ich z. B. vom stolzen Spanier, so ist das zwar ein sehr hervorspringendes, auch einflußreiches Merkmal, aber eben doch immer nur ein Merkmal. Ich habe damit nicht den ganzen Spanier vor Augen, und nicht jeder stolze Mensch ist darum ein Spanier. — Wie unendlich interessant, so Jemand es verstände, uns eine Völkercharakteristik im Großen, und wenn auch nur nach den Hauptzügen, zu liefern!

---

*) Vgl. z. B. Lepsius Briefe S. 58.: „Es liegt im Araber ein auffallendes Gemisch von edlem Stolz und gemeiner Habgier, das dem Europäer zuerst ganz unverständlich ist. Die freie, edle Haltung und unerschütterliche Ruhe scheint nichts als stolzes Ehrgefühl auszusprechen. Dem geringsten Geldgewinn gegenüber schmilzt dies aber wie Wachs an der Sonne, und die schimpflichste Behandlung kommt kaum in Betracht, wo das Geld im Spiele ist.“ Gilt das vom Araber aller Orten oder nur von dem Araber Aegyptens? — Sodann S. 71.: „Es mag wenige Völker geben, die so viel Anlage zum Herrschen haben, wie die Türken, die wir uns doch oft als halbe Barbaren, roh und formlos zu denken pflegen. Sie besitzen im Gegentheil als Nation einen gewissen Anstrich von Vornehmheit. Eine unerschütterliche Ruhe, Kaltblütigkeit, Zurückhaltung und Energie des Willens scheinen jedem Türken bis auf den gemeinen Soldaten hinab eigen zu sein, und verfehlen bei den ersten Begegnungen nicht, auch auf den Europäer einen gewissen Eindruck zu machen“ u. s. w.

Kommen wir aber noch einmal auf das Negergeschlecht zurück, so wird ohne Weiteres von uns zugegeben, daß eine ganz vorzügliche Begabung Einzelner, wie sich deren, überall eine Seltenheit, auch in seiner Mitte findet, zwar die Menschheit des Negers überhaupt in eminenterer Weise darthut, aber bei Beurtheilung der Neger als Masse, und nach ihrem Rassencharakter, außer dem Spiel bleiben muß. Was die Individuen als solche anbetrifft, so möchte es noch zweifelhaft sein, ob bei den Negern das durchschnittliche Maaß ihrer Fähigkeiten und ihrer Verstandesausbildung, um von erworbenen Fertigkeiten und Kenntnissen, von sittlichem Werth und Gemüthstiefe augenblicklich abzusehen, wirklich so außerordentlich tief unter dem Mittelschlage sogenannter gebildeter Völker bliebe. Um die Unfähigkeit des Negers zu höherer Bildung zu beweisen, müßte man zuvor, bilde ich mir ein, darthun, zwischen den Rassen bestehe, wie in körperlicher Beziehung, auch in Bezug auf geistige Anlage und Gelehrigkeit ein unvermittelbarer Unterschied, etwa ähnlich dem zwischen Hirten-, Dachs-, Schweiß-, Hühner-Hund und Windspiel, die, außer durch Kreuzung auch nicht, wenigstens jetzt nicht mehr, sich einander nähern, sondern nur Thiere sui generis, und gerade auch mit ihrer specifischen Befähigung, erzeugen. Experimente im Großen anzustellen, liegt ziemlich außerhalb der Möglichkeit; aber einzelne mit den Negern angestellte Civilisationsversuche würden als Zeugnisse auch nur auf Bedingungen hin zugelassen werden können, weil bei dem, was der Mensch wird und leistet, natürlich nicht wenig darauf ankommt, was er, wenn auch vielleicht von außen her angeregt, aus sich von innen heraus macht, oder nur, schlechthin durch fremde Beihülfe und Dressur, gleichsam in rein leidender Weise an sich geschehen läßt.

Der allergewichtigste Vorwurf, der meines Bedünkens den Neger als Masse treffen kann und wirklich trifft, ist der, daß er viel weniger, als doch immer einzelne Völker aus den übrigen Rassen, aus sich gesellschaftlich etwas Löbliches zu gestalten, je die Fähigkeit in hervorragender Weise bethätigte. Daran knüpft sich dann gar Vieles, was dem Neger desgleichen mangelt. Es wäre nun aber bei dem Allen weiter zu fragen, ob nicht hemmende Ursachen vorhanden, welche die Fähigkeit, auch wenn sie keineswegs fehlte, gleichwohl nicht zur Entwickelung kommen ließen. Außer der Anlage sind ja überdem zu deren Ausbildung, um zur Cultur zu gelangen, mancherlei Erfordernisse nöthig, zum Theil selbst für das entschiedenste Genie unumgänglich. „Auf den Fähigkeiten eines Menschen (ich entlehne diese Worte aber der Uebersetzung von **Esquiros** und **Weil Jardin des Plantes** S. 282.) lastet das Gewicht seines Jahrhunderts, und man muß also bei dem Urtheile über einen berühmten Mann die ursprünglichen, von der Natur verliehenen Kräfte und die äußeren Einflüsse, wodurch jene

modificirt wurden, wohl im Auge behalten." Angenommen z. B., ein Thales habe ganz dieselben geistigen Gaben und denselben universellen Wissensdrang besessen als Aristoteles. Dann konnte er doch, innerhalb seiner Zeit, kein Aristoteles werden: das war unmöglich. Der Einzelne wird getragen z. B. von seiner Gegenwart und von der Schachtel, in welcher diese selbst steckte, oder der Vergangenheit, also von Anderen, auf die er theilweise selber zurückwirkt; kurz, sein Leben mit dessen Gesammtinhalt ist — das Schlußergebniß vieler Vorbedingungen. So hat der große Stagirit mit seinem gewaltigen Thun, neben seinem Genie, zur Voraussetzung auch noch fast die ganze voraufgegangene Philosophie, Wissenschaft und Gesammtbildung der Griechen, welche Er zu einem encyclopädischen Abschlusse vollendete. Was hätte dieser selbe Aristoteles, als Schwarzer geboren und unter Schwarzen erzogen, trotz seiner hervorragenden Talente werden können? Nur von der Ganzheit der Negerschaft*) wäre eher erlaubt zu fragen, warum sie nicht das, was die Griechen, geworden? Aber auch hier möchte ich glauben, daß, wenn auch vielleicht zum Theil an geringerer Anlage, doch nicht weniger auch auf anderen Gründen theils negativer theils positiver Art die Schuld ihres Zurückbleibens lastet. Also z. B. auf der Heiße des Klima's, das Kopfarbeiten schwerlich so günstig ist als etwa Länder der gemäßigten Zone. Oder auch die besondere Gestaltung von Afrika, von dem schon die Alten nach einem im Kosmos I. 471. angewendeten Citat wußten: **Nec alia pars terrarum pauciores recipit sinus.**

H. Ewald, der sich Betreffs der Schwarzen auch schon in einer Anzeige des Gobineau'schen Werkes (Gött. gel. Anz. 1854. S. 681. fg.) gegen Gobineau erklärt hat, fügt in einer zweiten Anzeige von Kölle's **Polyglotta Africana** und **African native literature** 1855. St. 25. S. 248. hinzu: „Es ist schwer, jetzt ein afrikanisches Volk von Schwarzen zu finden, welches noch gar nicht durch die Berührung sei es mit dem Islam oder mit dem Sklavenhandel an der Küste gelitten hat. Neulich ist aber ein solches südlich vom Aequator in den Owampoa's wirklich entdeckt, wie sein erster Besucher und Beschreiber **Francis Galton** in dem Reisewerke über das südliche Afrika gezeigt hat. Dies Volk erregte durch seinen Sinn für Ordnung und Frieden, seine Klugheit, Arbeitsamkeit und Unverdorbenheit nicht wenig die Bewunderung seines Entdeckers, der sich in ihm ebenso von der einen Seite sicher und geschützt, von der anderen (weil er unter ihm den europäischen

*) Siehe Pruner deutsch-morgenl. Ztschr. I. 135. fg.: „Uebrigens könnte schon der Umstand allein, daß in den meisten Negerländern die Menschenstämme kaukasischer Abkunft nicht lebensfähig sind [!], jeden nüchternen Beobachter zur Bewunderung der ewigen Weisheit hinführen."

Stolz und die Eigenmacht ablegen mußte) gedrückt und beengt fühlte, wie wenn ein Schwarzer unter uns reis't. Wir dürfen also hoffen, daß solche Vorurtheile, welche auf die seltsamste Art gerade in unserer neuesten Zeit*) doppelt verstärkt wiederkehren wollen, endlich ganz verschwinden." — Also doch auch eine, mir erst nachträglich bekannt gewordene und hier eingeschaltete Ausnahme von unserem obigen Satze.

Hiemit sind wir an einem überaus wichtigen Abschnitte unserer gegenwärtigen Schrift angelangt, nämlich bei der Frage, ob in der Rassenverschiedenheit allein ein ihnen angeborner Grundtypus, oder, wie Hr. v. Gobineau es gewöhnlich bezeichnet, das Blut das Entscheidende sei, oder nicht noch andre Momente von eingreifender Bedeutung in Betracht kommen. Ich beantworte letzteren Theil der Frage mit Ja, gegen den ebengenannten Herrn.

Gleichwie das Leben sich durch das Zusammenwirken zweier polarisch entgegengesetzter, (obschon in sich einartiger) Principe, des männlichen und weiblichen, fortsetzt und erzeugt: so ist, an dem Satze muß ich festhalten, alle Geistesbildung die (diagonale) Resultante aus zwei, freilich ihrer Wirkung nach im Einzelnen schwer berechenbaren Kräften oder treibenden Grundursachen; und das würde so gut von größeren Menschenvereinen, z. B. Völkern oder auch Rassen, gelten, als von einzelnen Menschen. Oder, anders ausgedrückt, der Mensch (mit gewissen Modificationen kann man auch dafür: Volk setzen) ist das Product aus zwei Factoren. Das heißt erstens aus der Geburt (sammt körperlicher und geistiger Anlage), und zweitens der Erziehung. (Es erziehen ihn aber, außer ihm selbst von innen heraus — zum andern Theile die Umstände, wozu natürlich auch einwirkende fremde Persönlichkeiten gehören.) Das stellt Ritter Bunsen, **Philosophy of the Univ. Hist. II.** 158. so dar: „Das Wesen des endlichen (**finite**) Factors in Erzeugung und Entwickelung, mag erklärt werden aus der Beschaffenheit der Eltern, aus dem Stamme, dem Volkscharakter, der Sprache, dem Zeitgeiste, dem Klima, aus Erziehung, Ereignissen, und dem Zusammenfluß aller äußeren Umstände. Aber der unendliche (**infinite**) Factor ist das Räthsel von jedes Menschen Existenz. Es ist unberechenbar und unerklärlich, wie jedes Ding es

*) Zur Zeit der ersten großen französischen Revolution war es sogar in aristokratischen Zirkeln (vermuthlich weil diese auswärtige Menschenliebe gar nichts kostete) stark Mode geworden, sich in Rede und Schrift für die Emancipation der Schwarzen zu begeistern und begeistern zu lassen. Vgl. eine gute Persifflage dieses Genre in Kühne's Europa 1854. Nr. 99. **Abbé Gregoire's** Schrift über die Sklaverei, und **Malouet Mém. sur l'esclavage des nègres**; auch ein zwar durchgefallenes, allein doch der Tendenz wegen beachtetes Theaterstück: „Die Sklaverei der Schwarzen" von einem Blaustrumpfe, **Olympe de Gouges**, fallen in jene Zeit.

ist, welches weder endlich ist noch das Werk endlicher Ursachen. „Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist" (Joh. III. 8.). Die größte Verschiedenheit zwischen Individuen besteht daher in dem unendlichen Factor. Obgleich, theoretisch genommen, allein eine Verschiedenheit im Grade, mag sie, praktisch sich zu einer Verschiedenheit erheben in der Art. Da befindet sich der animale Pol, und da liegt zwischen ihnen mitteninne der menschliche Wille."

Jeder Mensch bringt gewisse, so oder anders bestimmte und gemischte Anlagen mit auf die Welt. Es ist aber eben so unmöglich, daß die Menschen alle mit gleicher (wenn schon oft nur leise variirter) Anlage zur Welt kämen, als daß die nachmals im Lebenslaufe hervortretende factische Verschiedenheit der Personen und ihrer Erlebnisse nur in dem zweiten Entwickelungsfactor, den äußeren Umständen, ihren Grund hätte. Jene Anlage und das freie (sich selbst bestimmende) Selbst des Menschen, oder sein punctuelles Ich, bildet nun den einen Factor seiner Lebensgeschichte, aber die ganze Weite der Welt den anderen, welcher sich ungerufen, oft unerwünscht zur Mitwirkung und zur Mitbestimmung meldet. Beide reiben sich an einander; gehen bald sich fördernd zusammen, oder hemmend und in störendem Durchkreuzen der einen Bahn feindlich wider einander. Ein guter Kopf, ein starker Geist kann der Umstände zum Theil Herr werden durch die innere, ihm angeborne und aus seinem festen Willen vermehrte Kraft; ganz wird er es nie vermögen, wenn auch das Widrige derselben möglichst zu seinem Besten zu wenden ihm gelingt. Umgekehrt kann die Gunst der Umstände aus einem sonst mittelmäßigen Kopfe etwas Tüchtiges machen, was ohne dieselben (freilich auch nicht ohne eignes Zuthun und ein Ergreifen jener seinerseits) sich nicht aus ihm entwickelt hätte; — zu einem Genie (das muß, wie schon die gemeine Rede anerkennt, geboren sein) können sie freilich Niemanden machen. Uebrigens dient Anderen Anderes. Viele Genies sind durch anscheinend glückliche (und vielleicht Andern äußerst diensame) Verhältnisse zu Grunde gerichtet, oder doch nicht der vielverheißenden Knospe gemäß zur Frucht gediehen. Daß, wogegen Hr. v. Gobineau II. 50 eifert, alle mittelmäßige Menschen große verkommene Genies seien, heruntergebracht durch die Umstände (désarmés par les circonstances), wäre freilich lächerlich zu behaupten. Unglück ist für den Menschen oft eine bessere Schule als Glück*). Die

*) Als Beispiel diene Kaiser Friedrich II., über welchen sich Otto Abel (in Prutz Deutschem Museum 1851 Nr. 49) so äußert: „Die Geschichte weiß von vielen bedeutenden Männern zu erzählen, die in einer Jugend voll Mühen und Entbehrungen die Schule für ihre künftige Größe durchgemacht haben: wol nie hat ein Fürst seine Kinderjahre so trüb und traurig verlebt, als Kaiser Friedrich II." Man hätte vielleicht so Unrecht nicht, dem Kaiser als Gegenbild den

Schwierigkeiten spornen zum Widerstande, zu deren Ueberwindung. Man setzt seinen Stolz darin, muthvoll anzukämpfen gegen das was sich uns feindlich in den Weg stellt. Was mühlos erreicht wird, stachelt, weil ruhmlos, auch nicht den Ehrgeiz auf; und ein kraftvoller Charakter strebt durch sein eignes Beispiel den Satz zu befestigen, daß der Mensch kann, was er will. So findet mit Bezug auf sogenanntes Glück der Umstände eine nach ihrem Umfange schwer berechenbare Vielbezüglichkeit statt je nach Verschiedenheit der Charaktere und Anlagen. Kein Napoleon (ich meine den Onkel, obgleich sich auch am Neffen Aehnliches wiederholte) ohne die Revolution! Das war der ihn auf den Schild emporhebende, obschon nachmals von ihm niedergedrückte große Umstand. Ich vergesse natürlich nicht, daß hinwiederum die Umstände (die Weltgeschichte) zuverlässig ganz andere geworden wären, ihrerseits ohne einen Mann von so riesenartigem Geiste, wie eben Napoleon, der die Geschicke der Völker auf lange hinaus und so vielfach durch seinen Geist und nach ihm modelte. Napoleons Zeitalter trug das Gepräge, welches ihm sein, Napoleons, um den ganzen Erdkreis hinschallender Name und seine Thatkraft aufdrückte.

Auf Völker leidet der vorhin ausgeführte Satz unstreitig eine entsprechende Anwendung. Mag auch bei ihnen noch schwerer*) sein,

gleichnamigen Preußenkönig beizugeben. — Leider läßt sich nicht mit einem solchen Leben das Experiment „unter veränderten Umständen“ wiederholen, und daraus eine Probe ziehen, was etwa nun aus demselben Individuum geworden wäre, mehr oder weniger, Besseres Schlechteres. Gall hatte gesagt (**Esquiros** und **Weil Jardin des Plantes** S. 278): „Unsere Handlungen, Gedanken und Gefühle, unsere Art zu sehen und zu urtheilen, seien an die unveränderlichen Gesetze unserer Natur gekettet, und eher würde die Sonne aus ihrem Kreise treten, als daß der Mensch den durch seine Organisation vorgeschriebenen Cirkel überschritte. Die Erziehung entwickelt mit der Zeit die im Gehirne enthaltenen Vermögen; sie neu zu schaffen vermag sie aber niemals.“ Wie Gall im Leben der Individuen Alles auf das Gehirn und auf die damit in Verbindung gebrachte Form des Schädels zurückführte: so erklärt Hr. v. Gobineau im Leben der Völker Alles aus dem — Blute. Es wird aber schon in dem angeführten Buche S. 281. mit Recht eingewendet: „Jedermann weiß, daß der Geist des Menschen bis auf einen gewissen Punkt seiner Umgebung tributbar bleibt: die Natur gibt die Organisation, die Gesellschaft bestimmt deren Verwendung, woher es kommt, daß häufig die thatkräftigsten Anlagen unfruchtbar blieben, weil sie in der Welt keinen Mittelpunkt für ihre Thätigkeit vorfanden. Was hilft es, mit großen Mitteln ausgestattet zu sein, und sich zu deren Kundgebung vorzubereiten? — wenn die Umstände nicht eintreten, so können sich jene Mittel nur in leerem Raume bewegen und — der große Mann ist mißrathen.“

*) Selbst, wie sehr man geneigt sei, sich gegen die Wahrheit des Satzes: „Kleine Ursachen haben zuweilen große Wirkungen“ zu sträuben: es giebt gewisse, in sich geringfügige Anlässe, die unvermuthet zu gewaltigen Lawinen anschwellen. Vielleicht ein wirklich ominöser Vögelflug,

im Einzelnen festzustellen und entscheiden, welches Gewicht der beiden Factoren in den Geschicken der Völker vorwiege, die Macht und Bedeutsamkeit der begleitenden oder einfallenden äußeren Umstände, oder der ihnen eingepflanzte Trieb des eignen Selbst, jene Urkraft, die, würde sie nicht durch die Umstände entweder beschleunigt oder aufgehalten oder abgebogen, in unbeirrter Richtung die Bahn zum vorgeschriebenen Ziele nothwendig stets, vermöge der **vis inertiae**, in einem, mit ihr selbst proportional bleibenden Tempo müßte einhalten. Wie könnte diese Kraft aber z. B. wachsen durch sich selbst? Wächst doch der organische Körper, wenn auch von innen heraus, doch durch Aufnahme fremder Stoffe, die er der Außenwelt entnehmen muß, indem er diese Stoffe durch Verarbeitung seiner Natur anpaßt, und zur Aneignung zurecht macht, d. h., wie man es nennt, sich assimilirt. Ich begreife daher schwer, wenn ein sonst so klarer Verstand, wie der Hr. v. Gobineau's, sich diese so einleuchtende Wahrheit habe entgehen lassen, daß durch die Machtentwickelung von Kraft und Gegenkraft überhaupt nur Leben und Bewegung möglich ist. Aus seinem „Blute" der Völker würde nichts, ohne den Contact desselben mit der umgebenden physischen und moralischen Natur. Eine Kraft muß sich nothwendig in etwas und an etwas bethätigen und kund geben.

Kann man sich die Aegypter, nämlich diese alten Aegypter, wie wir sie kennen mit ihren Riesen-Bauten u. s. w., ohne das fruchtbare, aber schmale Nilthal*) denken; und die Griechen, statt unter ihrem lachenden Himmel, unter einem, die eine Hälfte

eine Flucht Papageien, entschied nach Hrn. v. Humboldt (Kosmos II. 301) darüber, ob die heutigen Vereinigten Staaten von Nord-Amerika ihre jetzige protestantisch-germanische, oder eine katholisch-spanische Bevölkerung erhalten sollten. — Wie viel hat schon oft ein rechtzeitiger Tod, ein Thronwechsel oder dgl., in der Geschichte plötzlich geändert!

*) Lepsius Briefe S. 143.: „Es kam mir darauf an, eine eigne Anschauung des ganzen Nilthales zu gewinnen, da die Natur [!] dieses in der Breite so eng begrenzten Landes den Gang der Geschichte wesentlicher als irgendwo anders bedingt hat." Und, wenn man etwa, die Aegyptische Cultur als weniger im Lande selbst entstanden denn als aus höheren Gegenden Aethiopiens eingeführt zu betrachten Lust hätte, lese man die Widerlegung einer solchen unbegründeten Ansicht bei Lepsius S. 147 fg. nach. „Ich gewann, sagt dieser, die unabweisliche Ueberzeugung, daß ich hier an diesem berühmtesten Orte (Meroe) des alten Aethiopiens nichts als Reste einer verhältnißmäßig sehr späten Kunst vor mir hatte.... Darstellungen und Inschriften lassen nicht den geringsten Zweifel mehr zu, und es wird für immer vergeblich sein, die beliebte Vermuthung über ein uraltes glanz- und ruhmreiches Meroe, dessen Bewohner einst die Vorgänger und Lehrer der Aegypter in der Civilisation gewesen seien, durch den Nachweis monumentaler Reste aus jener alten Zeit unterstützen zu wollen."

des Jahres sonnenlosen kimmerischen etwa auf dem eisigen Boden Lapplands mit seinen Rennthieren? „Es ist kein anderes Land", sind Worte Prellers (Griech. Myth. I. 7.), deren überzeugender Kraft sich niemand erwehren kann, „wo alle Arten und Formen des Naturlebens so dicht neben einander und in so vielgestalteter Mischung gegeben wären, und es leuchtet von selbst ein, daß dieses sowohl für die Lebensweise und Cultur seiner Bewohner als für seine Eintheilung nach Landschaften und Stämmen die wichtigsten Folgen haben mußte. Jagd und Viehzucht im Gebirge, Weinbau und Ackerbau im Thale, Schiffahrt und Fischfang an den Küsten und auf den Inseln, jede Thätigkeit mit ihren eigenthümlichen Folgen und Bildern für den religiösen Glauben und für die Sagenbildung. Und in diesen vielverzweigten und nach bestimmten Naturbedingungen immer von neuem gespaltenen und eng begrenzten Landschaften welche Menge verschiedener Stämme, jeder mit seinen besonderen Eigenthümlichkeiten der Anschauung, der Gemüthsbildung, der Erinnerung." Dazu die Anregungen von außen (S. 9.)! Es steht freilich sehr dahin, ob umgekehrt der Lappe auf griechischem Boden dieselbe Vielseitigkeit als der Hellene entwickelt hätte. — Wie ganz anders freilich, trotz des auch schönen südlichen Himmels, auf der italischen Halbinsel ein früheres Geschlecht von mehr praktischer Art, die ausdauerndsten Soldaten und staatsgewandtesten Geschäftsleute, die alten Römer, welche nicht durch Lieder und Gesang, nicht durch Schöpfungen aus Marmor, Erz oder Elfenbein, nicht durch speculative Enträthselung der großen Geheimnisse der Welt und des Menschen in ihr, gleich den, ihnen sprach-, aber doch verhältnißmäßig wenig geistesverwandten Griechen, die Welt der Geister eroberten und für sich gewannen, nein durch das, was man römische Tugend heißt, durch Tapferkeit, feste, von Nichts gebeugte Willenskraft und wachsame Klugheit sich die wirkliche Welt, fast den ganzen damals bekannten **orbis terrarum** zueigneten und dienstpflichtig machten. Und abermals, der heutige Italiener, welcher sich vom ehemaligen Römer vielleicht in demselben Maaße entfernt, als er dem Griechen sich nähert. Der Römer von sonst war fast zu rauh und hart, von zu pedantischer und unliebenswürdiger Tugend, ich möchte sagen zu nordisch für die so unendlich klare Bläue des milden Himmels über ihm.

Der Mensch ist, außer von Regierungsform, Sitte, Religion, Wissenschaft, Kunst und Industrie u. s. w. und anderen solchen ethischen und intellectuellen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft (zum Theil sein eignes, aus ihm herausgewachsenes Werk, welches er nicht ohne stillschweigende Leitung der Natur, und mit zwar beschränkter, doch freier Selbstbestimmung selber macht und schafft), überdem noch abhängig von Verhältnissen, die er nicht machen, höchstens beeinflussen und umbiegen kann, wie

z. B. Klima (abgeändert z. B. durch Ausrodung von Wäldern), Länderlage (Gebirge, Meer und Flüsse, Wüste) und volkliche Umgebung, Boden und dessen Erzeugnisse aus allen drei Reichen der Natur. Wer, auch wollte er nicht so weit gehen, als z. B. Cotta, mit Bezug auf Deutschland, von der Natur eines Landes beinahe in jederlei Beziehung auch diejenige seiner Bewohner abhängig zu machen, wer müßte nicht willig einräumen, wie unendlich bestimmend die Natur eingreift in die Schicksale der Völker, jenachdem sie deren Wohnsitze mit bald freigebiger bald zu karger Hand so oder anders wohnlich ausstattete. Oder meint man, z. B., daß, wenn bei Indern und Aegyptern das Rindergeschlecht so hohe Achtung bis zur göttlichen Verehrung *) genoß, hierin keine Anerkenntniß von der ungemeinen Wichtigkeit liege, welche diese für Viehzucht und Ackerbau gleich nützliche Thierart auch in den Ländern der genannten Völker hatte? Sogar schon in Jugendschriften sind Wahrheiten dieser Art eingedrungen. So lese ich in Hoffmann, Jugendfreund 1854. einen Artikel über das Rennthier von Carl Müller S. 379. fg.: „Außer dem Kameele beweist es vielleicht kein Thier leichter, als das Renn, wie innig die Geschichte der Menschheit an die Geschichte der Thierwelt geknüpft ist.... Das willige Renn macht den Lappen nicht allein zum Reiter, es macht ihn auch zum Sennen u. s. w. Ist der Sommer wieder hereingebrochen, dann zieht der Lappe aus dem Walde, den er nur im Winter zu Schutz gegen Kälte und Sturm bezieht, ins höhere Gebirge, doch nicht nach freier Selbstbestimmung. Wieder ist es das Renn, das ihm seine Lebensweise vorschreibt. Der wilden Dasselfliege zu entgehen, bricht es von selbst ins höhere, kühlere Gebirge auf, zwingt somit den Lappen, zu folgen, wenn er, der dem Renn seine Gewohnheiten längst ablauschte, ihm nicht zuvorkam. Dann bricht er selbst auf mit seinem ganzen Haushalte, führt das eine seiner Renne am Riemen mit sich, um auf gleiche Weise auch die Uebrigen in langen Reihen hinter sich her zu ziehen. Bald ist ein Platz abgeweidet. Der Lappe zieht weiter und wird nun zum wandernden Hirten, zum Nomaden. Eine niedere Fliege macht ihn hiezu, wie ihm die Pflanze eine feste Stätte gab. [Und wie das Leben des Lappen von der vielseitigen Benutzung des Renn, so hängt die Existenz des Renn selber wieder hauptsächlich von einer winzigen Flechte, der Wiste, ab.] So bewährt sich in der That auch

*) Die milchgebende und Ackerstiere gebärende Kuh — sie war auch ein Symbol der Erde, oder der Geberin alles Dessen, was der Mensch zu seiner Lebenserhaltung bedarf. Was wäre auch Vasischtha's Wunsches-Kuh, Sabala (d. h. die „mit Kraft") geheißen, anders, als die Erde selber, welche für alle ihre Bewohner vollauf hervorbringt von derjenigen Nahrung, deren jedes, nach seiner Eigenthümlichkeit, benöthigt?

hier, was sich in jedem niederen Völkerleben auf der ganzen Erde bewährte, daß das Thier mit seiner Beweglichkeit auch den Menschen zum herumschweifenden Bewohner macht, die fest am Boden haftende Pflanze dagegen bleibendere Wohnsitze, durch Ackerbau endlich eine feste Heimath verleiht, um ihn von der niederen Stufe des Nomadenlebens zur Gemeindebildung, zu Gemeinden und Staaten, damit zu Gewerbe, Wissenschaft und Kunst zu erheben." Die Pflanze, weil glebae adscripta *), eine Sklavin des Bodens, bannt den, welcher sich durch Anbau und Pflege derselben dauernd ihrer zinsengebenden Frucht versichern will, mit an den Ort, und wäre sie auch nur eine jährige. — Sodann, um auch ein Beispiel schon unendlich verwickelten gesellschaftlichen Zuständen zu entnehmen, heißt es in Betreff der erstaunlichen Wichtigkeit der Steinkohle nur allein für England (Buch der Arbeit I. S. 110.): „Für 100 Thaler Steinkohlen, die in den Fabriken und Manufakturen verwendet werden, wird für Tausende von Thalern Waaren erzeugt, und die unzähligen Artikel, bei denen Steinkohle mit in Wirksamkeit tritt, von dem mehrere Tausend Pfund wiegenden Anker des Kriegsschiffes, bis zur feinsten Nadel der Stickerin, sind gar nicht aufzuzählen. Wie groß der Reichthum Englands an Kohle ist, läßt sich kaum berechnen, aber man weiß, daß die Bergwerke von Newcastle upon Tyne allein jährlich 171 Millionen Dresdener Scheffel nach London liefern, ungerechnet das, was nach den östlichen und südlichen Küsten Englands und selbst ins Ausland geht, sodaß man den Ertrag dieser Minen nicht zu hoch mit 237 Mill. Dresdener Scheffel jährlich anschlagen kann. Eben so weiß man, daß diese Bergwerke mindestens noch 400 Jahre einen gleichen Ertrag liefern werden, und daß die Kohlenbergwerke von Wales allein hinreichen werden, den größten Theil des gesammten Englands noch für 2000 Jahre zu befriedigen." — Wer Ueberblicke sowohl über die Steinkohlen- als über die Eisen-Produktion in der europäischen Staatengruppe gewinnen will, dem empfehle ich die interessanten Aufsätze hierüber vom Collegien-Rath J. D. v. Braunschweig in Sendungen der Kurl. Gesellsch. Bd. III. 1847. Er beginnt den ersten mit den Worten: „Nur wenn man die Wichtigkeit der Eisenpro-

*) Sanskr. aga, naga (nicht-gehend) für Baum. Aber trotzdem giebt es oft sehr seltsame Wanderungen von Pflanzen; z. B. auf dem Port Jouvenale, ein Brachfeld bei Montpellier, berühmt bei den Botanikern durch die Menge von ausländischen Pflanzen, welche die eingeführte und daselbst bearbeitete Wolle dort ausgesäet und zum Theil eingebürgert hat. S. einen Aufsatz: Die Wanderung der Pflanzen von K. Fr. Sachse in Gutzkow Unterhaltungen 1855. Nr. 24. S. 374. Eine Hauptfrage, ob die Pflanzen von einer Stelle aus über die ganze Erde gewandert sind, oder ob es verschiedene Schöpfungsmittelpunkte gegeben habe. Also dieselbe Frage, wie bei der Verbreitung des Menschengeschlechts.

duktion in ihrer ganzen Größe ermessen hat, läßt sich auch die Bedeutsamkeit der Steinkohle, dieses fossilen Brennstoffs, würdigen. Und wunderbar, die Steinkohle erscheint meistens auch nur als Begleiterin des Eisens; ob das nun am Suchen und Finden liegt, oder ob es eine Naturordnung der Vorsehung ist, das mögen Naturforscher mit der Lupe des Glaubens untersuchen und entscheiden. Gleichviel, ohne die Steinkohle, den stärksten Impuls der modernen Industrie, kann das Eisen seine Wunder nicht entfalten.“ — Es ist natürlich, daß für Schreiben und Schriftdruck, und somit auch für literarische Cultur, schon von nicht geringem Einflusse die mehr oder minder leichte Art sei, das dazu nöthige Material herbeizuschaffen. So ward bekanntlich das Pergament in Pergamus erfunden, als ein Ausfuhrverbot, welches Eifersucht der Ptolemäer auf den Papyrus legte, hiefür auf ein Ersatzmittel zu sinnen zwang. (Meier, Pergamenisches Reich. Art. aus der großen Hall. Encyklop. Cap. 5. S. 56.) Aber weiß man auch, welch' arge Literatur-Feinde es in Ostindien unter den Insecten gibt? Oder soll ich sagen Literatur-Freunde? Denn allerdings verwandeln die weißen Ameisen oder Termiten außer vielen Anderem auch gern Geschriebenes — in succum et sanguinem, d. h. zernagen es und fressen es auf, und machen deshalb häufige Abschriften zur Nothwendigkeit. Also spielt auch dieses kleine, aber durch seine Verheerungen furchtbare Volk immer schon eine nicht unwichtige Rolle in der Indischen Literatur, und Lassen hätte ihm deshalb in seinen Alterthümern ein Plätzchen widmen können, ist es anders nicht an einem Orte wirklich geschehen, dessen ich mich nur augenblicklich nicht entsinne. — Es mag uns aber dieser ausgezeichnete Gelehrte auf eine andere Bahn bringen, indem wir einige Worte von ihm als Uebergang zum Folgenden benutzen. Er sagt Alterth. I. 207., nachdem er von den geographischen Verhältnissen Indiens gesprochen: „Wir gelangen zwar dadurch zur Einsicht in die Bedingungen der räumlichen Ausdehnung des Volks, seiner Stellung gegen die benachbarten, seiner Absonderung oder Zusammengehörigkeit in seinem Innern, seines Verkehrs nach außen und innen; es sind dieses Grundbedingungen des historischen Lebens und die nicht nur für äußerliche Verhältnisse bestimmend sind; es hätten die Geschichte Indiens und der Charakter seiner Cultur sich ganz anders entwickeln müssen, wenn statt der hohen Eismauer des Himâlaya in ebenso weiten Strecken ein offenes Steppenland nomadischer Völker im Norden vorgelegen hätte. Aber jene Bedingungen erschöpfen nicht alle Seiten des Daseins; die Natur des Klima's, der Gewächse und der nützlichen Thiere, der Reichthum oder die Armuth an den zwei letzteren und an Metallen, greifen unmittelbar in die allergemeinsten Verhältnisse des Lebens ein, die Art der Wohnung, Nahrung und Kleidung, der Betrieb des Ackerbaues, der Gewerbe

und des Handels; und wer wird die Einwirkung dieser Dinge, hemmend oder fördernd, auf die geistige Entwickelung läugnen, wenn er es auch für schwer hält, sie genau abzumessen?" Man halte damit zusammen, was Lepsius, Ueber die Vorbedingungen zur Entstehung einer Chronologie bei den Aegyptern und die Möglichkeit ihrer Wiederherstellung als Einleitung zur Chronologie der Aegypter. Berlin 1848. 4. S. 28. fg. geltend macht. „Weil wir in Aegypten sehr frühe gleichzeitige Quellen, und nicht nur litterarische, sondern auch die unmittelbarsten, die es giebt, nämlich monumentale Quellen haben, darum können wir eine so frühe Geschichte der Aegypter besitzen." Nun hätten aber, mehr als anderwärts, die lokalen und klimatischen Verhältnisse zur Erhaltung der Denkmale mitgewirkt. Im Delta und in den Meeresgegenden seien die Verhältnisse weniger günstig, aber auch die Zahl der Denkmale viel geringer. Von Memphis in Unterägypten giebt es nur noch unförmliche Schutthaufen, eben so von Heliopolis, Sais, Bubastis u. s. w. In Alexandria sind die granitenen Obelisken vom Wetter zum Theil bis zur Unkenntlichkeit zernagt. Ganz anders verhält es sich in Oberägypten, wo es sogut wie gar nicht regnet, namentlich mit allen Denkmalen, die dort unberührt von der jährlichen Ueberschwemmung am Wüstenrande liegen. Dies letztere ist aber die Regel und zwar die unverbrüchlichste für alle Gräber, diese reichsten Schatzhäuser für unsere Kenntniß des altägyptischen Lebens, die nur in diesem Lande ihre wahre Bestimmung, als Asyle gegen Untergang und Verwesung *) zu dienen, wirklich erfüllen. Die Städte und Tempel meistens auf der Grenze zwischen Wüste und Nilland, und die zahlreichen Tempel und Paläste, insofern nicht durch Menschenhand zerstört, sind von wunderbarer Erhaltung geblieben. Selbst das scheinbar vergänglichste Material, die schwarzen in der Sonne getrockneten Ziegel von Nilerde, haben sich nicht selten unter freiem Himmel Jahrtausende hindurch in ihren architektonischen Fügungen und mit ihrem Kalkputz erhalten. So um den berühmten Tempel des Ramses in Theben eine Reihe von gewölbten Hallen aus solchen Ziegeln, aus dem Anfange des 13. Jahrh. vor Chr. mit dem eingeprägten Fabrikzeichen des Ramses Miamun. Auch zeigen vegetabilische und sogar animalische Stoffe große Unverweslichkeit, z. B. Sarkophage, Kasten u. dgl. von Holz; Getreidekörner, getrocknete Früchte, wie Granatäpfel, Datteln u. s. f.; auch Brodgebäck und andere Speisen. Desgleichen Bastgewebe, der nur durch Brüchigkeit leichter schadhaft werdende Papyrus und namentlich Leinenzeug, Mumien. — Dazu kam (sehr abwei-

*) Merkwürdig ist, daß, wie Hr. v. Tschudi erzählt, in Perú von der Gluth der dortigen Sonne die Körper von gefallenem Vieh in unglaublich schneller Zeit ausgedörrt und mumisirt werden.

chend hierin vom Indischen) der geschichtliche Sinn der Aegypter, und den bezeugt, außer der ungeheuren Menge von Denkmalen, auch die unübertreffliche Sorgfalt, welche man auf deren Dauerhaftigkeit verwendete. Aber dieser Sinn ward auch, wo nicht geweckt, doch auf's nachdrücklichste unterstützt und genährt von dem außerordentlichen Reichthum, den das Land darbot, an dem vorzüglichsten Material für alle Arten von Denkmalen, Kalkstein, Sandstein, Syenite und Granite. Ganz anders in Babylonien und am Indus, wo Kalk- und Sandsteine mangeln, und daher der Baukunst gewisse Schranken gesetzt sind.

An diese Betrachtung reiht sich nun auch in passendster Weise, was Layard, Populärer Bericht, S. 215. mit Bezug auf die so viele Jahrhunderte hindurch für die Gegenwart in Schutthaufen aufgespart gebliebenen Trümmer von Ninive bemerkt. „Die Baukunst muß bei einem Volke natürlich von den Materialien abhängen, die das Land giebt, und von dem Zweck der Gebäude. Die in diesem Werke schon gelegentlich gegebenen Beschreibungen der zerstörten Gebäude des alten Assyriens reichen hin, zu zeigen, daß sie weit von denen jedes anderen Volkes, das wir kennen, verschieden waren. Hätten die an Erfindungsgeist so reichen, in den Künsten so erfahrenen, auf große Bauwerke so ehrgeizigen Assyrer in einem Lande gelebt, das an Steinen und köstlichem Granit und Marmorarten so reich gewesen wäre, wie Aegypten und Indien, so dürfte wenig zu bezweifeln sein, daß sie den Bewohnern dieser Länder es an Größe ihrer Pyramiden, an Pracht ihrer Felsentempel und Paläste gleichgethan, wo nicht sie übertroffen hätten. Aber ihre vorzüglichsten Ansiedelungen lagen in den durch angeschwemmtes Land gebildeten Ebenen, die der Euphrat und Tigris bespülen. An den Ufern dieser großen Flüsse, welche Fruchtbarkeit im Lande verbreiten und die Mittel zu leichtem und schnellem Zwischenverkehre mit den entferntesten Provinzen bieten, legten sie ihre ersten Städte an. Zu allen Seiten hatten sie ungeheure Ebenen, die von keiner einzigen Anhöhe bis zu den armenischen Bergen hin unterbrochen wurden. — Die ersten Wohnungen, die man, als man noch wenig Fortschritte in der Baukunst gemacht hatte, erbaute, waren wahrscheinlich nur ein Stockwerk hoch; und es mochte sich wohl in dieser Hinsicht die niedrigste Hütte nicht von der Wohnung des Herrschers unterscheiden. Bald wurde es aber nöthig, daß die Tempel der Götter und die Paläste der Könige, die zu gleicher Zeit der Aufbewahrungsort der Nationalurkunden waren, auf eine sich vor den sie umgebenden bescheidenen Wohnungen auszeichnende Weise erbaut würden. Die Natur des Landes forderte auch, daß die Burg, der Zufluchtsort der Einwohner bei Gefahr, oder der beständige Aufenthaltsort der Garnison, über der Stadt erhaben und so gebaut sei, um als das beste Mittel, dem Feinde zu wider-

stehen, zu dienen. Da nun keine natürliche Anhöhen im Lande vorhanden waren, so mußten die Einwohner künstliche Erdhügel erbauen. Daher entstanden die ungeheuren Bauwerke, welche der Macht der Zeit Trotz boten, und mit ihren, mit Gras bewachsenen Gipfeln und vom Pfluge gefurchten Seiten, wie natürliche Hügel, sich in den Ebenen Assyriens erheben. — Die Materialien zum Bauen waren bei der Hand, sie erforderten zu ihrer Zubereitung weder viel Arbeit noch Scharfsinn. Der Boden, angeschwemmte Niederschläge aus dem Wasser, war rauh und zäh. Die Bauenden machten ihn mit Wasser naß, und ein wenig zerschnittenes Stroh hinzufügend, damit er besser Bindung erhielte, machten sie Würfel daraus, welche, nachdem sie von der Hitze der Sonne getrocknet worden waren, ihnen als Backsteine dienten. In diesem Klima erforderte der Proceß nur 2 bis 3 Tage. Von solcher Art war das Baumaterial und noch bis auf den heutigen Tag wird es ausschließend angewendet. Auch in Aegypten wurden sie im entferntesten Zeitraume angewendet, und die Aegypter enthielten ihren jüdischen Gefangenen das Stroh, ohne welches ihre Backsteine nicht Form und Festigkeit halten wollten, vor, um sie zu ermüden. — Hütten für die Leute waren bald erbaut, die Zweige und Aeste der Bäume vom Ufer des Flusses dienten zu Dächern. — Die Bewohner der neuen Ansiedelung suchten sich nun einen Zufluchtsort im Falle eines feindlichen Angriffes zu erbauen, oder eine Wohnung für ihren Anführer, oder einen Tempel für ihre Götter. Um das Gebäude über die Ebene zu erheben und es aus der Ferne über die es umgebenden Gebäude sichtbar zu machen, wurde es auf einer künstlichen Anhöhe errichtet, die zu diesem Zwecke aus Erde und Schutt, oder aus an der Sonne getrockneten Backsteinen erbaut wurde *).

---

*) „Bei den Bewohnern Assyriens ist dies noch heutigen Tages Brauch. Wenn einige Familien eines Nomadenstammes sich in einem Dorfe niederzulassen wünschen, so suchen sie einen Ruinenhügel aus dem Alterthume aus; eine neue Plattform zu machen, haben sie nicht mehr nöthig, denn es ist in den Ebenen Ueberfluß an alten da. Auf den Gipfel desselben bauen sie eine Burg in rohem Style und an seinem Fuße errichten sie ihre Hütten. Diese Methode scheint seit dem arabischen Einfalle befolgt worden zu sein, und vielleicht schon lange vorher während der persischen Besitznahme. Wenige Hügel aus dem Alterthume, die assyrische Ruinen enthalten, wird es geben, auf welchen nicht Burgen, Städte und Dörfer zu irgend einer Zeit erbaut worden wären. Solche sind Arbela, Tel Afer, Nebbi Junus u. A." — Ich meinerseits möchte hiebei daran erinnern, wie man in Marschgegenden und an der See, um sich vor Ueberschwemmungen zu sichern, auch auf erhöhete Plätze zu bauen pflegt, die bald, wie im Friesischen, Warfen und Warfstätten (Ehrentraut Fries. Archiv I. 403. II. 125. fg.), oder Worthe und Buttel (meine Familiennamen S. 503. fg.), zu heißen pflegen. — So finden Bräuche und Sitten, die einem Fremden, der ihren Grund

Die Paläste und Tempel scheinen zu gleicher Zeit öffentliche Monumente gewesen zu sein, in denen die Documente oder Archive der Nation in Stein ausgehauen bewahrt wurden. In ihnen waren in Bildhauerarbeit die Thaten der Könige oder die Gestalten der Gottheiten dargestellt; während die Geschichte des Volks und die Verehrung seiner Götter mit geschriebenen Buchstaben an den Wänden aufgezeichnet war. Es war daher nöthig, dazu irgend ein Material beim Baue zu gebrauchen, in welches Figuren und Inschriften eingehauen werden konnten. Die Ebenen Mesopotamiens sowohl, als die Niederungen zwischen dem Tigris und dem Hügellande haben Ueberfluß an grobem Alabaster oder Gyps. Große Massen davon stehen entweder in den niedrigen Hügelreihen aus dem angeschwemmten Boden hervor, oder werden in den von den Strömen der Winterregen gebildeten Wasserrinnen bloßgelegt. Er ist leicht mit dem Meißel zu bearbeiten, und seine Farbe, sein durchscheinendes Ansehen, ist dem Auge angenehm. Während er dem Bildhauer wenig Schwierigkeit bot, gereichte er den Gebäuden, zu welchen er benutzt wurde, zur Zierde. Deswegen diente dieser in 8—10 Fuß hohe, 4—6 Fuß breite, und etwa 1 Fuß dicke große Platten zerschnittene Alabaster zu den öffentlichen Gebäuden.

An die Haupteingänge der Gemächer wurden riesige geflügelte Stiere und Löwen mit Menschenköpfen [aus welchem Material?] gesetzt. Die kleineren Thorwege wurden von riesigen Figuren von Gottheiten oder Priestern bewacht. Unter den Pflasterungsplatten der Eingänge waren kleine Figuren von Gottheiten hingelegt, wahrscheinlich zum Schutze des Gebäudes [oder wohl, den Ein- und Ausgang dort Verkehrender zu segnen]. Bisweilen waren auch, wie im Nordwestpalaste zu Nimrud, kleine Tafeln, welche den Namen und Titel des Königs, nebst einer Angabe seiner vorzüglichsten Eroberungen, als ein Document der Errichtung des Gebäudes, enthielten, in den Mauern eingebettet. — Der obere Theil der Mauern des Zimmers, über den Alabasterplatten, war entweder aus reichbemalten gebrannten, oder aus sonntrocknen, mit einem dünnen Gypsüberzuge versehenen Backsteinen, auf denen verschiedene Figuren und Zierrathfriese gemalt waren, erbaut. Diesen Obermauern ist die vollständige Bedeckung des Gebäudes, und folglich auch die Erhaltung der Sculpturen zuzuschreiben. Denn, sobald das Gebäude einmal verlassen war, fielen sie ein, und die ungebrannten Backsteine wurden wieder zu Erde, die die behauenen Platten verdeckte. Viele Zimmer zu Nimrud waren ganz aus an der Sonne getrockneten Backsteinen erbaut, und die Wände mit Figuren und Zierrathen bemalt. Ueber die Art der Bedachung, die unbekannt,

---

nicht einsieht, undeutlich vorkommen mögen, oft in der Natur des Landes ihre wohlberechtigte Erklärung.

ist Fergusson nachzusehen. — Die Zimmer waren mit Alabasterplatten gepflastert, die mit Inschriften, den Namen und das Geschlechtsregister des Königs, auch wahrscheinlich die Hauptereignisse seiner Regierung enthaltend, bedeckt waren, oder mit gebrannten Backsteinen, die auch eine kurze Inschrift enthielten. Die Alabasterplatten hatte man auf eine dünne Lage von Erdharz gelegt. Die Backsteine oder Ziegel waren gewöhnlich in zwei Reihen einer über den andern gelegt; zwischen diesen Reihen so wie unter der untersten befand sich eine dünne Lage von Sand, um die Feuchtigkeit abzuhalten. Zwischen den Eingänge bildenden Löwen und Stieren befand sich gemeiniglich eine große Platte, die eine Inschrift oder Verzierung trug. — In den Ruinen fanden sich zufolge S. 163. auch Elfenbeinsachen. Ueber die frühe Benutzung des Elfenbeins aber hat Lassen, Alterth. I. 310. mehrerlei gesammelt. — S. 221.: In den Gebäuden von Assyrien wurden Rohr und Erdharz, obgleich beide Stoffe im Lande überreich gefunden werden (über Bitumengruben s. Cap. XI.), nicht wie zu Babylon zur Verkittung der Lagen von Backstein verwendet. Ein zäher Thon, angefeuchtet und mit ein wenig gehacktem Stroh vermischt, wurde, wie noch jetzt in der Umgegend von Mosul, als Mörtel gebraucht. Mit ihm wurden die in der Sonne getrockneten Backsteine vereinigt; gebrannte Ziegel wurden in Assyrien selten gebraucht, und in den Ruinen von Ninive (das heutige Nimrud nach Layard) werden keine solche Massen von ihnen gefunden, wie in denen zu Babylon. Diese einfachen Materialien haben den Verwüstungen der Zeit erfolgreich widerstanden und deuten noch die ungeheure Natur der assyrischen Gebäude an."

Doch, was bedarfs so vieler Ausführungen im Einzelnen? Brauchte man doch nur auf des einzigen C. Ritter's großartiges Werk: „Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen", zu verweisen, um Abhängigkeit des Menschen von den Zonen u. s. w. darzuthun. Bei den Mächten, die in der Geschichte walten, sich nur auf Abstammung und immer wieder auf Rassenverschiedenheit berufen, wie Hr. v. Gobineau gethan, heißt allerdings die Geschichte im Allgemeinen sehr vereinfachen. Aber so einfach liegt die Sache nicht. Wer Gesetze der Weltgeschichte aufstellen will, hat allerdings auf die genealogische Herkunft der Völker mit, jedoch nicht allein, sich zu berufen, sondern überdem auf ein Gewebe von tausendfältig durchschlungenen Fäden ursachlichen Zusammenwirkens sein unermüdliches Augenmerk zu richten.

Der Mensch ist, das bleibt über allen Zweifel erhaben, nicht nur abhängig von der Erde, worauf die Krone der Schöpfung zu bilden er bestimmt war, überhaupt, sondern abhängig von den einzelnen Ländern und Orten, die er bewohnt. Allein die ethnographischen Grenzen der Völker, d. h. ihre inneren Abscheidungen,

fallen keineswegs immer, sich gegenseitig deckend, mit den natürlichen geographischen ihrer Hauptwohnsitze zusammen*). Gerade das aber ist eines der Merkzeichen seines höheren Wesens, daß er, der Mensch, namentlich als Gattung, (freilich eine Eigenschaft, die einzelne Thierarten, z. B. der Hund, vielleicht aber lediglich deßhalb, weil der Mensch ihr, seiner getreuen Begleiter, Schicksal an das seinige kettete, mit ihm gemein haben), nur in bedingter, keineswegs in absoluter Abhängigkeit steht vom Klima, der Natur des Bodens u. s. w. Eine so starke Gebundenheit an den Ort, als beim Thiere, oder noch mehr bei der Pflanze, statt findet, hätte ihn in der freien Ausübung seines Willens zu sehr beschränkt. Zu seiner allseitigen Ausbildung war größere Acclimatisations- und, in Zusammenhang damit, Transplantations-Fähigkeit für ihn nothwendig. Daher nun, außer den unzähligen Einzel-, auch viele, bald freiwillige bald (wie z. B. Versetzung der Schwarzen nach Amerika) erzwungene Massen-Wanderungen, und deren ungleich mehr, als die Geschichte aufzeichnete. Daher muß sich an Stelle der Geschichte, wo irgend die erforderlichen Sprachdenkmale vorhanden, die Linguistik**) ergänzend einzuschieben suchen. Mit ihrer Hülfe ist es noch öfters möglich, die Durcheinanderwürfelung und die verschiedenen Auflagerungen der Völker, aus Erwägung aller Umstände durch Schluß abgeleitet, in die Tafeln der Geschichte als eine Thatsache einzutragen, die, obschon in verwickelter Weise gefunden, doch oft mehr gesichert ist, als was durch direkte historische Ueberlieferung auf uns gelangte. Was von Völkerverwandtschaften die Geschichte berichtet, hat meistens nur in so fern Werth, als sich

*) Wenn Carl Vogt Köhlerglaube S. 56 nach Aufstellung des Satzes: „Die körperlichen Verschiedenheiten, welche unter den Völkern des Erdballs vorkommen, sind so groß, daß sie auf keinen Fall durch die Einwirkungen äußerer Einflüsse erklärt werden können und demnach ursprünglich vorhanden gewesen sein müssen", folgendermaßen fortfährt: „Mit diesem Satze stimmen denn auch die Thatsachen überein, daß die großen Sprachengruppen den physischen Rassenbildungen im Allgemeinen parallel gehen, d. h. mit anderen Worten, daß es so viel Ursprachstämme giebt, als man menschliche Urrassen zählt, und daß die geographische Begränzung dieser Urrassen auch mit der geographischen Verbreitung der Faunen des Thierreiches im Einklage steht": so erregt die Behauptung von jenem Parallelgehen mancherlei Bedenken, zumal wenn man uns Sprachforschern noch gar nicht zu sagen weiß, wie viel menschliche Urrassen es denn eigentlich giebt.

**) Ich nehme das Wort hier als denjenigen Theil der allgemeinen Sprachwissenschaft, welcher sich als besondere Gehülfin der Völkerkunde beigesellt. Ueber die Schrift von Georg Curtius „Die Sprachvergleichung in ihrem Verh. zur classischen Philologie. 2te Aufl. Berlin 1848 8." siehe meine Bemerkungen A. L. Z. 1848 Mai S. 867 fgg.

der Bericht auf linguistisch-ethnographische Gründe von stichhaltiger Art stützt. Das früherhin dabei übliche Verfahren aber muß, da die eigentliche Kunst der Linguistik eine so außerordentlich junge ist, immer dann mit einigem Mißtrauen angesehen werden, wo jenen, oft aus anderen Interessen, als dem einer „exacten" Wissenschaft, hervorgegangenen Völkergenealogieen nicht mehr mit der sprachlichen Controle nachgekommen werden kann. Sprache ist in der Regel ein sprechenderes und mehrsagendes Denkmal als bloß stumme Steine oder inschriftloses Metall. Wo aber dies monumentum, häufig allerdings, aere perennius, wenn auch kein ewiges Besitzthum oder κτῆμα εἰς ἀεί, dennoch erloschen ist und ein Raub der Zeit geworden, da steht es schlimm um Beurtheilung der dabei betheiligten Völker nach ihren verwandtschaftlichen Bezügen. Man darf, um Beispiele zu haben, nur an die Entdeckung des großen Indogermanischen Sprachstammes als solchen erinnern, den nicht Philologie, nicht Geschichte gemacht haben, sondern, hauptsächlich in Folge von Kundnahme des Sanskrit, die Sprachwissenschaft, sie, die ein in sich selbständiges und selbstgenugsames Princip hat. Daß sich das Baskische als Ueberrest des einst in Spanien, neben einzelnen keltischen oder gemischt keltiberischen Abtheilungen vorherrschenden Altiberischen auswies, verdanken wir ebenfalls dem linguistischen Scharfsinne W. v. Humboldt's, und, will man ein neueres Beispiel, so läßt sich L. Steub nennen, der durch Zergliederung der Ortsnamen von dreierlei Ursprung in Tirol, Voralberg und andern Alpengegenden zu hoher Wahrscheinlichkeit die einstige Existenz eines rhätischen Volk- und Sprachstammes erhob, der mit den Etruskern allerdings scheint in Verbindung zu stehen.

Geographie und Chronologie, als raum- und zeitordnendes Princip des Geschehenen, sind, das hat man seit lange anerkannt, zwei der Geschichte nothwendige Hülfswissenschaften. Die Ethnologie, weil freilich in Wahrheit einem großen Theile nach erst zu schaffen, ist noch nicht vollständig in das ihr unzweifelhaft gebührende Recht einer solchen dritten Gefährtin derselben Wissenschaft eingesetzt. Man erwäge aber nur: es sind die Schicksale des Menschen in allen seinen Beziehungen, und von (hervorragenden) Einzelmenschen durch die mehr oder minder großen Vergesellschaftungen hindurch bis zur allumfassenden Menschheit, welche die Geschichte zu erforschen und darzustellen zur Aufgabe hat; — und das genügt, um sich mit Einem Blicke davon zu überzeugen, wie dieselbe eben den Menschen, dieses ihr, in das Wo und Wann der Erde eingeschichtete und vertheilte Wer, oder persönliche Subject, von außen her als ein Gegebenes und zu gleicher Zeit bereits in Gruppen Zerfallenes empfängt. Diejenige Wissenschaft nun aber, welche der Geschichte den Menschen, als einen von ihr für dieselbe vorbereiteten Stoff, darreicht und überliefert, das heißt

eben: die Ethnologie, faßt jenen, ungleich der Geschichte, nicht sowohl in seinen politischen oder staatlichen, will sagen in zumeist mit Freiheit von ihm selbsterschaffenen und übereinkunftlichen Verhältnissen, vielmehr nach seiner überwiegend der Natur zugewendeten Seite auf, indem sie die Grenzpfähle, welche zwischen Menschen und Menschen (namentlich in Collectiven) die Natur, nicht er selber, einschlug, ermittelt und die demnach, theils körperlich, oder physiologisch, theils psychisch, oder sprachlich, gesonderten Menschengruppen aus und zu einander ordnet. Das geschichtliche Leben mit seinen Umwälzungen hat die Völker nicht selten, sei es nun geographisch oder politisch, bald gewaltsam zerrissen, bald unnatürlich vereinigt, oder auch einzelne ganz vom Erdboden vertilgt, in der Weise, daß hiedurch ein, wenn schon nach großem Maaßstabe heilsamer, doch immer ein Widerstreit zwischen den geschichtlich entstandenen und den ursprünglich gegebenen ethnischen Verhältnissen sich ausgebildet hat, welcher der Geschichte, sich nach einem ähnlichen Anlehnungspunkte umzuschauen, anräth, als die wechselvolle politische Erdbeschreibung an der unbewegteren natürlichen besitzt. Nicht nur tritt die Ethnologie der Geschichte ergänzend zur Seite, indem sie, weniger ungerecht als letztere, selbst das kleinste und unbedeutendste Völklein nicht zu gering achtet, um es in der Kette der Menschheit als mitbedeutsames Glied missen zu wollen, selbst wäre geschichtlich kaum mehr von ihm zu berichten, als daß es diesen oder jenen verlornen Winkel der Erde mit seinem, vielleicht traurigen Dasein erfülle. Sie hat auch, wie es die Naturbeschreibung längst mit den Gegenständen that, welche in ihr Bereich fallen, eine sorgfältige Classification der Völker, nach deren genealogischen Beziehungen, zu erstreben; eine Anforderung, deren glückliche Lösung für die Geschichte zu einem um so dringenderen Bedürfnisse wird, je mehr sich diese der ethnographischen Behandlungsweise zuwendet. Namentlich ist hiebei, insbesondere wegen oft sehr großer Vielnamigkeit der Völker, z. B. vor allen der Zigeuner, die Gentilsynonymik ein Punkt von nicht geringer Wichtigkeit, über welchen selten die Geschichte allein, in der Regel erst im Verein mit der Linguistik eine Entscheidung herbeizuführen im Stande ist. Mag nämlich immerhin, bei gleichzeitiger Verwendung verschiedener Namen für ein einziges bestimmtes Volk (z. B. Deutsche, **Allemands, Germans**) den Beweis ihrer sachlichen Identität zu führen, seltener mit Schwierigkeiten verbunden sein: dafür stößt die Bestimmung successioneller Völkersynonymik, oder andrerseits das wahrheitgemäße Auseinanderhalten irrig verbundener Völkermassen, z. B. Geten und Gothen, auf zum Theil gar nicht, zum Theil mit nur großer Mühe überwindliche Hindernisse. Ich möchte behaupten: die oftmals auch schwierige Gleichdeutung geographischer Eigennamen aus den verschiedenen Epochen der Erdbeschreibung (Alterthum, Mit-

telalter, Neuzeit) stoße, wegen, im Verhältniß geringerer Wandelbarkeit örtlicher Verhältnisse, oftmals nicht auf so viele und große Hindernisse. Völker sind vielfach bunt durch einander geworfen im Verlaufe der Zeiten: die Oertlichkeit bleibt, freilich mehr die natürliche, wie Berg, Thal, Fluß, Meer, als die vom Menschen selbst geschaffene, ein Erzeugniß der Kunst, z. B. Dorf, Stadt u. s. w., welche wieder in ihr Nichts verschwinden, oder verlegt werden mögen. Wie man vormals häufig in den botanischen Namen des Dioskorides, Plinius u. s. w. Pflanzen ganz anderer Gegenden und völlig verschiedener Art wieder zu finden glaubte, und demzufolge z. B. Deutsche Pflanzen mit Namen von Pflanzen, die nur südlicheren Floren eigen sind, widerrechtlich belegte: so hat man auch durch ungehörige Belegung neuerer Völker mit alten, gleichsam den Ahnenstolz aufregenden Namen (als Kelten, Skythen, Sarmaten, Illyrier, Gothen, Hunnen u. s. w.), immer des guten Glaubens, als ob man in den neuzeitlichen Völkern nur genealogische Fortsetzungen der alten Nationen in gerader Linie vor sich habe, in die Völkergeschichte um so öfter unheilvolle Verwirrung gebracht, je uneingeschränkter man sich entweder bloß historischen Combinationen, die allein selten etwas in der Sache entscheiden, oder zugleich linguistischem Spiele, insbesondere mit ähnlichem Namengeklingel (wie z. B. Iberer am Kaukasus und in Spanien), hingab, welches in der Art, wie man es gewöhnlich trieb, völlig fruchtlos, ja aberwitzig war. Eigennamen sind schon ihrer Natur nach das Conventionelste in den Sprachen und, eben der größeren Willkühr des Benennungsgrundes halber, der Etymologie schwerer zugänglich, wohl ganz unzugänglich, auch wo ihre frühere Gestalt nicht durch Benagen der Zeit bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden. Von Völkernamen gilt dies aber doppelt, deßhalb weil bald dieselben uns nicht in einheimischer Schrift, sondern nur durch fremde, oft aus Leichtsinn oft aus Unvermögen Fehlende Hand überliefert sind, bald sogar die Sprache zweifelhaft ist, welcher ein solcher (z. B. Germani) angehört. Denn letzternfalls bleibt z. B. zweifelhaft, ob das so bezeichnete Volk sich selber, oder Nachbarvölker ihm die Benennung gaben; oder auch, ob ein Volk, z. B. die Böhmen, solchen einem Lande verdankt, das ihm, als späterer Aufenthalt, zufiel, während das Land selbst schon von einem Volke benannt ist ganz anderer Herkunft. Die Boji, Böhmens älteste Insassen, waren nämlich, nach ehemaliger Ansicht auch hier, wie anderwärts, keltischen Ursprungs, oder, wie man seit Zeuß glaubt, Germanen. Weiter besteht eine große Schwierigkeit darin, daß man Collectiv- und Specialnamen von einander streng zu sondern nicht immer die genügenden Mittel besitzt. Nun rücken aber Specialnamen (z. B. Allemands aus Alemanni, wegen der Grenznachbarschaft) öfters aus der untergeordneten Stelle in einen allgemeineren Rang hinauf. Natürlich ist aber die

Kenntniß von dem Umfange eines Begriffs, den ein Name so gut wie ein sonstiges Wort repräsentirt, von der äußersten Wichtigkeit, soll nicht im Verständniß heillose Verwirrung angerichtet werden. Gründe genug, daß da, wo die Geschichte nicht alle Stadien, welche ein Volk oder Völkerschaften durchlaufen, in ununterbrochener Folge begleiten kann, sondern von diesen, vielleicht unter verändertem Namen, manchmal am gewechselten Ort, und höchstens sprungweise Ueberlieferungen besitzt, der Identitätsausweis für die solchermaßen in maskirtem Aufzuge über die Bühne schreitenden Völkergestalten beinahe zur Unmöglichkeit wird, — ist anders auch die Sprachforschung, aus Mangel an den genügenden sprachlichen Denkmalen, noch Aufschluß hierüber ertheilen zu können nicht mehr in der Lage.

Wenn Geographie und Chronologie, und zwar in schönem und wahrem Bilde, für das Augenpaar der Geschichte erklärt worden, was ist dann, mit Bezug auf sie, die Ethnologie? Ihr ganzer Körper, nur mit dem Unterschiede, daß die Ethnologie sich die natürlichen und bleibenderen, von der Willkühr des Menschen unabhängigen Unterschiede der Menschheit als ausschließliches Eigenthum vorbehält und zur Grundlage nimmt, während die Geschichte Menschheit wie Untergruppen derselben bis zum Einzelmenschen hinunter nach ihrer Fortbewegung und Veränderlichkeit im zeitlichen Nacheinander zu erfassen und darzustellen bemüht ist, und ganz eigentlich das ins Auge faßt, was der Mensch vollbringt, die Werke des Menschen und alles, was sein Thun und Leiden ausmacht. Wie also bei der politischen (oder staatlichen) Geographie von den willkürlichen oder meinetwegen freiheitlichen Ländervertheilungen, die, je nach dem Besitz, häufigen Wechseln unterliegen, auf die bestandfesteren und natürlichen Verhältnisse der Erde zurückgegangen werden muß: so hat auch die Geschichte, als unwandelbareren Grund, hinter sich den Menschen, nicht bloß nach seinen, aus eigner Machtvollkommenheit gewählten und angenommenen Stellungen und Verhältnissen, sondern auch nach der, ihm von der Natur mitgegebenen physischen und psychischen (d. h. z. B. Rassen= und Sprach=) Verschiedenheit. Für Geschichte, wie für Ethnologie, bleibt das Substrat: Menschen und Völker, dasselbe. Allein, während letztere, die Ethnologie, im Boden der Naturnothwendigkeit ihre Hauptwurzel hat, bewegt sich die Historie mit dem Strome der großen, von freier Entschließung des Willens abhängigen Acte. Die Geschichte besieht sich den Menschen in seiner zeitlichen Bewegung: der Mensch der Ethnologie ist der Mensch in Ruhe gedacht. In letzterer Beziehung erscheint er selbst ein unfreies Product der Natur: dort sehen wir ihn auf der großen Weltbühne seine Dramen aufführen, selbstthätig und frei schaffend aus sich und Natur etwas, darunter insbesondere auch seine gesellschaftliche Stellung in Vereinen bis zum Staate

hinauf und Alles, was hiemit zusammenhängt, machen. Obgleich von einer Seite, von der Natur her, ein abhängiges und der Bestimmung durch ein Anderes unterworfenes Wesen: zeigt er sich in einer zweiten Richtung, nach Seiten des Geistes hin, als ein unabhängiges, das selbstbestimmend auf das eigne Ich, auf seine Mitmenschen, sogar, in zwar beschränkter, allein doch mächtiger Weise auf die Natur einzuwirken, in sich die Kraft besitzt. Außer der körperlichen und geistigen Fähigkeit hiezu bedurfte es aber für ihn auch statt des **servum arbitrium** Luthers, vielmehr eines Erasmischen **liberum arbitrium**, d. h. jene tiefe und einflußreiche Eigenschaft des Menschen, bei vielfacher Gebundenheit von außen die Möglichkeit inneren, ja oft siegreichen Reagirens dagegen, ja nicht bloß das, nein, sogar gegen sich selbst, gegen die eignen Regungen und *πάϑη*. Mitten in einer langen, keineswegs nur einreihigen, sondern durch einander und überzwerch gegliederten Kette Ein Glied von den benachbarten oder auch selbst entfernteren Gliedern bestimmt und wiederum sich und andere aus eignem Antriebe bestimmend mit natürlich nicht absoluter Willens-Freiheit, dem Attribute alleinzig der schaffenden Urkraft, aber doch mit relativer! — eine in alle Wege, es begreift sich, räthselhafte und überaus wunderbare Erscheinung.

An dieser Stelle aber stoßen wir auf die weiteren und engeren Kreise, die von dem allerweitesten, der gesammten Menschheit, umfaßt und mit dem äußersten Rande umgrenzt werden. Hier würden uns nun als nächste Kreise die verschiedenen menschlichen Rassen begegnen. Ein, wie viel oder wie wenig man auch deren anzunehmen geneigt sei, noch immer ziemlich ausgedehnter Begriff, der seinerseits vielerlei andersprachige Völker unter sich begreifen kann und auch wirklich begreift. Das darf nicht auffallen, weil die Sprache zwar eine vom Körperbau des Menschen im Allgemeinen, als der einen ihrer beiden Hauptbedingungen, mit abhängige Schöpfung ist, rücksichtlich der Mannichfaltigkeit ihrer Typen aber nicht derartig an die Besonderheiten des Rassen-Typus gebunden erscheint, daß sich nicht von dem Grunde jeder Rasse eine Mehrheit in sich, und nicht bloß abseiten gewisser Laut-Eigenthümlichkeiten, überaus verschiedener Sondersprachen hätte abheben und ausbilden können. Es ist diese Verschiedenheit um nichts wunderbarer, als das Vorhandensein verschiedener Menschensprachen überhaupt. Indem wir auf die Möglichkeit und den Grund hievon *) nicht näher

---

*) „Ueber den Grund der Sprachverschiedenheit“ siehe jetzt Steinthal, Grammatik, Logik und Psychologie S. 374 fg. Alle Objecte, Gedachtes wie Seiendes, werden bei ihrer sprachlichen Darstellung in die Subjectivität des Menschen gleichwie in einen Färbekessel getaucht, und gehen daraus natürlich jedesmal mit einer besondern Färbung hervor. Das der Schlüssel der Sprachverschie-

eingehen, sei jedoch bemerkt: Nur umgekehrt, Vertheilung homoioglotter Völker, wie etwa Mongolen und Türken, unter verschiedene Rassen müßte, weil mit der Ursprungsgleichheit von der einen Seite her in auffälligem Widerspruche, — im Fall nicht etwa dies seltsame und lange noch nicht genug aufgeklärte Verhältniß durch Völkervermischung oder etwaige Sprachübertragung seine Lösung findet, — aufs äußerste befremden. Vgl. Klaproth, Asia Polygl. S. 237., der wirklich alte „Vermischungen der Europäisch aussehenden Türken durch Völker von Mongolischer Gesichtsbildung" behauptet. Allein Prichard giebt III. 2. S. 430 der Deutschen Uebers. als allgemeines Resultat seiner Forschung an, daß die Stämme, welche rein türkische Dialekte sprechen und über unermeßliche Räume in Centralasien verbreitet sind, im Allgemeinen in der Körpergestalt und in den Gesichtszügen den Mongolen gleichen. Er will nicht gelten lassen, daß dies durch Mischung der Türken mit Mongolen gekommen sei, da diese letzteren der Zahl nach so unendlich viel geringer gewesen und überdem Mongolisches sich in jenen Dialekten der türkischen Stämme fast gar nicht aufweisen lasse. Auch bezweifelt er, daß der Mongolische Typus stetiger und eingreifender sei, indem, nach Pallas, durch Vermischung der Russen oder Tataren mit Leuten von kalmückischem oder mongolischem Geblüt, welche hauptsächlich in den südlich vom Baikal gelegenen Gegenden von Sibirien selbst durch Ehen geschieht, gemeiniglich Kinder mit angenehmen und oft sehr schönen Gesichtern geboren werden*), gleichgültig ob auf Seiten des Vaters oder der Mutter der häßliche, oder der andere Typus zu finden sei. Auch errege schon der Umstand, daß der türkische Stamm im fernen Osten von Asien seine Heimath habe, ein Vorurtheil zu Gunsten der Meinung, daß gedachter Stamm nicht dem europäischen Typus angehöre. Anders

---

denheit. Carl Chr. Fr. Krause, Abriß des Systems der Philosophie 1ste Abth. Gött. 1825 S. 65 faßt das in folgende Worte: „Jedoch in der Bedeutsamkeit der Grundlaute, welche bis jetzt von allen Völkern selbst nur einseitig und in eigenthümlicher Beschränktheit eines jeden erfaßt worden zu sein scheint, stimmen alle Sprachen der Erde dem Erstwesenlichen dieser Bedeutungen nach überein; nur daß sich diese Uebereinstimmung hinter die Verschiedenheit der Bezeichnung derselben Sachen bei verschiedenen Völkern verbirgt; Welches daher entspringt, daß jedes Volk jeden Gegenstand, und insbesondere alle Erscheinungen des Inlebens und Umlebens, nach der ihm eignen Weise zu denken, zu empfinden, zu wollen und zu handeln auffaßt und demgemäß bezeichnet, wozu die Sonnlage, die Grundbildung und das organische Leben des Landes, nächst den eignen gesellschaftlichen Einrichtungen eines jeden Volkes, mächtig und innig mitwirken."

*) Man vgl. damit oben S. 32. die aus **Esquiros** und **Weil Jardin des Plantes** S. 322 angezogene Stelle, wonach die kaukasische Rasse allen anderen, die sie berührt, ihr Siegel aufdrückt.

freilich verhalte es sich mit vielen Türkenstämmen im Westen, wie namentlich mit denen, welche sich in den Besitz des griechischen Reiches setzten, die allerdings (gerade also die umgekehrte Ansicht von der Klaproth'schen!) ihren ursprünglich mongolischen Typus durch fortwährendes Einströmen fremden Blutes aus der schönen kaukasischen Rasse möchten gemildert und veredelt haben. Das würde also auch die Schwierigkeit, wo nicht ganz heben, doch bedeutend herabsetzen, wenn, wie bemerkt, bei den europäischen Türken oder den Osmanli zwischen Sprache und Gesicht eine so widerspruchsvolle Differenz sich kund giebt. — Ein anderes ganz ähnliches Beispiel liefern die Samojeden. Von ihnen nämlich berichtet der verdiente Herausgeber von **Castrén's** vortrefflicher Gramm. der Samojedischen Sprachen Petersb. 1854. 8. Anton Schiefner, im Vorworte S. V.: „Während in den Ansichten der Physiologen ein bedeutendes Schwanken in Betreff der Race stattfindet, zu welcher die Samojeden zu rechnen seien, und während einer derselben, Heusinger, sie zur kaukasischen, andere dagegen, z. B. Blumenbach und Baer, zur Mongolischen zählen, der letztgenannte Forscher aber keine Verwandtschaft zwischen den Lappen und Finnen einer Seits und den Samojeden anderer Seits annimmt, ist **Castrén** durch seine Forschungen zu der Ueberzeugung gelangt, daß vom sprachlichen Standpunkt aus nicht nur die Finnischen und Samojedischen Stämme zu derselben Race gerechnet werden müssen, sondern daß man sogar in der ganzen weiten Welt für die Samojedischen Stämme keinen andern so nahestehenden Verwandten, als den Finnischen ausmachen könne." „Vor allen Dingen", sagt er, „haben diese beiden Sprachstämme darin eine große Uebereinstimmung, daß der Agglutinationsproceß in ihnen weit größere Fortschritte gemacht hat, als im Mongolischen und Tungusischen sowie auch in den Türkischen Sprachen, und zweitens zeigen diese Sprachen auch in materieller Hinsicht eine weit größere Verwandtschaft unter einander als mit den übrigen Altaischen Sprachen. In Bezug auf die Beschaffenheit der Agglutination der Finnischen und Samojedischen Sprachen ist zu bemerken, daß sie sich wenig von der Flexion in den Indogermanischen Sprachen unterscheidet. Von allen Agglutinationssprachen stehen diese den Flexionssprachen am nächsten und bilden gleichsam ein Uebergangsglied zu denselben. Die Sprachen des Finnischen und Samojedischen Stammes haben demnach keinen vollkommen bestimmten Typus und dasselbe dürfte vielleicht auch mit ihrer Schädelbildung der Fall sein." Die sog. Samojeden (russ. Selbstesser) aber, welche, nach **Castrén**, einen der Hauptzweige des Altaischen Volksstammes bilden, nehmen ungeachtet ihrer geringen Anzahl ein unermeßliches Gebiet ein. Sie erstrecken sich vom Weißen Meere im Westen bis zu der jenseits des Jenissei belegenen Chatangabucht im Osten, von dem Eismeere im Norden bis zu den Sajanischen Bergen im Süden. —

Es unterliegt hienach wohl kaum einem Zweifel, daß auch die Samojeden der sog. Mongolischen Rasse rücksichtlich ihrer Körperbildung anheimfallen, und daß, wenn dies in gedachter Rücksicht von Finnen und den ihnen sprachlich so nahe verwandten Magyaren mit Recht zweifelhaft erscheint, doch in diesem Falle die Sprache entscheidend ist. Beide Völker müssen, als ursprünglich der Mongolischen Rasse gleichfalls angehörig, bei ihrem Vorschieben nach Europa, vielleicht nicht ohne allen Einfluß klimatischer Einwirkung, hauptsächlich aber durch Mischung mit kaukasischen Stämmen ihre vielleicht schon ursprünglich minder streng mongolische Gestalt und Gesichtsbildung europäisirt haben, während sie die angeerbte Sprache bis auf mancherlei lexikale Einsprengungen in ihrem grammatischen Grundbaue von fremden Einflüssen fast ganz rein erhielten. So wie nun aber Prichard in Betreff der Türken den Klaproth'schen Satz umdrehte: in gleicher Weise muß, glaube ich, mit dem von Selig Cassel Magyarische Alterthümer 1848. aufgestellten Satze verfahren werden. Dieser sagt S. 119: „Was die Ungarische Sprache betrifft, so hat sie die Finnischen Einflüsse empfangen, ohne dadurch die Nation in Finnen zu verwandeln; es bedarf nicht eines nochmaligen Beweises, daß sie sie wirklich empfangen hat, aber es bedurfte das historische Datum festzusetzen, in welchem diese zahlreichen Elemente mit den ungarischen, die indogermanisch waren, sich vermischten." Die Magyaren sind nicht ein Volk indogermanischen Stammes, das allerhand Finnischen Einflüssen auf seine Sprache ausgesetzt war; es ist vielmehr ein von Hause aus Finnisches Volk mit einer Sprache, welche, obschon in ihrem grammatischen Baue und auch von Seiten der Mehrzahl des lexikalen Sprachschatzes entschieden dem Finnischen verschwistert, doch auch eine nicht geringe Zahl indogermanischer Stoffe seinem Wörterbuche einverleibt hat. Wenn nun die schöne europäische Leibesgestalt des Ungarn seiner Sprache zu widersprechen scheint oder auch in der That widerspricht: so erklärt sich das kaum anders als daher, daß der Magyar zwar im Wesentlichen an seiner alten Finnen-Sprache festhielt trotz vielfachen, auch fleischlichen Verkehres mit Völkern indogermanischer Abkunft, sein Leib aber in Folge hievon sich dem asiatischen Rassentypus ab und je länger je mehr dem europäischen zuwandte. Das ganze lange zweite Kapitel bei Cassel, überschrieben: „Die linguistischen Untersuchungen über den Ursprung der Magyaren" bringt den Gegenstand schon dadurch in eine völlig unzureichende und falsche Beleuchtung, daß es sich immer bloß mit Wörtern und Wörtervergleichen, auch dies nur in veralteter und in wenig fruchtbringender Weise, herumtreibt, ohne das wichtigste von Allem hervorzuheben oder nur ernstlich zu bedenken: die Grammatik der Magyarischen Sprache ist mit der ausgesprochensten und gar nicht verkennbaren Physiognomie

Finnisch, und entgegen der Indogermanischen Sprachweise. Darüber herrscht übrigens auch bei sachkundigen Forschern der Neuzeit gar kein Zweifel, und im Ungarischen giebt es, wie Hr. Cassel sich S. 165. einbildet, nicht bloß „Finnische Eindringlinge"; nein, der Grundstock dieser Sprache ist wahrhaft finnisch. Es genügt z. B. aus: „Die Grundzüge der Finnischen Sprache mit Rücksicht auf den Ural-Altaischen Sprachstamm Berl. 1847 8." die Worte des umsichtigen Vfs., H. Kellgren, anzuführen. Sie lauten: „Wenn irgend eine Sprache der Ural-Altaischen Familie als ein Urbild der anderen und als vollendeter Ausdruck ihres gemeinsamen Charakters aufgestellt werden kann, so möchte wohl der Finnischen dieser Ehrenplatz zuerkannt werden müssen. Unter den dieser Familie angehörenden Sprachen, welche uns bisjetzt näher bekannt sein können und eine größere Entwickelung gefunden haben, ist die Finnische die einzige, der Ruhe genug vergönnt war, um ihren Geist ungestört entfalten zu können. Die Ungarn haben, von fremden Nationen bedrängt, in ewiger Unruhe, unter fortwährendem Streiten und Kämpfen eine jener großen Kampfstätten der verschiedenen Nationalitäten bewohnt, und ihre Sprache hat sich nicht rein und von fremden Elementen ungetrübt entwickeln können. Die Türken wiederum sind von der Macht einer fremden Cultur überwältigt, die Fortentwickelung und die Kraft ihrer Sprache ist schon im ersten Aufkeimen gestört und gelähmt worden. Das Finnische Volk allein hat, durch die Lage seines Landes geschützt, in den tiefen und dunkeln Wäldern und an den stillen Seen seiner Heimath, eine durch die Gesänge der Väter geheiligte und geschützte Sprache ungestört und organisch entwickeln können. So wie der geistige Gesichtskreis des Volks mit der Aufnahme der Keime der Civilisation sich erweiterte, entfaltete sich auch die Sprache, aber immer treu ihrem ersten Grundcharakter. Sie hat ihr Sprachprincip auch auf jedem Punkte consequent durchgeführt, und so steht sie da, harmonisch gebildet und volltönend, rein und ungetrübt." Das Letzte ist nicht zu viel gesagt, wie das große Finnische Epos Kalevala (vgl. Jacob Grimm's sinnvolle Abhandlung: Ueber das finnische Epos in Höfer's Ztschr. I. S. 13—56) beweist. Sonst sehe man auch noch Prof. Dietrich's Aufsatz: „Zeugnisse eines vorhistorischen Standes des Schwedischen und einer gothischen Gestalt des Altnordischen aus dem Lappischen und Finnischen" (in Höfer's Ztschr. III. 32—66), worin es unter Anderem heißt: „Unsere Nachbarn im Süden und im Westen haben in älterer Zeit mehr Spracheigenthum von uns aufgenommen, als wir von ihnen uns aneigneten oder nur äußerlich anhaften ließen. . . . Im höheren Norden und im Nordosten wurden die germanischen Stämme von Völkerschaften begrenzt, die bei weitem mehr des Deutschen aufnahmen und das Aufgenommene um Vieles reiner in der alten Form fortsetzten, weil sie selbst an Bildung

weit tiefer unter ihnen standen als andere Grenzvölker und starrer in ihrem alten Sprachstande stehen blieben, während ihres ganzen Bestehens aber mit Zweigen unseres Volksstammes zusammenlebten. Keine von allen Sprachen der sog. tschudischen oder tartarischen Familie in Europa hat so viel Alterthümliches und zugleich so viel Germanisches als das Lappische in Schweden, dessen Wortschatz wir durch die gelehrten Pfarrer Lindahl in Lycksele und Oehrling in Jockmock, beide also einst der schwedischen Lappmark selbst angehörig, am vollständigsten kennen. Der zehnte Theil davon ist, wie Geijer in seiner Geschichte Schwedens nach Berechnung anführt, aus dem Schwedischen entnommen, und wenn man hinzunimmt, was von dem im Lappischen Fremden sich in andren altnordischen Dialekten noch einheimisch findet, im Schwedischen aber ebenfalls untergegangen ist, so wird nicht viel fehlen, daß man statt den zehnten den fünften Theil entlehnt nennen muß. Viel weniger des Germanischen findet sich im Finnischen, aber auch hier erregt die Alterthümlichkeit dieses aus unserm Sprachkreis entlehnten Elements die größte Aufmerksamkeit. Im Ungarischen ist zwar [außer einer nicht kleinen Zahl slavischer Elemente, füge ich hinzu] auch ein nicht geringer Deutscher und zwar sächsischer niederdeutscher Bestandtheil, doch großentheils aus der dritten neueren Sprachperiode, wie das Madyarische selbst im Verhältniß zum Finnischen und Lappischen den Charakter einer modernen Sprache trägt, namentlich in seinen Lautverhältnissen." Es giebt demnach, möchte ich behaupten, nicht nur einige Völker, so alle Romanischen, welche sich von fremdher ihrer eigenen eine andere Sprache unterschieben ließen, als auch wieder andere Völker, die, in entgegengesetzter Richtung, unter Beibehaltung ihrer angestammten Sprache, vielmehr so zu sagen ihre Leiber austauschten durch ihnen von fremden Völkern eingeimpftes Blut. Zu dieser zweiten Gattung möchte ich nun z. B. Finnen, Magyaren, Osmanen rechnen, die sich trotz ihrer Idiome von, so zu sagen, mongolischer Rasse doch von Seiten ihres Körpers — in dieser Hinsicht wahre Zwittervölker — kaum der europäischen Völkerrasse entziehen lassen. Etwa auch bei ihnen, wie im erstgenannten Falle z. B. bei keltischen Galliern oder bei iberischen Spaniern an einen Sprach-Umtausch zu denken, verbietet das in seinem Grundcharakter so ungestört gebliebene Verhalten der Finnischen, Magyarischen und westtürkischen Sprachen, während in den romanischen Brechungen der heftige Zusammenstoß vorab zweier feindlicher Elemente, des Latein mit den verschiedenen einheimischen Barbarensprachen, außer dem partiell fast völligen Untergange letzterer zugleich eine nicht geringe Schädigung auch des mächtigen Sieger-Idioms, und zwar in seinem eigentlichen Lebensprincipe, dem Synthetismus, zur Folge hatte. Ob und in wiefern aber die Finnische Sprache im Vergleich zu ihren näheren und ferneren Verwandtinnen innerhalb des Altai-

Stammes etwa als historischer Schlußpunkt verschiedener niederer Entwickelungs-Stufen vom Tungusischen, durch Mongolisch, Türkisch, hindurch zum Finnischen (indeß, sahen wir, auch zum Samojedischen*) hinauf; oder, ob vielmehr in den ersteren Sprachen eine rückgängige Bewegung von der Höhe des Finnischen abwärts müsse anerkannt werden: diese Frage läßt sich nicht so einfach zur Entscheidung bringen. **Max Müller** erklärt sich für die zweite Ansicht, die er Turanian lang. p. 222 so ausdrückt: **Finnic would then represent the earliest state of Turanian grammar, while the Tungusic would correspond to the latest, — a view which might be defended in the later history of Arian languages, but is untenable in Turanian philology. With the former view, the different degrees of grammatical perfection, and the respective geographical distance of each branch** (auch des Samojedischen?) **from China, would closely correspond with the historical separation and individualisation of each Turanian branch.** Schon früher äußerte sich Steinthal, gelegentlich einer Anzeige von Schott's Buche: Ueber das Altaische Sprachengeschlecht in A. L. Z. Aug. 1849 Nr. 174—175., über obige Frage dahin: „Wenn Jemand von dem Gebiete der indo-europäischen Sprachen, wo er eine um so vollkommenere Lautform entdeckt, je weiter sein Blick in den alten Orient reicht, wo er die prachtvolle Lautform der Veda-Sprache und der aus den Keilinschriften tönenden Mundart mit dem Fortschreiten der Jahrhunderte endlich zum heutigen Englischen verkümmert sieht, — wenn Jemand von diesem Gebiete auf das altaische tritt, so wird er zuerst geneigt sein zu sagen, die finnische Sprache als die vollkommenste und regelmäßigste stelle auch die älteste Form dieses Sprachstammes dar, sei ihr Sanskrit; das Mandschuische**) dagegen habe nur Bruchstücke davon bewahrt und sei ihr Englisches. Hr. Schott dagegen sagt, wir haben hier „eine Stufenfolge geistiger Entwickelung vor uns". Das werden wir nicht leugnen, die wir schon vor zwei Jahren auf diese höchst bemerkens-

*) Das also nicht unter dem Einflusse europäischer Cultur, diese „Annäherung zum arischen, oder indogermanischen, Sprachtypus", wie es M. Müller, Turanian lang. p. 71., nennt, sich erworben haben kann.

**) Ich brauche wohl nicht mehr zu sagen, daß, wenn der Ritter v. Xylander in seinem Buche: Das Sprachgeschlecht der Titanen u. s. w. den Aberwitz so weit trieb, daß er das Griechische als eine um Jahrtausende jüngere Ur-Ur-Enkelin der Mandschu-Sprache betrachten wollte, er statt jener beiden Sprachen, eben so füglich, wie der Zufall sie böte, zwei andere Idiome hätte nehmen und in Vergleich bringen können. Er hätte damit nur im einen wie im anderen Falle bewiesen, der Hr. Ritter, trotz seiner doch menschlich vernünftigen Albanesischen Grammatik, von Sprachforschung gar keinen Begriff zu haben. Vgl. dessen Zurechtweisung A. L. Z. Sept. 1835 Nr. 161 fg. durch W. Schott.

werthe Erscheinung hingewisen haben. Aber Hr. Schott hätte nun gerade diese Eigenthümlichkeit des altaischen Stammes im Gegensatze zum indo-europäischen Stamme hinstellen und erklären sollen. Warum zeigt sich dort ein Wachsen formschaffender Sprachkraft, hier ein Sinken? Will man die finnische Sprache, von der Hr. Schott S. 29. mit Recht sagt: „Auch bilden sämmtliche Zusätze mit dem Worte, das sie enthält, noch mehr als selbst bei den westlichen Türken, ein untrennbares Ganzes", welche ein durchaus [?] verschiedenes Formprincip offenbart, als die Mandschuische, mit dieser zu einem Stamme zählen, so würden wir als Erforderniß zur Stammverwandtschaft die Einheit der Grammatik aufgeben müssen. Das kann Hr. Pott (Etym. Forsch. I. S. XIX. vgl. mit II. 478) nicht wollen. So muß er zugestehen, daß Wurzelverwandtschaft selbst bei verschiedenen Stämmen vorkommen kann. [Wahrhafte Wurzel-Verwandtschaft? nein, das ist unmöglich.] Nun haben wir also folgende Definition [welche laut S. 239 die Pott'sche „durchbrochen" haben soll] gewonnen: „Stammverwandt sind die Sprachen, welche eine wesentlich identische innere und äußere Form [in Humboldt's Sinne] besitzen." Wenn aber Hr. Steinthal hiedurch seinen Ausspruch gerechtfertigt glaubt: „das Mandschuische stehe dem Finnischen so fern, als etwa das Aramäische dem Deutschen", womit, wie er selbst S. 234 erläuternd sagt, „Stammverschiedenheit zwischen Mandschu und Finnisch" ausgedrückt werden sollte, — so ist das, meiner Meinung nach, ein Irrthum. Er müßte zeigen, daß zwischen beiden Sprachen wirklich ein genetisch*) völlig unvereinbarer grammatischer Unterschied bestehe, was

*) Hr. v. d. Gabelentz, Ueber den Namen Türken in Ztschr. f. K. d. Morgenl. II. 70—73: „Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, die für die Geschichte Hochasiens so folgenreiche Wahrheit an das Licht zu stellen, daß die Sprachen der Mongolen, Türken, Tungusen urverwandt, daß also diese Völker selbst Eines Stammes sind. Hat man dies erkannt — was freilich bei Klaproth und Rémusat nicht der Fall war, — so wird man nicht nur von der Glaubwürdigkeit der sinesischen Quellen sich überzeugen, sondern es gewinnt auch die bei Abulphasi u. A. zu lesende, durch islamische Mythen verunstaltete Sage Bedeutung, wonach allen jenen Völkern Ein Stammvater Turk, Japhet's Sohn, gegeben wird, von dem in späterer Generation zwei Brüder, Mongol und Tatar, abstammten. Entkleiden wir diese Sage des sie umhüllenden Gewandes, so wird die Thatsache klar hervortreten, daß die Türken selbst sich für Stammgenossen der Mongolen oder Tataren ansahen, und daß nur eine natürliche Regung des Nationalstolzes den Turk zum Stammvater erhob, Mongol und Tatar aber zu seinen Abkömmlingen machte". — Es liegt überhaupt im Charakter der Sage, daß sie alles Mehrheitliche, oder von Mehrheiten Ausgegangene (z. B. Städtegründung, Institute), entweder 1.) auf die Namen einzelner Persönlichkeiten überträgt, welche einmal wirklich lebten und mit um so mehr, auch über Verdienst, erhöheten Glanze

zu beweisen er vergessen hat. Besaß nämlich das Finnische seine Annäherung zum Flexionsprincipe des Indogermanismus nicht von vorn herein, sondern kam dieselbe aus früheren Zuständen, wovon das Mandschu die unterste Stufe bezeichnet, erst hinein: dann ist sein Princip kein so absolut von dem des Mandschu abspringendes, daß nicht von diesem aus durch die Mittelstufen des Mongolischen und Türkischen hindurch zu der höheren Vollendung des Finnischen auch historisch eine Brücke führte. S. 236 glaubt er bei seines Tadler's Schott freilich sehr unklarem Worte: „das bei den Mandschus und Mongolen noch gleichsam unbeseelte Verbum erhält hier (im Türkischen) erst Beseelung" diesen fassen zu können, indem er ausruft: „Halt! jetzt fragen wir, welche Verschiedenheit ist größer, die zwischen einem Beseelten und einem Unbeseelten oder zwischen dem Aramäischen und Deutschen?" Wenig überlegt. Denn bleibt nicht z. B. todter Hund noch immer seiner Gattung nach Hund? Lebender Hund und lebende Katze stehen viel weiter von einander ab. Oder aber: ist nicht ein Hunde-Embryo doch schon ein werdender Hund?

Wie sehr sich nun Cassel dagegen sträube: die Magyaren sind wirklich nicht mehr des [finnischen] Körpers theilhaftig geblieben, den sie aus Asien mitbrachten, und ihrem eigenen [durch Europäisirung veredelten]

in die Gegenwart hereinleuchten, als in der Nacht der Vorwelt alle übrigen Namen erloschen, oder auch 2) sich geradesweges Individuen in der Vorstellung schafft, um für eine Kette von Wirkungen einen, wenn auch erdichteten, doch als wahr angesehenen ursachlichen Anfang, z. B. für Völker einen Stammahn, zu erlangen. Daher gewinnen die Völker-Genealogieen, z. B. auch in der Bibel vgl. oben S. 66 fgg., den ursprünglich damit gar nicht verbundenen Sinn und das Aussehen einer Familien-Geschichte. Daher nennen, soviel Benj. Smith Barton New views cet. p. XXV. fgg. bekannt, alle Indischen Nationen östlich vom Mississippi die Delawaren ihren Großvater und erkannten damit die genealogische Ueberlegenheit gedachten Stammes über sich, und zwar mit Grund, an. Ja der Ausdruck Lenni-Lénape, wie die Delawaren sich selbst nennen, soll „Original people" (vgl. Aborigines) bedeuten. Eine Ausnahme, und zwar der großen Sprachdifferenz halber gerechte Ausnahme aber machen die sechs Nationen, die Wyandots, Cochnewagoes, und die südlichen Stämme, genannt Cheerake, Muskohge, Chikkasah, Choktah u. s. w. Alle Indischen Nationen südwärts und westwärts bezeichnen die Delawaren mit dem Namen Wapanachki oder Leute gen Sonnenaufgang (also Orientalen). Die Wyandots und die sechs Nationen mit radikal verschiedener Sprache p. LXV. nennen sie ihre Neffen und von den Delawaren ihrerseits (vermuthlich eigner politischer Inferiorität wegen) werden jene als Oheime anerkannt. p. XXVII. XXXIX. Vgl. ein ähnliches Verhältniß zwischen Muskohge und Seminoles p. XLVI. Uebrigens heißen von den fünf Nationen 3 (Mohawks, Oneidas, Onondagos) ältere, und zwei (Cayugas und Senecas) jüngere Stämme (p. XXXVIII.). App. p. 7. Dazu als sechste Nation, die Tuskarroras p. XL.

Leibe untreuer geworden als ihrem Munde [also z. Th. dem Geiste]. Vergebens wird das S. 166 bezweifelt; und ließe man auch diese, doch auch von der Analogie der Westtürken (s. oben) unterstützte Alternative fallen, so könnte man bei den Magyaren doch nicht der zweiten, d. h. einem Sprach-Umtausche entrinnen. Des Tacitus Worte (Agricola Cap. 11.): „**durante originis vi; habitus corporum varii atque ex eo argumenta**", die Cassel S. 158. weitläufig bespricht, müssen bei der Mischung von Völkern nothwendig an ihrer Wahrheit Abänderungen erleiden, und ein Hinweis auf Mulatten und Mestizen genügt, um Cassel's Worte S. 160.: „Slaven und Walachen können doch nur (?) Slaven und Walachen aus den Hunnen und Finnen bilden, aber woher diese eigenthümlichen magyarischen Gestalten?" auf ihren wahren Werth zurückzuführen. Auch könnte es, wie der Neger-Typus *) in sich außerordentlich variirt, recht wohl der Fall sein, daß in der Mongolischen Rasse nicht minder es solche Formen gebe, die zum europäischen Rassentypus schon von vorn herein, ohne vorausgegangene Mischung mit Menschen letzteren Stammes, bedeutend hinüberneigen. Eine so dunkele Stelle im 39. Cap. des Konstantinus, woraus Cassel S. 166. fg. sehr zweifelhafte Folgerungen über eine alte Zweistämmigkeit der Magyarischen Sprache zieht, würde gegen den klaren in der Sprache gegebenen Augenschein nichts vermögen. Diese erweist sich nämlich ihrem Grundwesen nach in der That als Finnisch, und bloß versetzt mit einigen indogermanischen Elementen, die ihr vermuthlich fast alle erst in Europa beigemischt wurden.

Nachdem diese Conflicte zwischen Rassen- und Sprachbildung angedeutet worden, begeben wir uns auf unseren eigentlichen Boden. Unterhalb der Rassen stoßen wir weiter abwärts für Menschengruppirungen in engerer Fassung auf zwei centripetale und zusammenhaltende Hauptmächte, nämlich 1) die Einung durch das natürliche Band gemeinsamer Sprache, d. h. mittelst Volk- und Sprachstämme, Volk (Sprache), Völkerschaft (Mundart), Zunft (technische Ausdrücke), Familie bis zu unterst auf das Individuum (Stil, als Eigenthümlichstes des Menschen: **Le style c'est l'homme**). Die sämmtlichen menschlichen Individuen machen die breiteste und niederste Grundlage aus von jener Pyramide, welche, durch viele höhere Zwischenstufen hinan sich in immer ver-

---

*) So sagt z. B. Dr. Pruner in dem Aufsatze: Der Neger (Deutsch-morgenl. Ztschr. I. 127.): „Die Negerstämme, welche im Osten Afrika's vom 20. bis 5. Gr. geogr. Breite bekannt geworden, bieten, unter sich betrachtet, eben so viele Abstufungen in ihrer physischen Beschaffenheit und in ihrem geistigen Leben dar, als die Familien der kaukasischen Racen auf höheren Entwickelungsstufen" u. s. w. Die Farbe z. B. geht vom Braunen zum Atlasschwarz S. 130. Vgl. oben die Note S. 64.

jüngterem Maaße zuspitzend, in der Einen Menschheit ihren obersten und letzten Schlußpunkt findet. — 2) Auf jenen anderen wichtigen Anziehungs- und Sammelpunkt, wo das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen in bald loserer, bald festerer Verknüpfung, die Regierungsform mit ihren noch einfachen, oder, wie im Staate, sehr zusammengesetzten Gliederungen von oben nach unten und seitwärts, das einigende Princip ausmacht, nicht zu reden von einer etwaigen dritten Gemeinschaft, der religiösen, welche, wie z. B. die katholische Kirche, sogar über eine Mehrheit weltlicher Staaten hinaus und in sie eingreifend sich erstreckt. Auch übergehe ich Handels-Bünde (Hansa, Zollverein), Gelehrten- und sonstige Vereine zu besonderen Zwecken. Wie vom Sprichworte der Kopfzahl eine gleiche Zahl von Sinnesrichtungen zugeschrieben wird (**Quot homines tot sensus**), mit ungefähr demselben Rechte läßt sich sagen: **Quot populi, tot linguae.** Freilich im Grunde mit nicht geringerer Gebühr auch umgekehrt: **Quot linguae, tot populi.** So viel Sprachen, so viel Völker. Daß diese Völker oft staatlich zerrissen sind, ja geographisch und zwar mitunter fernab, wie z. B. die Kalmücken vom großen östlichen Mongolenstock, getrennt und aus einander gesprengt leben: steht dem mit nichten entgegen. Das natürlichste unter den größeren Gesellschafts-Verhältnissen menschlichen Zusammenlebens schiene, das wird niemand abläugnen, wo die Grenzen von Staat und Volk sich gegenseitig deckten und gleich wären. Da herrschte die durchgreifendste innere Gleichartigkeit der Glieder. Aber wer weiß, ob nicht im Plane der Weltordnung gerade auch häufiger Widerspruch zwischen Verschiedenartigem und Entgegenstrebendem bestimmt war, ein, weil mannichfaltigeres, auch inhaltsvolleres und höheres Leben im Haushalte der Menschheit durch wechselseitige Reibung anzufachen und in Gluth zu bringen. Eben so, was man wohl als die natürlichen Grenzen einzelner Staaten bezeichnet hat, wird keinesweges immer von letzteren eingehalten. Frankreich z. B. schreit, hoffentlich für alle Zukunft vergebens, mit lüsternem Verlangen nach unserem „freien deutschen Rheine", als einer Linie, die für es nach Westen den natürlichen Abschluß bilde. — Oder, wie Alex. Peetz in dem Aufsatze: Wälsche Eroberungen in Deutschland (Prutz, Museum 1855. Nr. 7.) auseinander setzt: „Als im Jahr 1848 die Italiener für ein einiges Italien sich erhoben, proclamirten sie zugleich mit lauter Stimme die Absicht, auf dem Brenner ihre dreifarbigen Grenzpfähle aufzupflanzen. Die Nationalität, unter deren Banner übrigens die ganze Bewegung entstanden war, wurde für diesmal beiseite gelassen, um dem Stichwort der „natürlichen Grenzen" Raum zu machen. Wo die Wasser nach dem Süden herabfließen, dort beginne Italien; der Himmel selber habe beiden ihre Marke gesetzt. Aber so pomphaft dies Argument auch vorgetragen ward, so überzeugte es uns doch

nicht; es ist mehr als gewiß, daß auch ohne Oesterreichs Widerspruch wir andern Deutschen einer geographischen Bemerkung zu Gefallen uns einhunderttausend Stammgenossen nun und nimmer hätten nehmen lassen" u. s. w.

Der Mensch ist „Bürger zweier Welten"; als solcher kein Sklav der Natur. Ueber der Natur steht der Mensch — mit seiner, ihm die Herrschergewalt verleihenden Denkkraft und Freiheit. Deshalb braucht er nicht sich stets und unter allen Umständen an die reinen und unmittelbar gegebenen Naturverhältnisse zu binden, sie ungetrübt und unverändert zu belassen. Vielmehr, obschon ein **naturae convenienter vivere** innerhalb gewisser moralischer sowohl als physischer Schranken ihm geboten bleibt, kann und soll er nicht immer sich der Natur, sondern die Natur sich unterwerfen, sie beherrschen, etwas Anderes, Würdevolleres, Geistigeres aus ihr machen, so etwa wie die Kunst mit ihren Schöpfungen, im Ringen mit der Natur um den Preis, sich ihr anschmiegend dennoch, eben als kein imitatorisches **servum pecus**, über sie hinaus gehen muß. Der Mensch, weil nicht Stein, nicht Pflanze, nicht Thier, oder wenn auch Thier, doch zugleich mehr als Thier, und auf Erden nicht nur das freieste, ich sollte sagen das allein freie Naturobject soll, in Gemäßheit mit einem höheren, über ihm waltenden Willen, gerade, — „das ist's ja was ihn zieret und dazu ward ihm der Verstand" — diese seine Freiheit in vielseitigster Ausbeutung der Natur dazu benutzen, nicht nur mit ihren, oft erst mühsam ihr abgerungenen Gaben sein physisches Leben zu erhalten und verschönen, sondern auch aus ihr seinen Geist zu bereichern und die Tiefe seines Wesens noch mehr auszutiefen und auszuweiten.

Schon im Sprichwort verlangt man nach erfreuender Abwechselung, und in der That, von wie tödtlicher Ermüdung — die Einerleiheit! Den Vorwurf ladet die Natur selten auf sich, sie, welche in mannichfaltigster Fülle von Entwickelung in Farbe, Gestalt und Bestimmung eine bis auf's Aeußerste erfindungsreiche Schöpferin. Vgl. oben S. 26.

Man hat wohl mitunter auf die sprachlichen Zerklüftungen der Völker, als ein Hemmniß allgemeinerer Culturverbreitung, gescholten.

Auf die Verschiedenheit der Schrift, als einer rein menschlichen Erfindung, würde ein besser begründeter Tadel fallen. Denn die Schrift trägt unendlich mehr als die Sprache das Gepräge der Zufälligkeit und Willkür an sich, und hat überdem nur die allerdings an sich für Ausbildung des Geistes sehr wichtige Fixirung des in Worte gefaßten Gedankens zum Zwecke, eine Festhaltung flüchtiger für Mund und Ohr bestimmter Hauche und Laute und ein Versetzen derselben mittelst der Gestaltung in das dauerhaftere Bereich des Gesichtssinnes. Schrift ist eine bloße Vermittelung aus

zweiter Hand, und die schriftlichen Vermittelungs-Weisen über das Inventar von Laut-Charakteren hinaus, was in den verschiedenen Sprachen, den nationalen oder mundartlichen timbre außer Acht gelassen, doch immer überwiegend mehr Gleichheit zeigt als Verschiedenheit, zu vermehren, kann da, wo nicht aus historischen Gründen besondere und eigenthümliche Schreibmethoden sich im Gebrauche festsetzten, weit gefehlt Vortheile zu gewähren, nur, wegen unnützer Erschwerung, nachtheilige Folgen haben *). Auf die bloße Form

---

*) Mit gutem Grunde ließ daher Kōelle (Vei Gramm. p. 15.) das von einem Neger, Namens Momoru Doalu Bukere (Englisch Muhammed Doalu Gunwar) oder Doalu Gburomo (Engl. Doalu, the Bookman) für das Vei in unserem Jhh. erfundene und unter dem Beistande von Verwandten bei seinen Landsleuten in Umlauf gesetzte Alphabet wieder fallen. Sonst ist die Erzählung, wie dieser Neger nach langem Nachdenken endlich im Traume, und gleichsam durch eine göttliche Offenbarung, auf das Alphabet, oder eig. das Syllabar, für seine Muttersprache verfiel — die einzige Negersprache, die je zu einer eignen Schrift gelangte! — für uns vom höchsten psychologischen Interesse, um so mehr, wenn man die von Hrn. Koelle im Appendix über die Erfindung und Natur jenes Vei-Alphabetes mitgetheilten Nachrichten mit seinem amerikanischen Gegenstücke, der Erfindung einer Tschiroki-Schrift durch den Indianer Sequoyah, vergleichend zusammenhält, wovon z. B. in der Dame Talvj Büchelchen: Ueber die Indianischen Sprachen Amerika's S. 38 fg. ausführlicher die Rede ist. Es beweisen diese beiden, wenn auch durch das Beispiel der Weißen angeregten, doch in sich selbständigen und unabhängigen Erfindungen, wie unendlich schwere Aufgaben zu lösen, dem Geiste sogenannter Wilder möglich ist. Die Werke dieser beiden Thaanthe sind beide sylabarer Art, das des Amerikaners von 86, das Afrikanische von über 200 Charakteren. Ein Umstand, der mit zum Beweise dienen kann, daß die Buchstabenschrift, weit entfernt den Anfang der Schrift-Erfindung zu bezeichnen, gegentheils, weil sie die feinste Analyse „letzter Hand" erfordert, vielmehr für deren vollendetsten und letzten Gipfelpunkt gelten muß. Mühsam, auf einem manches Jahrhundert durchmessenden Wege, ist die Schrift emporgeklommen von der Zeichnung der Dinge aus durch Wort- und Sylben-Schrift hindurch bis zur eigentlichen, d. h. der Buchstaben-Schrift. Vgl. Steinthal, die Entwickelung der Schrift. Berl. 1852. — Wer sich eine Einsicht in die nicht kleine Menge der bei den verschiedenen Völkern üblichen Schriftarten im Ueberblicke verschaffen will, der wird, außer z. B. „Proben aus der Schriftgießerei, Stereotypengießerei und Buchdruckerei von Friedr. Nies in Leipz. Erstes Heft 1835.", am besten dazu folgendes Werk benutzen: „Sprachhalle. Das Vaterunser in mehr als sechshundert Sprachen und Mundarten, typometrisch aufgestellt und herausg. von Alois Auer. I. Abth. Wien 1844. gr. Querfol. (7 Tabellen, außer 1 Blatt mit Titelkupfer und 1 Widmungsblatt). II. Abth. (außer 1 Blatt mit Titelkupfer 7 Bl. gr. Querfol.). Das Vaterunser in 206 Sprachen und Mundarten mit Original-Typen. 1847." (s. meine Anz. A. L Z. 1848. Juli Nr. 158 fg.) Die Wiener Staatsdruckerei nämlich, welcher Auer vorsteht, hat bis jetzt den reichsten Schatz von Typen für die verschiedensten Sprachen.

der Schriftzeichen kann höchstens in so fern etwas ankommen, daß sie technisch keine allzugroße Schwierigkeit machen, und nicht durch Unschönheit das Auge beleidigen. Im Uebrigen ist die Gestalt, wenn nicht diese zugleich auf die physiologische Lautähnlichkeit Rücksicht nimmt, etwas rein Willkürliches und deshalb Gleichgültiges.

Daher dann, nach mehreren anderen Bemühungen zu Aufstellung eines möglichst allgemeinen und gemeinsamen Alphabets für alle Sprachen, neuerdings der unter des Hrn. Ritters Bunsen Vorsitz im Januar 1854. zu London abgehaltene **Alphabetical Congress**, welcher sich, namentlich zunächst für den praktischen Gebrauch beim Druck von Büchern, welche unter Leitung von Missions- und Bibel-Anstalten erscheinen, Auffindung und Einführung eines paßlichen Schreibsystems von festem und möglichst auf alle Sprachen anwendbaren Charakter zum Ziel setzte. Völker, bis jetzt ohne Schrift geblieben, bieten in so fern noch vollkommen **tabula rasa** dar; und es ist gut, daß man die Einführung von schriftlichen Darstellungs-Methoden ihrer Idiome nicht mehr der bloßen Willkür dieser oder jener europäischen Nation, dieses oder jenes Einzelnen, z. B. unter den Missionaren, überlassen zu können einsieht. Aber nicht bloß das universelle Streben nach Ausbreitung des Christenthums über alle Völker, ich meine das Missionswesen; auch, namentlich wo es sich um die Transcription fremder Eigennamen handelt, Geographie und Geschichte; diesen aber natürlich noch voraus die Linguistik selber haben das lebendigste Interesse an Einführung eines katholischen Alphabets, womit ich sagen will: eines Alphabets, an welches man als eine der Hauptforderungen die stellen muß, von sectirerischem Particularismus nach Kräften sich frei zu halten in Schreib-Besonderheiten Einzelner wie ganzer Nationen. Selbst auch der volkliche Egoismus im Schreiben (Beispiels halber etwa des Deutschen oder Italieners, des Russen oder Franzosen, oder, der unbequemste von allen, des Engländers je nach ihren einheimischen Systemen), muß im Interesse der Allgemeinheit, so weit sich eingewurzelte Gewohnheiten ohne zu großen Nachtheil anderweiter Art beseitigen lassen, bekämpft und eingeschränkt werden. Der allgemeinen, zumal comparativen Sprachwissenschaft liegt begreiflicher Weise außerordentlich daran, jedesmal denselben Laut, in welcher der unendlich vielen Sprachen der Erde er vorkomme, oder verschiedene in ihrer Abweichung, sogleich auf den ersten Blick hin als das, was sie sind, nicht was sie oft bloß scheinen, zu erkennen, ohne, wie jetzt so oft, genöthigt zu sein, entweder jenen unter einer sehr mannichfaltigen Maske (z. B. Deutsch **tsch**, Engl. und Span. **ch**, It. **ci**, Poln. **cz**, Böhm. **č**, Russ. ч u. s. w.), oder letztere unter der gleichen (z. B. **j**, der Gleichheit des Zeichens ungeachtet, von vierfacher Aussprache z. B. je im Deutschen, Französischen, Spanischen und Englischen) hervorlangen und sich zu klarer

Erkenntniß bringen zu müssen. Für den gleichen Laut keine Vielzeichigkeit, noch Einzeichigkeit für verschiedene, sondern: Gleicher Laut gleiches Zeichen, und umgekehrt, das muß die Losung sein, will sich der Linguist über die Lautidentität ohne Verwirrung und mit sicher treffender Kürze verständigen. Für ihn eine Nothwendigkeit, wie technisch begrenzte **termini** (frz. **termes**, buchstäblich Grenzen, vgl. auch *ὅρος* Abgrenzung oder Bestimmung eines Begriffs, lat. **definitio**) in Handwerk, Kunst und Wissenschaft überhaupt, und namentlich wie für den Naturforscher, im Gegensatze zu der Plage synonymer Vielnamigkeit, die Wohlthat fester zweitheiliger Benennungen für denselben Naturkörper (zu dem Ende selbst in der einen lateinischen Gelehrtensprache). Dieser gewinnt z. B. aus Beobachtung von Individuen derselben Art den abgezogenen Begriff der Art; aber, diesen Begriff einmal richtig festgestellt, mißt und bestimmt er auch wieder rückwärts an ihm, gleichwie man Maaße und Gewichte nach Normalmaaßen regelt, die ihm vorkommenden Einzel-Exemplare. Schlimm z. B. für einen Mineralogen oder Chemiker, der nicht die Mineralien an sich und je in ihren verschiedenen Verbindungen und Veränderungen, jener mehr nach äußeren Merkmalen, letzterer zugleich nach deren chemischen Eigenschaften oder Bestandtheilen, also nach einer Erforschung ihrer Innerlichkeit, zu unterscheiden wüßte. Oder wohin geriethe der Chemiker, falls er z. B. auch nur die Bezeichnungen für einzelne Elemente und Stoicheia irrthümlich vermengte?

Wie aber, wenn der Sprachforscher besondere Laute als die Elemente in seiner Sphäre vorbekommt und sie nicht nach Identität oder Verschiedenheit scharf zu sondern, in ihrer ganzen Bestimmtheit zu erfassen und diese Bestimmtheit anderen faßbar mitzutheilen, die Mittel besitzt? Für ihn aber kommt es in Betreff der Laute 1) auf deren leiblichen Werth an, d. h. ich muß, wofern ich auch nicht wissen sollte, wie ein gewisser Laut physiologisch zu Stande kommt (vgl. z. B. neuerdings die schöne Abh. System der Sprachlaute von K. Heyse in Höfer's Ztschr. IV. 1.), ihn doch sowohl seinem Eindrucke nach im Ohre streng von andern zu unterscheiden und auch, wo möglich, selber mit meinen Sprachwerkzeugen genau wiederzugeben im Stande sein. Mit bloßen Beschreibungen eines Lautes auf dem Papiere, da sie selten bestimmt genug sind, um nach ihnen das Wesen des Lautes in der Nachahmung mit Sicherheit treffen zu können, ist in der Regel wenig geholfen. Schon das Ohr, welches ihm zuvor unbekannte Sprach-Laute einem Kundigen abhorchen will, ist, ohne genügend aufpassende Controle eben abseiten des Kundigen, Täuschungen zu leicht ausgesetzt; wie viel mehr der Mund, welcher einen nur theoretisch, vielleicht nicht einmal richtig, beschriebenen Laut in praktische Wirklichkeit umzusetzen versucht! Es geht damit nur um

Weniges besser, als mit Beschreibung von Farben. In der Seele des Blindgebornen, dem ich auch sogar dies erst begreiflich machen müßte, was Sehen überhaupt sei, ließe sich höchstens durch Analogieen, die man anderen Sinnen abborgte, wie z. B. schreiende, schrille, helle, dunkle Töne und Farben, von der Natur dieser oder jener Hauptfarbe eine schwache und höchst unvollkommene Vorstellung erwecken. Die Anschauung würde dadurch nicht entbehrlicher. Aber auch, um Sehenden eine zutreffende Vorstellung von bestimmten Farben beizubringen, bedarf's für sie der Herbeiführung unmittelbarer Anschauungen selbst, oder, hülfsweise, des Vergleichs mit allgemeiner bekannten Gegenständen in Betreff ihrer Farbe. Z. B. Willdenow's Grundriß der Kräuterkunde enthält auf Tabelle XI. die wirklichen Farben mit den beigesetzten Lateinischen Benennungen dafür, wie sie die Naturforschung zu ihren Zwecken sich abgegrenzt hat. Zwischen Farben und Sprachlauten besteht freilich der Unterschied, daß die letzteren der Mensch selbst mittelst seiner Sprachorgane zu erzeugen und wiederholt hervorzubringen befähigt ist. Aber eigentlich, wie die Farben, vorweisen, und dauernd fixiren kann ich zwar Zeichen für Töne (z. B. auch in der Musik); aber sie selbst keineswegs. Deshalb, so wenig eigentlich an sich mit dieser, oft auch nicht leicht zu habenden Möglichkeit gethan ist, bleibt manchmal rücksichtlich besonderer Lauteigenthümlichkeiten, die sich fast aller Beschreibung entziehen (z. B. die Schnalzlaute oder **clicks** in Südafrika), kaum etwas anderes als ein Verweis des Lernbegierigen auf die Aussprache Einheimischer übrig. Ist aber ein Laut nicht schlechthin idiosynkratisch auf die eine oder andere Nationalität eingeschränkt, sondern kehrt in einer Mehrheit von Sprachen, wenn auch unter verschiedener Schreibung versteckt, wieder: so läßt sich, indem man die einander im Werthe entsprechenden Laute und Zeichen auf das einheitliche Zeichen für sie alle im allgemeinen Alphabete zurückführt, eben so umgekehrt von diesem Normalzeichen aus Selbstlernenden von einem gegebenen Laute, um den es sich gerade handelt, eine sinnlich-faßbare Vorstellung, wennauch nicht sogleich durch sich verschaffen (denn jenes Normalzeichen ist freilich kein unmittelbarer Regulator für die Lautqualitäten, wie für Höhe und Tiefe im Besondern die Stimmgabel), so doch durch Erinnerung an das eine oder andere ihm Bekannte vermittelnd erleichtern. Man erhält nämlich durch die Normalzeichen jenes allgemeinen Alphabets alle die jeweiligen Besonderheiten der bekannteren Sprachen, welche ihnen jedesmal, als ihrem gemeinsamen Dritten (**a** = **A** und **b** = **A**, also auch **a** = **b**), dem lautlichen Werthe nach gleich stehen, auch unter einander vergleichbar zu machen, eine willkommene Handhabe. Man darf überdem voraussetzen, daß neben der traditionellen schriftlichen Ueberlieferung jenes allgemeinen

11

Alphabets als erläuternder lebendiger Commentar eine wirkliche Wiedergabe der einzelnen Laute, die von den Schriftcharakteren festgebannt worden, auf mündlichem Wege, also eine Fortpflanzung mittelst der **viva vox**, herlaufe.

2) Ist von besonderer Wichtigkeit für den lautlichen Charakter einer Sprache das Inventar der in ihm vorkommenden Laute, sowohl a) der Quantität nach (ob also z. B. gewisse sonst übliche Laute, wie **r**, **l**, **f** u. s. w., fehlen, oder ungewöhnliche da sind, oder auch der eine und andere häufig vorkommt, vgl. Förstemann's Berechnungen der Art in Kuhn's Ztschr.) als **b**) in Betreff der Qualität z. B. nach den Gruppen, welche sie in An-, In- und Auslaut eingehen u. dgl. In ersterer Rücksicht hat sich bis jetzt Bindseil das größte Verdienst erworben (Physiologie der Stimm- und Sprachlaute, die 1. seiner Abh.). Z. B. in slawischen Sprachen das Vorwalten von Zisch- und Sauselauten, bei fast gänzlichem Mangel von Aspiraten. Im Besonderen Schmeller's Charakterisirung des Böhmischen auch von lautlicher Seite in seinem: Blick auf die nachbarliche Slawensprache in Böhmen (Münchener Gel. Anz. 1843. Nr. 116—120.). So vertheidigt er S. 11. gedachte Sprache gegen den Vorwurf der Härte und Rauheit. „Unnöthige Mühe [auf den Spruch, welcher das beweisen soll: **strcz prst skrz krk** Stecke den Finger durch den Hals, zu ernsthaft widerlegend einzugehen]; denn was können einige Dutzend zum Theil leicht vermeidliche Wörter im Ganzen gegen den Wohlklang einer Sprache beweisen, in welcher auf einen Consonant durchschnittlich 0,928 (während im Deutschen nur 0,483) Vokale treffen, die auf ein unbefangenes deutsches Ohr den Eindruck des Italienischen macht und dem vielleicht gesang- und musikliebendsten Volke von Europa angehört?"

3) Eine in anderem Betracht für den Sprachforscher noch wichtigere Seite, die ich hier nur kurz berühren will, liegt in den Beziehungen der Laute unter sich, namentlich nach Homogeneität (z. B. Tenues, Mediä, Aspiratä u. s. w.) oder Homorganität (**p**, **b**, **f**, **m** usf.), und in dem ganzen auf diese Wahlverwandtschaften begründeten Lautwechsel, dem keine Sprache weder entgangen ist, noch sich in der Gegenwart völlig entziehen kann. Durch diese Verschiebbarkeit und Wandelbarkeit der Laute, welche sich jedoch fast immer in den Schranken eigentlicher Lautverwandtschaft bewegt, und überhaupt selten in wilder und sporadischer Unordnung, sondern massenweis und nach methodischen Gesetzen erfolgt, wird nämlich der primitive Werth der Laute, d. h. in seiner etymologisch-geschichtlichen Wahrheit und Ursprünglichkeit, oft so bedeutend alterirt, daß ganze Reihen von Lauten (z. B. die Mutä im Germanischen) nicht mehr auf dem alten Flecke stehen, und mithin von der bei der Sprachschöpfung in sie gelegten ersten Be-

deutsamkeit in ungetreuester Weise abgefallen sind. An sich klar ist, wie man die Lautübergänge und etymologischen Bezüge in dem Sprachmaterial nicht nach willkürlichem Rathen beurtheilen darf, sondern einerseits nach den physiologischen Verwandtschaftsnexen der Laute unter einander, dann zweitens an der Hand der Geschichte in methodischer, und die zum Grunde liegenden Gesetze aufsuchender, Weise verfolgen muß. Ich verfolge jetzt nicht weiter, von wie großer Wichtigkeit dies Verhältniß in allen etymologischen Untersuchungen sei. Es soll hier nur flüchtig daran erinnert werden, daß der Grundsatz: Schreibe wie du sprichst zwar an sich der natürlichste ist, nichts desto weniger aber bei der Ausführung leicht auf Schwierigkeiten stößt. Ueber die Richtigkeit der Aussprache selbst kann Streit herrschen, und so läßt sich z. B. Niemandem verbieten, etwa an Stelle des schriftlichen **st**, **sp**, wenn sein Schnabel nicht danach gewachsen ist, sein mundartliches **scht**, **schp** in der Aussprache zu setzen. Die mündliche Sprache bindet sich aber überhaupt nicht knechtisch an die schriftliche, und diese, auch wo sie streng das phonetische Verfahren erstrebt, bleibt doch immer nur der mehr oder minder treue Ausdruck einer Sprache, wie letztere zu einer bestimmten Zeit, also während der ersten Festsetzung oder nachmaligen Regelung der Schrift, in einem besonderen Sprachkreise gehört wird. Vgl. als in mancherlei Betracht hieher gehörend, die geistvolle, wennschon nur auf die jüngere Form der Devanagari, nicht auf die älteren Indischen Schreibweisen gestützte Schrift von Lepsius: Paläographie als Mittel für die Sprachforschung zunächst am Sanskrit nachgewiesen. Berlin 1834. Freilich kann man aus der Schrift für die Lautsprache nur dann Erkleckliches lernen, wenn jene nicht nur überhaupt sich mit Darstellung der Laute befaßt (worauf bekanntlich das Chinesische sich nur ausnahmsweise, wie z. B. bei fremden Eigennamen, obschon immer in sehr unvollkommener Weise, einläßt), sondern sie auch mit möglichster Treue und Schärfe (z. B. Längen und Kürzen, was im älteren Griechisch noch weniger unterschieden ward als später) wiederzugeben bemüht ist. Dieses beständigen Fluctuirens der Sprache auch in ihrem Lautkörper wegen werden nach bestimmter Zeit, so einträchtig sie von vorn herein zusammengingen, Laut und Schrift mit einander uneins. Und da man aus Gewohnheits-Gründen immer ungern daran geht, durch Correctionen der Rechtschreibung, welche keine richtige d. h. der Aussprache conforme Schreibung mehr ist, die Eintracht wieder herzustellen: so verläuft sich unmerklich die phonetische Schreibmethode in eine etymologische, welche, unter Umständen, auch ihr Gutes hat. Man versuche es nur einmal, die Französische, dem Laute überaus entfremdete Schrift, etwa in Gemäßheit mit der phonetischen Schreibweise der Italiener, in ein, sich streng dem Laute hingebendes System der Schreibung

umzusetzen. Nicht nur, daß man hiedurch eine völlig andere Sprache glaubt vor sich zu haben (das geht mit allen Sprachen so, die ich, wie z. B. in Rapp's, übrigens um Bestimmung der Lautverhältnisse der Sprachen sehr verdienten „Physiologie der Sprache" der Fall, wennschon in einem noch so eng an den Laut sich anschmiegenden, doch neuen und ungewohnten Gewande, z. B. das Griechische mit Lateinischen Lettern, vor Augen bekomme): es zerreißen auch mit Abbrechen eines in der etymologischen Schrift aufbewahrten älteren Sprachstandes zugleich viele Fäden historischer Erinnerungen und Verknüpfungen. So z. B. im Französischen mit dem mütterlichen Latein; — jedenfalls ein Verlust, den man nicht zu gering anschlagen darf.

Ein von der nationalen Besonderheit hinweg zur Allgemeinheit erhobenes Alphabet*), welches hierin, unter Hinwegrückung

---

*) In Bunsen's **Outlines of the Philosophy of Universal History, applied to language and religion 1854.** enthält der **II.** Bd. die Londoner Verhandlungen über den Gegenstand, und als deren Resultat sind darin zwei, freilich unter sich auseinander gehende Arbeiten abgedruckt. Nämlich 1) Das allgemeine linguistische Alphabet. Grundsätze der Uebertragung fremder Schriftsysteme und bisher noch ungeschriebener Sprachen in Europäische Buchstaben. Von R. Lepsius. Berl. 1854. 67 S. 8. und 1855. 64 S. 8., und **2) Proposals for a Missionary Alphabet, submitted to the Alphabetical conferences held at the residence of Chevalier Bunsen in January 1854. By Max Müller. Lond. 1854. 53 pagg. 8.** Der Graf Volney hatte sich schon früher eifrig mit Verwirklichung des Gedankens herumgetragen und beschäftigt. Zu dem Ende hinterließ er denn auch ein allen Linguisten wohl bekanntes und von ihnen dankbarlichst anerkanntes Legat, wodurch eine jährliche Preisvertheilung zu Paris gestiftet worden, welche Anfangs sich enger an das gestellte Problem des Stifters hielt, nachmals aber heilsamer Weise in der Linguistik überhaupt hervorragende Arbeiten belohnte. Man sehe über die einschlägigen Werke der beiden Bibliothekare Joseph v. Scherer und A. E. Schleiermacher, welche den Volney'schen Preis im ursprünglichen Sinne davon trugen, Schmeller in den Münchener Gel. Anz. 1842. Nr. 80—83. S. 10 fg. Auch verdient der **Essai de Transcription générale** in **F. G. Eichhoff Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde. Paris 1836.** 4. Erwähnung. — Desgleichen ein, freilich nicht ganz in der gleichen Richtung liegendes Buch: Ueber den Druck Sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag von Herm. Brockhaus. Leipz. 1841. 8., das von mir **A. L. Z.** 1841. Sept. Nr. 163—164 ausführlicher besprochen ist. Ich habe dort nachgewiesen, daß zum Behufe von Transcriptionen viererlei Mittel möglich sind, die man auch sämmtlich in Anwendung gebracht findet. Nämlich 1) das, wenn demselben unveränderten Buchstaben ein verschiedener lautlicher Werth untergelegt wird; 2) diakritische Unterscheidung eines alten Zeichens, (eine besonders den Böhmen geläufige Methode); 3) Combination mehrerer Zeichen, (wie bei Polen, Lausitzern, Krainern u. s. w.); und endlich 4) völlig neuer Zuwachs. —

aller lokalen und nationalen Sondergötter dem allgemein gewordenen Glauben an den Einen und nur Einen Christengott gliche, ist nicht mit einem völlig anderen Dinge zu verwechseln: mit der Pasigraphie*), welche nicht, wie jenes, gegebene Sprachen bloß graphisch getreu wiederzugeben, sondern gewissermaßen selbst eine, von aller Lautbesonderung**) entbundene und für Leute aller Völker und Sprachen verständliche Schrift-, oder Gestalt-, Sprache zu schaffen bemüht ist. Daß dergleichen unter Umständen möglich, zeigt das Beispiel der sog. Arabischen (eig. Indischen) Ziffern, welche jedes Volk mit den, in seinem Idiome üblichen Zahlwörtern

Von dem durch Weijers aufgestellten Umschreibungssysteme, das sich indeß nur auf die Semitischen Sprachen bezieht, urtheilt Roediger A. L Z. Jan. 1846. S. 190.: „Dasselbe hat viel Consequenz und ist im Allgemeinen treffend, doch für unsre Druckereien zur Zeit noch zu beschwerlich und im Einzelnen auch nicht so untadelhaft, daß man sich für allgemeine Annahme desselben entscheiden möchte, so sehr auch eine größere Uebereinstimmung in diesem Punkte zu wünschen wäre."

*) Vgl. vor Allem zuerst Leibnitz (Opp. T. II. p. 373. ed. Dutens) in Betreff der Scriptura universalis, i. e. cuique legenti, cujusque linguae perito intelligibilis, qualem hodie complures viri tentarunt. Ferner in J. S. Vater's Schrift: Pasigraphie und Antipasigraphie. Leipz. 1799. Desgleichen in: Dessen Versuch einer allg. Sprachlehre. Halle 1801. das Kapitel: Verwendung der allgem. Sprachlehre für Pasigraphie S. 268 fg., und die Literatur hierüber S. 287—289. Sogar noch Wien 1848. 4.: Steph. Wiechievich, Pangraphie oder Universalschrift. Eine neue für alle Welt verständliche und brauchbare Kunst. Auch von Demselben: Pangrafia ovvero scrittura universale. Arte nuova cosmopolitica. Vienna. 4to. Siehe auch Chr. Fr. Eichhorn Semiologistica ex princip. arithmograph. repetita. Gott. 1826., und Karl Chr. Fr. Krause, Abriß des Systems der Philosophie. 1ste Abth. Gött. 1825. S. 61 fg. — Ich will übrigens an ein sehr zeitgemäßes Wort von Duponceau (Zeisberger's Delaware-Gramm. S. 13.) erinnern: „It is astonishing to see what efforts have been made by men of superior as well as those of inferior talents, to discover the origin of human speech, to trace an original or primitive language in those which now exist, to invent a universal or philosophical idiom, a universal grammar, a universal alphabet, and so many other universals, while the particulars are yet to be learned."

**) „Wenn es erfreuen kann, daß gerade die Nation, welche in ihrem ganzen Wesen, und so namentlich in ihrer Sprache, die beiden großen Elemente der neueren Civilisation, das romanische und das germanische, vereinigt, alle, auch die entlegensten Parcellen des Erdballs mit dem Netze ihres Einflusses umspannt, so darf vielleicht betrüben, daß die Mittel, die gerade dieser Sprache zur Bezeichnung ihrer und irgend anderer Laute zu Gebote stehen, unter die minder bestimmten und zureichenden gehören, und daß sich allem, was sie uns bringen an Namen und an Bestandtheilen aus Sprachen, die nicht auf europäische Art oder noch gar nicht geschrieben werden, für jedes nicht eben englisch gewöhnte Auge und Ohr das unsichere Schwanken dieser Träger mitgetheilt findet." Schmeller a. a. O.

nachsprechen kann, obschon doch, oder vielmehr weil, in den Ziffern der Laut ganz außer dem Spiele bleibt; und es ist bekannt, wie selbst der große Leibnitz eine der mathematischen analoge Zeichensprache in weiterem Umfange zu heuristischen Zwecken in Gang zu bringen den Plan hatte. Der Hauptübelstand bleibt nur der, daß Erlernung und geläufige Ausübung einer solchen künstlichen Schriftsprache vielleicht um das Doppelte so viel Zeit*) erforderte, als Erlernung einer Sondersprache, wie Latein, Französisch oder Englisch, die, eben weil wirkliche und natürliche, keine gemachte Sprachen, sicher doch dem erstrebten Zwecke allgemeiner Verständlichkeit besser entsprächen, als jene, zum Theil mit vielem Scharfsinn erdachten Methoden der Allschrift. Hauptsächlich muß diese auch mit an dem Umstande scheitern, daß Leute, die verschiedene Sprachen reden, von solch einer allgemeingültigen Schreibmethode doch in vielen Punkten gerade die Besonderheiten ihrer Sprache, auch solche, die mit dem Laute nichts zu thun haben, als z. B. Wortstellung, erwarten, und, hierin getäuscht, sich sehr bald von diesem Project mißvergnügt abwenden würden. Gesetzt auch, es lernte z. B. Jemand die Chinesische Schrift **) bloß mit dem

---

*) Um davon sich rasch zu überzeugen, nehme man nur etwa: Pasigraphie oder Anfangsgründe der neuen Kunstwissenschaft, in einer Sprache Alles so zu schreiben und zu drucken, daß es in jeder andern ohne Uebersetzung gelesen und verstanden werden kann. Erfunden und verfaßt von J*** von M***, ehemaligen Infanterie-Major in Deutschland. Zu Paris 1797. 4.

) Die Natur derselben kannte schon Leibnitz T. VI. P. 2. pg. 197, wo er sie in einem Briefe an den Vaterunser-Sammler J. Chamberlayne so beschreibt: **Postremò Sinenses ipsi tanquam alterius orbis homines et linguam habent et scripturam toto coelo a nostris diversas. Lingua eorum verbis constat paucis, sed veluti Musico cantu mirificè variatis: scriptura autem ad pronunciationem planè non refertur, sed ad ipsos rerum significatus. Unde eadem scriptura à diversis non in diversis tantum linguis, sed in eâdem etiam linguâ diversèmodè legi potest, ita ut verbum verbo (vel potius notà) non reddatur. Et eam ferè in modum Chymici apud nos suos quos vocant processus, suasque formulas scribunt, nisi quod passim vocabula linguae quisque suae admisceat. Eundem in modum Petrus Herigonus ex Societate Jesu cursum mathematicum dedit, qui apud diversas gentes legi posset. Japanenses certè Sinensium notis utuntur, etsi diversissima sit lingua (z. B. ist das Japanische mehrsylbig, nicht, wie das Chinesische, einsylbig). Vgl. weiter z. B. Endlicher Chines. Gramm. S. 24 fg. und Steinthal Grammatik, Logik und Psychologie S. 156 fg. Vgl. auch Duponceau in Zeisbergers Delaware-Gramm. p. 7., welcher mit Bezug darauf angibt: **We no longer believe it to be an original written language, unconnected with and independent of speech, conveying ideas immediately to the mind, and which may be read in all the different idioms of the earth. Philology**

Auge und nur mit Rücksicht auf den Sinn lesen, unbekümmert darum, ob er auch den ganzheitlichen, in keine Einzellaute zerlegten Wort-Charakteren, wie sie der Schrift dieses so vielfach sonderbaren Chinesen-Volkes eigen sind, ihren phonetischen Werth nachsprechend unterzulegen vermöge, — der Arbeit, den Genius dieser ostasiatischen Sprache in grammatischer Hinsicht, z. B. was die so wichtige Topik der Wörter anbelangt, zu studiren, wäre er damit nicht entübrigt. Und nun, welche Halbheit! — Verständniß einer Sprache bloß nach der Schrift; ich will nur einmal nehmen der Englischen, ohne Kenntniß von ihrem Laute, von ihrer Aussprache!

Die Projecte von einer Pasiphrasie oder Pasilalie, die sogar auch hier und dort aufgetaucht sind, fallen dagegen völlig ins Ungereimte. Während wir aber den Einheitsbestrebungen in der Schrift bis auf einen gewissen Punkt das Wort zu reden uns gemüssigt sahen, wollen uns die Versicherungen Einiger nicht sonderlich von dem Heile überzeugen, den es nach ihrer Meinung der Menschheit brächte, wäre diese nur im Besitze einer einzigen Sprache. Vgl. selbst den, vielleicht jedoch (s. hierüber mich **A. L. Z.** Sept. 1841. S. 82. u. Dunker Gesch. II. 387.) von seinem Urheber noch anders, als er in dieser Nacktheit aussieht, gemeinten Satz abermals von Leibnitz (**Opp. ed. Dutens. T. VI. P. 1. p. 297.**): **Si una lingua esset in mundo, accederet in effectu generi humano tertia pars vitae, quippe quae linguis impenditur.** Die weitere Ansicht, welche gern die Vervielfältigung der Sprachen gleichsam als Folge sündlichen Uebermuths, als einen Abfall wo nicht von einer wirklichen, dann zum wenigsten von einer ideellen Einheit des Begriffs darstellte, verbunden mit dem häufig geäußerten Wunsche, es möchte die Sprachverschiedenheit, **that main barrier** *), **we may confess with Humboldt and with St. Augustine, against the establishment of the Civitas Dei, and the realisation of the idea of Humanity**, wie **M. Müller**, **Proposals** zu Anfange sie nennt,

---

has taught us the impossibility of the existence of such a cosmopolite writing.

*) Aus ähnlichem Grunde eiferte Wienbarg seiner Zeit ziemlich unverständig gegen den Fortgebrauch des Niederdeutschen, weil er in ihm einen Hemmschuh der im Hochdeutschen liegenden allgemein-deutschen Cultur erblickt. Als ob nicht den Deutschen Provinzialen dadurch, daß man ihnen die angebornen Mundarten, auch in den wohlberechtigten Kreisen, verkümmerte, an Gemüth und Sitte eine viel gewissere und tiefere Wunde geschlagen wurde, als der noch überdies zweifelhafte intellectuelle Gewinn werth sein möchte, welchen man ihnen etwa durch ein noch einschneidenderes Aufzwingen des Hochdeutschen zuzuführen vermeinte. Kirche, Schule und gerichtliche Verhandlungen drücken schon jetzt mit ihrem Hochdeutsch mächtig auf ihn; und dies Verhältniß hat, seiner zweifelsohne überwiegenden Vortheile ungeachtet, doch in die andere Wagschale sicherlich auch einige Mißstände zu werfen.

hinweggeräumt werden können (was, beiläufig gesagt, zum Glücke unmöglich ist): — sie beruhen beide nur auf halben Wahrheiten, d. h. so ziemlich auf ganzem Unverstande. Daß die sprachliche Manifestation des allgemeinen Menschengeistes in solcher Fülle sich auseinanderlegt und in so mannichfaltigen Sprachtypen zur Erscheinung gelangt, kann allerdings, von einer Seite her, als eine der raschen Verbreitung der Cultur über den gesammten Erdboden entgegenstehende Schranke nicht mißkannt werden. Welches menschliche Auge (natürlich eingeschlossen das des Botanikers, welchem die ungeheure Mannichfaltigkeit der Pflanzenformen nichts weniger als unwillkommen ist, ungeachtet sie sein Studium erschwert), welches menschliche Auge, wiederhole ich, wünschte, statt des tausendgestaltigen und üppigen Blumenflors etwa der Tropen, sich lieber die einförmige und allerdings gar nicht verwirrende Einerleiheit der an sich hübschen, obwohl gemeinen Calluna in den endlosen Sandflächen der Lüneburger Heide?! Erschrickt man nicht vor der grauenvollen Dürre und langweiligschauerlichen Oede, spiegelte sich der menschliche Geist statt in tausend, etwa nur in Einer Sprache, wie vollendet, wie reich diese an sich wäre? — und, wenigstens Angesichts der ganzen unendlichen Geistesfülle, würde diese eine, immer sehr endliche Sprache doch nur als ein bettelhafter Irus dastehen. Ich beklage natürlich nicht, wenn es mit Einer Sprache auch für den Sprachforscher nur eine vergleichsweise geringe Arbeit zu thun gäbe, oder, meinetwegen auch, wenn es gar keines Sprachforschers bedürfte. Aber laut und offen würde ich beklagen, müßten wir alle geistigen Schätze der Welt, zumal der Dichtkunst*), als z. B. Kalidasa und

*) Es ist ein wohl begründetes Wort, was gelegentlich von **Ascoli's Studij orientali e linguistici** in den Grenzboten 1855 Nr. 9. S. 339 der Beurtheiler hinwirft: „Für die Poesie würde eine solche Isolirtheit (wie in Italien) manche Vortheile haben, da in dieser Beziehung durch das Weltbürgerthum alle künstlerische Physiognomie unterdrückt wird; aber gerade hier hört die Grenzmauer auf.“ — Nicht minder wahr ist die Bemerkung, die Selig Cassel Magyarische Alterth. S. 41 macht. Sie heißt: „Lappenberg spricht einmal von dem großen Werthe, den die lateinischen Chronisten vor den nationalen Werken voraus haben; wir können diese Meinung nicht theilen; in der Verschwimmung des nationalen Elementes im Christenthum ist für uns Vieles verloren gegangen; so bequem es für uns geworden ist, in dem größten Theile der christlichen Welt nur mit einer Form zu thun zu haben, in der der historische Inhalt erscheint, in der Sprache eben liegt der wahrhafte Schmelz des Originellen; historischer Inhalt ohne seine ihm eigene Sprache ist ein der schönsten Zweige entbehrender Baum. Ein gleich langer Schatten fällt von der Christlichkeit auf alle Produkte des Mittelalters; die lateinische Sprache hat als Organ dieser Christlichkeit die Nationen an einander gerückt, und mit wahrhaft kosmopolitischem Sinne Literaturen und Völker verschmolzen; aber wie diese Verschmelzung nur eine äußere war, nur ein Himmel, der über

Hafiz, die Davidischen Psalmen und Homer, Horaz und Dante, Shakespeare, Göthe, Calderon u. s. w. sammt und sonders, in ein

---

dem rohen Chaos verschiedener Unkultur unter den Nationen lag, wog sie den eigenthümlichen Verlust des wahrsten Schmelzes nicht auf, der uns durch diese allgemeine Farbe verwischt worden ist. Das Christenthum in seiner allerdings kosmopolitischen Bedeutung hat gegen die Nationalität den Vernichtungskrieg geführt; die Geschichtsschreibung kann es nur bedauern, daß hiedurch ein Schleier auf die eigentlich nationellen Momente gefallen ist.“ — Ich schließe daran einige Worte Schleicher's aus seiner Rede über die Stellung der Vergl. Sprachwiss. (s. weiter unten) S. 22: „Während wir in dem Einflusse, den unsere Wissenschaft auf die Erhaltung der vorhandenen Sprachen zu üben vermag, eine heilsame und dem Geistesleben des Menschen förderliche Seite derselben überblicken, so fehlt es doch nicht an anders Denkenden, denen das Verschwinden einzelner Sprachen als Vereinfachung der sprachlichen Verhältnisse eine willkommene Erscheinung ist, welche sie eher gefördert als gehemmt wissen möchten. Die Thoren! Nicht in einer einzigen Nation, nur in der Fülle derselben kommt der Begriff der Menschheit zur Erscheinung, je reicher diese Fülle, desto vollkommener kann er sich entfalten: jede aussterbende Sprache und mit ihr schwindende Nationalität ist ein unersetzlicher Verlust. Alles Hohe, was den Menschen beseelt, Religion, Wissenschaft und Kunst tritt um so vollkommener ins Dasein, durch je verschiedenere und mannichfaltigere Nationen es verwirklicht wird. Verschiedenheit in Sprache und Nationalität ist die Bedingung des wahren Geisteslebens, die Triebfeder des Fortschrittes. Bewahre uns der Himmel vor einer todten Gleichförmigkeit in Sprache und Nation!“ — Man höre auch die dichterischen Klagen Chateaubriand's Memoiren II. 122. Stuttg. Ausg. von Fink: „Man suche in Amerika nicht mehr die künstlich eingeführten politischen Verfassungen, deren Geschichte Charlevoix geschrieben hat: die Monarchie der Huronen und die Republik der Irokesen. Etwas, was dieser Zerstörung gleicht, hat auch in Europa statt gefunden und findet noch vor unsern Augen statt. Ein preußischer Dichter besang bei einem Bankett des Deutschordens ums J. 1400 als alter Preuße, die Heldenthaten früherer Krieger seines Landes. Niemand verstand ihn, und man gab ihm zur Belohnung hundert hohle Nüsse. Heut zu Tage verschwinden das Niederbretagnische [Chateaubriand ist aus der Bretagne gebürtig!], das Gälische, das Baskische von Hütte zu Hütte in demselben Maaß, wie die Ziegenhirten und die Ackersleute aussterben. — In der Englischen Provinz Cornwallis erlosch die Sprache der Eingebornen gegen das J. 1676. Ein Fischer sagte zu einigen Reisenden: „„Ich kenne kaum noch 4 oder 5 Personen, die bretagnisch sprechen und das sind lauter alte Leute, wie ich, von 60 bis 80 J. Alles was jung ist, versteht kein Wort mehr.““ — Die Völkerschaften des Orinoco sind nicht mehr vorhanden; von ihrem Dialekt übrigt nur noch ein Dutzend Worte, und diese werden auf den Baumgipfeln von Papageien gesprochen, welche wieder frei geworden sind, wie die Drossel Agrippina's, die auf den Balkonen der römischen Paläste griechische Worte zwitscherte. Das wird früher oder später auch das Schicksal unseres verschiedenen modernen [romanischen?] Kauderwälsch sein, das ja doch nur aus Trümmern des Griechischen und Latein besteht. Ein

und derselben Sprache, und wäre es der gepriesensten eine, wie die Griechische, lesen! Ich halte es in diesem Falle entschieden mit dem farbetrunkenen, prägnanten, charaktervollen Individuellen entgegen dem matten, abgeblaßten und saftlosen Allgemeinen. Auch lebe ich der Meinung, daß die in letzter Instanz einheitliche Bildung des Menschen im Kampfe eben mit dieser Mannigfaltigkeit volklicher und sprachlicher Entwickelung, wie Antäus beim jedesmaligen Berühren des Bodens, stets neu-gesteigerte Kräfte sammelt und zur Ausübung bringt, während sie, wäre es anders, der Stillstand leicht zur Verwesung und Fäulniß verdammte. Vielleicht ist es von einer höheren Waltung zweckvoll so bestimmt: es sollen in wohlthätigem Antagonismus durch bloße Verkehrs-Berührungen oder auch durch die noch tiefer gehende Mischung von Völkern verschiedener Sprache und verschiedener Abstammung, z. B. passivere Naturen mittelst activ thätigerer und begabterer, aus dem Schlummer in die Höhe gerissen, und überhaupt am Baume der Menschheit nach und nach und am verschiedenen Ort immer mehr prächtige Blüthen und Früchte zur Entfaltung hervorgetrieben werden.

Freilich wollen wir nicht auch das Unbequeme hinwegleugnen, das den Staaten-Regierern aus Mehrsprachigkeit ihrer Unterthanen entspringt. Es erklärt sich daraus das häufige Streben, von Staats wegen schwächeren Nationalitäten, nachdem sie ihre politische Selbständigkeit verloren haben, auch noch ihren eigentlichen Lebensathem, die angeborne Sprache, zu entziehen. Ich schweige jetzt von der, auf möglichste Ausrottung der Sprachen unterworfener Völker systematisch gerichteten Politik der Römer, welche ihnen theilweise nur zu gut gelang. Auch lasse ich Ludwig's XIV. und Napoleon's ähnliche Bemühungen, dem Französischen, z. B. in der Diplomatie, das Uebergewicht zu verschaffen, bei Seite. Ich

---

aus dem Käfig des letzten Frankogallischen Pfarrers entflohener Rabe wird sich auf einen verfallenen Kirchthurm setzen und dann unsern Nachkommen, fremden Völkerschaften zurufen: „Genehmigt diese letzten Anstrengungen einer Stimme, die euch bekannt war: Ihr werdet all' solchem Gerede ein Ende machen.“ — Und S. 125: „Wir besaßen jenseit des Oceans bedeutende Länderstrecken ꝛc. Jetzt sind wir von der neuen Welt, wo das Menschengeschlecht von Neuem beginnt, ausgeschlossen: die englische, die portugisische und die spanische Sprache dienen in Afrika, in Asien, in Oceanien, auf den Inseln der Südsee, auf dem Festlande der beiden Amerika vielen Millionen Menschen zu Verdolmetschung ihrer Gedanken; wir aber, die wir das Erbtheil der Eroberungen unsers Muthes und Verstandes verloren haben, wir hören kaum noch in einem Dorfe Louisiana's und Canada's die Sprache eines Colbert und Ludwig's XIV. reden: sie ist nur noch als Zeuge für den Umschlag unseres Glückes und für die Fehler unserer Politik!“ — Wie auch das Frisische auf Wangerog unaufhaltsam seinem Schicksale entgegen eilt, ersieht man aus Ehrentraut's Frisischem Archiv.

will nur daran erinnern, wie man in ganz neuerer Zeit öfters wieder die Frage in Gang gebracht hat, ob es nicht wenigstens vor der Politik (denn von der Unmoralität der Sache kann kein Zweifel sein) gerechtfertigt erscheine, das Aussterben von gewissen Sprachen nicht bloß nicht aufzuhalten, sondern selbst positiv herbeizuführen und befördern. Darauf will ich mit einem Citat antworten, von drei Männern Jenisch, Heilsberg und auch Imm. Kant, die in ihren Vorreden zu Mielcke's Littauischem Wörterb. 1800 rücksichtlich Aufrechterhaltung der Littauischen Sprache in Preußen sich einmüthig bejahend erklären. „Die Gründe für die Einführung einer allgemeinen Landes- oder Reichs-Sprache, sagte der Krieges- und Domainen-Rath Heilsberg, in einem vieltheiligen Staat, sind die nämlichen, die den Vorzug einer allgemeinen Erd-Sprache unterstützen, und betreffen vorzüglich den Vortheil einer leichteren Mittheilung der Gesetze, — den Gewinn eines engeren Bedürfnisses und Verkehrs der einzelnen Theile, und die daraus folgende gegenseitige Mittheilung der Cultur und Politur. Vorzüglich scheint das Annähern und die Verbrüderung der vereinzelten Abschnitte eines Staatskörpers, durch die Einheit der Sprache befördert zu werden. Joseph II. war für eine allgemeine Landessprache; Friedrich II. ließ dagegen den Provinzen seines Reichs die Sprache ihrer Väter und Vorfahren ungekränkt. Wenn man indeß über diesen Gegenstand unbefangen nachgedacht hat, so scheinen die Vorzüge einer allgemeinen Landessprache mehr scheinbar, als wahr, mehr abräthlich, als anräthlich zu sein. Denn, was die Landesgesetze betrifft, so bedarf es nur ihrer Uebersetzung in die Provinzial-Sprache, die weder schwierig noch kostbar ist. Auch ist natürlicher, daß die Offizianten die Sprache der Provinz, als diese, jenen ihre Muttersprache lerne. Eben so wenig hängt die Mittheilung der Cultur und Politur von einer allgemeinen Landes- oder Reichssprache ab; sondern wird durch das Bedürfniß und durch das von selbst eintretende Commerz befördert. Dagegen wird die Verschmelzung der verschiedenen Provinzen in eine, durch eine gemeinschaftliche Sprache, allerdings zwar erreicht, es ist aber immer noch unentschieden, ob sie dem Staats-Interesse vortheilhaft oder nachtheilig sei, wenigstens bleibt dieses sehr relativ, und von der größeren oder geringeren Masse der Tugenden, oder der Laster, die sich mittheilen, abhängig. Von dieser Seite betrachtet, dürfte Littauen, durch eine Verschmelzung mit andern Provinzen, vielleicht verlieren." Obgleich man nun aber der Littauischen Sprache nirgends in den Weg tritt, sie wird nichts desto weniger in nicht allzu ferner Frist — eines natürlichen Todes sterben, wie eines mehr gewaltsamen vor ihr das Altpreußische. — Unverzeihlich findet eben so Kollar (bei Schmeller, Münchener Gel. Anz. Nov. 1844 S. 813.) den Rath, den ein Slawe selbst, der Verf. der Schrift „Slawen, Russen, Germanen" Leipz. 1842

S. 7 und 213 den Preußen und Sachsen ertheilt, die Germanisirung der ohnehin von Deutschen umgebenen anderthalbhunderttausend Lausitzern immerhin ihren Gang gehen zu lassen. „Das hieße rathen, daß man fortfahre zu sündigen. Den Lausitzern wird gerathen, sich, was Schrift und Literatur betrifft, als die Wenigeren den benachbarten Vielen, den Böhmen anzuschließen. Es sei dem Slawen rühmlicher und natürlicher, ein Böhme als ein Deutscher zu sein. Enden möge einmal das Zerfetzen der slawischen Nation in unzählige Partikeln, Dialektlein und kleine rednerische Literaturen; groß genug sei schon ihr Unglück, geviertheilt zu sein." — Erkenne hieraus, wie im Spiegel, der Deutsche das grenzenlose Unheil der Uneinigkeit zwischen seinen Stämmen. Ein unnennbares Glück für Deutschland wenigstens die Einheit in der Schrift und Sprache!

Das Nationalitäts-Princip, dessen Bedeutsamkeit und inhaltschwere Wichtigkeit Niemand bestreiten kann, hat doch seine Grenzen, über welche dasselbe hinaus geltend machen zu wollen, leicht zum Unverstande führt. Man sehe z. B. mit Bezug auf Kollar's etwas überspannten Enthusiasmus für das Slawenthum die sehr einsichtsvollen Bemerkungen in einer Anzeige des Kollar'schen Reisewerkes (Münchener Gel. Anz. 1844), wie S. 828: „Wenn die Sprache, diese mächtigste der Gewohnheiten, dem Menschen dienet, so beherrscht sie ihn auch und grenzt ihn ein in mitunter enge Kreise. Unentbehrlich und höchst wohlthätig als Mittel und Werkzeug, kann sie vielfach hinderlich werden als Schranke. Denn was bloß Form, bloß (?) Mittel ist, eine Art Cultus zu widmen, nimmt etwas an vom Götzendienst. Und wenn es Unrecht ist, irgendwo eine Form, die nicht die ererbte, mit Gewalt aufzudringen, so liegt andrerseits etwas Inquisitorisches darin, Einen anzufeinden deßwegen, daß er neben der ererbten Form, wäre es auch mit Hintansetzung derselben, eine andere braucht, die ihm unter gegebenen Umständen besser zusagen mag. Ueber der Nationalität steht die Humanität, sie, der ja auch jede Nationalität heilig ist. Wir glauben, daß unserem Reisenden selbst, der wohl eben so gut Deutsch als Böhmisch schreibt, dieser Standpunkt nichts weniger als ein fremder sei. Aber — wir sind eben noch lange nicht im Weltalter der Humanität, höchstens bricht vorerst das der Nationalitäten an." — Freilich, was uns Menschen die Muttersprache ist und durchs Leben bleiben muß, sie, welche uns von den frühesten Kindheit-Tagen mit tausend starken und doch überaus zarten Fäden der innigsten und tiefempfänglichen Sympathie an sich kettet, — eine treue und liebevolle Begleiterin durchs Leben, wo nicht beständig im großen äußeren Verkehre mit Menschen, noch auch immer im trauten Familienkreise, dann doch wohl meist im stillen einsamen Umgange mit uns selbst und mit unseren geheimsten Gedanken: das kann, und wird uns nie und nimmer eine andere Sprache sein können, wenn auch vielleicht noch

eher für unsern Verstand als für Gemüth und Herz. Hören wir hierüber auch einmal einen Rhetoriker. Langenschwarz, die Arithmetik der Sprache, oder (mit höchst nöthigem Zusatz): der Redner durch sich selbst. Leipz. 1834 S. XIV. f. bemerkt: „Doch der weise Schöpfer dieser Welt sah ein [?!], daß er den, — durch dieselben natürlichen Mängel, die ihn zum Streben zwingen, zugleich schwachen — Menschen, wenigstens in Eine natürlich-abtheilende Schranke verweisen müsse, damit die Menschenwelt aus mehreren geregelten Theilen des Ganzen bestünde, und nicht eine allzugroße Masse verschiedenartiger Menschenkräfte sich in einen Kreis zusammendränge, der für sie ein ewiger, blutiger Streitapfel werden könne. — Daher gab er zwar uns Allen zusammen ein Ganzes, — die Welt — aber er band jeden Einzelnen an einen Theil dieses Ganzen — an sein Vaterland. — Die Hauptschranke nun, die er uns zur Verkettung mit diesem Theile setzte, war nicht etwa eine Schranke, gleich dem Gitter am Kerker eines Gefangenen, nicht etwa eine Schranke, die uns wehe thun könnte — nein! es war die süßeste, erhabenste, war eine göttliche Schranke, — die der Muttersprache! — Jeder der Bildung angehörende Mensch kann und sollte, nach der Grundbedeutung des Naturgesetzes, ein Redner sein, in seiner Muttersprache. — Was wir als Säugling gelallt, das wiegt uns als Greise in den Himmel. — Jene weise Anordnung schließt uns inniger und fester an den Flecken Erde, auf dem wir in die Welt traten; und vermehrt und erhalten wird das Bedürfniß einer Lautwerdung der Empfindungen durch das Bedürfniß gegenseitiger Mittheilung" u. s. w.

Sprache ist wie für Draußenstehende ein Unterscheidungs-, so für die da drinnen von gleicher Nationalität unter sich ein, wie wenig auch maurerisch verstecktes und bloß angenommenes, dennoch Nichteingeweiheten unverständliches Erkennungs-Zeichen der Verbrüderung, und umschlingt die Volksgenossen mit dem gemeinsamen Bande der Liebe. Allein Sprache kann auch der Heerd sein, auf welchem der National-Haß bald an spärlicher Nahrung, gleichwohl nicht erloschen, sich unter der Asche still forterhält, bald plötzlich und mit ungeahnter Wuth auflodert und in helle Flammen ausschlägt. Man erinnere sich nur der in der Geschichte gar nicht seltenen Schiboleths, welche den Nichtwissenden das Leben kosteten. Außerdem, wie viele Kriege und Kämpfe der Geschichte, und zwar fast immer die zähesten und hartnäckigsten, sind — Sprachkämpfe, da wo es sich noch um ein höheres Gut handelt als äußere Wohlfarth oder, möchte ich sagen, als selbst die Freiheit des Leibes und Geistes, nämlich nicht das bloße Abzeichen der Völker, nein ihr eigentlichstes Selbst und die Bedingung der Volks-Besonderheit: deren Sprache. Es gilt also damit für die Völker, als solche, einen Kampf um Sein oder Nichtsein. Mit der Sprache reißet ihr der Nationalität die Wurzeln ab.

Es mag nicht überflüssig sein, an dieser Stelle wieder an das zu erinnern, was ich gelegentlich einer Anz. von Bernhardi's Sprachkarte von Deutschland in den Bl. f. lit. Unterh. 1850 Nr. 59. 60 schon einmal hervorhob: „Ihr Diplomaten und Minister, sagte ich, hinwischen könnt ihr mit eurem einfarbigen Pinsel über die Sprachkarten: unvertilgt, laßt es euch gesagt sein, bleiben, kehren wieder — **usque recurrunt** — unter der Tünche aus, höchstens, allmälig verbleichend, schwinden nach Jahrhunderten die Flecken und Farbenkleckse, welche Sprach-Unterschiede anzuzeigen, der Karten-Fertiger aufs Papier warf; und, so wenig ihr des Mohren Haut wandelt, so wenig, oder kaum etwas mehr, die Sprache der Völker, ihr geheimstes und doch offenbarstes Innere. Ihr habt keine Gewalt an ihr. Bis zur Stunde, seinem an Zahl mächtigeren Halbbruder, dem romanischen Spanier unwillig sich beugend und oft mit ihm in unversöhnlich-bitterem Kampfe, hat der Baske sein ihm eigenes, vor Kelten, Römern, Gothen, Arabern geborgenes Sprachidiom, lebendige Ruinen vom alten Iberertbum, in seine Berge geflüchtet und unvergessen in Gedächtniß und Uebung behalten. Wie der Ire, im Grunde alle keltischen Völkerreste Großbritaniens, dem Sachsen (in jener Munde vielleicht das allergehässigste der ihnen bekannten Wörter) noch heute grollen, wer weiß es nicht? und glaubt es mir, nicht bloß aus politischem Haß, angefacht und genährt von politischer (zum Theil religiöser) Unterdrückung, eben so sehr in dem, ihrem Herzen noch tiefer, mit noch giftigeren Essenzen eingeätzten Gefühle sprachlich nationaler Abgeschiedenheit von dem fremden Eindringling, ihrem jetzigen Herrn. Nicht bekehrst du den Slawen zum Deutschen oder umgekehrt; nicht beide zum Magyarenthum,*) wie jüngst, freilich in etwas entschuldigt von staatlich höchst unbequemen Mißständen, welche allerdings in jedem Staate, und so auch in Ungarn, Vielzüngigkeit erzeugt, der Magyar durch einseitiges Machtgebot durchzusetzen sich vermaß. Bindet Dänen und die Deutschen Schleßwig-Holsteins**) fester zusammen, als

*) Noch 1845 konnte in einer Anz. von C. Beda's Vertheidigung der Deutschen und Slawen und von noch zwei anderen verwandten Büchern in A. L. Z. April S. 722 gesagt werden: „Es ist wahr, die Magyaren haben, gleichsam im Sturmschritt, ihrer Sprache, als alleiniger Gesetzes-, Geschäfts- und Unterrichtssprache, das entschiedenste Uebergewicht errungen, und sind so ihrem Ziele: „Geht nur einmal alles ungrisch her, da werden wir uns nur allein verstehen und Niemand wird etwas darein reden können, als der aus dem Hause ist" — ganz nahe gerückt. Dennoch aber ist nicht Alles für die Deutschen und Slawen verloren". — Wie steht es damit jetzt?

**) Wer sich gründlich davon unterrichten will, mit oft wie kleinlichen und zur Erbitterung reizenden Mitteln und Machinationen Dänischerseits der Sprachkampf geführt ward, findet überreichen Stoff in den zwei Artikeln: Literatur des Kampfes der deutschen

sie bisher gewohnt gewesen: eben so füglich könntet ihr Feuer und Wasser zur Einheit verschmelzen; — und doch sprechen Dänen und Deutsche nicht einmal einander wildfremde, gegentheils nah verwandte Sprachen."

Schmeller scheint hienach Recht zu haben mit seinem obigen Ausspruche, weit entfernt, bereits im Weltalter der Humanität angelangt zu sein, breche höchstens vorerst das der Nationalitäten an. Aber wie? hat er denn wirklich Recht? Wären wir nicht damit wieder auf dem Standpunkte des alten Heidenthums angelangt oder hätten, trotz des Christenthums, womit wir großthun, ihn noch gar nicht verlassen? Das Christenthum, nämlich wie es sein sollte, d. h. ein Mittel, die Menschheit zu wahrer und ächter Menschlichkeit zu erziehen und heranzubilden, nicht, wie meistens bloß, wieder eine neue engherzige Form eines ketzersüchtigen Partikularismus zu den abgethanen alten, kann ein übertriebenes Hervorkehren der Nationalitäten wider einander unmöglich lehren, so wenig es auch die Nationalitäten selbst in ihren gutem Recht stören oder wohl gar zerbrechen zu wollen, nur über sie irenisch hinauszugreifen Ursache hat. Das soll uns aus Joh. Friedr. Cramer's werthvoller Schrift: **De studiis quae veteres ad aliarum gentium contulerint linguas Sundiae MDCCCXLIV. 4.** ein dem 2. Kap. mit der Ueberschrift: **Quid causae fuerit, quod antiqua rerum memoria aliarum linguarum jacuerit studium** entnommenes Bruchstück verdeutlichen. **Veteres populi, quorum sedes erant in Asia meridionali atque omnino in iis regionibus, quae mediterraneam includunt mare, pro varia variorum locorum, quae incolebant, conditione, alii aliam induerant naturam. Etenim ut montibus, fluviis, mari inter se fuerunt sejunctae et segregatae singulae gentes, ita suos quaeque colebat deos, quos sibi finxerat animo, quum ipsi dii popularem redolerent naturam, suos retinebat mores et leges, suum denique tuebatur cultum atque habitum, quo factum est, ut alteri cum altera gente non ita magna esset societas atque pauca tantum essent communia. Quod praeterea veterum memoria alter post alterum in publicum prodiit populus rerumque potitus caeteros quosque sub jugum misit atque odio est persecutus, Christiano vero et quidem recentiore potissimum aevo omnes populi sui sunt juris communique omnium civitatum continentur vinculo, quod longe plurimi eundem deum venerantur eademque fere amplectuntur sacra, quodque mercatura, quae nunc major et copiosior, plura undique et apportantur et exportantur, ut de aliis hoc loco taceam, equidem**

Sprache und Volksthümlichkeit an der Nordgrenze von Schleßwig-Holstein in A. L. Z. 1843 Dec. Nr. 222—224 und 1844 März Nr. 72—75.

veteres *γλώσσῃ λαλεῖν*, recentiores *γλώσσαις λαλεῖν* fere dixerim, si fas est rem profanam sacris appellari verbis. Quo magis in ultimam antiquitatis descendes memoriam indeque rerum historiam repetes, eo magis videbis alterum populum non solum ab altero abhorruisse, verum etiam ipsas gentes tribuum et ordinum diversitate in diversas partes esse sejunctas, quo magis vero ad nostros pervenies dies, eo magis populum cum populo singulosque cum singulis vitam communicare non sine magno cognosces gaudio. Quum omnium populorum ita proferantur fines ferratisque viis hodie ad omnes celerrimus nobis aperiatur aditus, fieri non potest, quin linguarum communio augeatur magnopere. Itaque non est quod miremur antiquitatis populos variarum linguarum studiis non fuisse addictos, quum linguis, quod cujusque populi est proprium, exprimatur, id vero in aliis gentibus despexerint magnopere atque neglexerint veteres.

Mit dem propagandistischen Streben des Christenthums nach allgemein-menschlicher Geltung kamen, aus leicht erklärlichen historischen Gründen, in seinem Gefolge vorzüglich drei Sprachen als linguae sacrae (Hebräisch, Griechisch, Latein — die Sprachen des A. und N. Testaments und der Vulgata) in Schwung. Seit aber das Bekehrungswerk über alle Welttheile sich auszudehnen begann, war man, um den ungläubigen Völkern in religiöser Hinsicht beizukommen, zuvor sich mit deren Sprachen vertraut zu machen, selbst wider Willen genöthigt. Dieser Umstand gab der Linguistik ihren Anfang und gibt ihr noch mit ihren Fortgang.

Wie aber in der neueren Zeit Verwandtschaft in Sprache und Nationalität sogar als mächtiger Hebel der Politik, und zwar in großem Stile, gebraucht und mißbraucht werden kann, davon zeugt am besten das allbekannte russische Manövre mit dem Panslavismus, welchem, wird er in seiner Starrheit festgehalten, einen durch einmüthigen Widerstand kraftvollen, Pangermanismus und Panromanismus entgegenzustellen, allein dauerhaft wirksamen Erfolg verspräche. Um so mehr, als, wenigstens nach der Angabe v. Thun's, Ueber den gegenwärtigen Zustand der Böhmischen Literatur S. 66., „unter den 200 Millionen, die Europa bewohnen, 78 Millionen Slawen sind". Rußland spekulirt in seinem Interesse auf Alles. Nicht bloß auf die sog. conservativen oder auch, vorkommenden Falles, auf die entgegengesetzten Interessen und Partheiungen. Es schob auch, wie jetzt die „Griechische" Religion im Besonderen, so früher die christliche überhaupt, vor; zur Zeit, wo es gegen die Türken so uneigennützig den Griechen beistand, welche jedoch, wie angelegentlich das Fallmerayer und der Grieche Oikonomos *) die Welt glauben machen wollten, nicht

*) *Κωνσταντινου Οἰκονομου πρεσβυτερου δοκιμιον περι της πλησιεστα-*

gerade der „Schrei des Bluts" *) nach einem mächtigen Helfer hinzog. Endlich hat Rußland auch in sprachlicher und volklicher Vetterschaft lange genug, und zwar nicht erfolglos gebliebene, Geschäfte gemacht. Ich will einige hieher gehörige Notizen einem Aufsatze: „Der Umschwung der Stimmung in Oestreich" entlehnen, welcher in Prutz Museum 1855. Nr. 5. steht. Daselbst heißt es S. 178.: „Ohne Zweifel hat Rußland das slavische Moment in Oestreich zu hoch angeschlagen. Eins vom Andern sieht sich nun bitter enttäuscht; nur daß Rußland diese Enttäuschung durch unwiderruflichen Verlust, wenn auch nicht materieller, so doch moralischer Art bezahlen wird, für das Slaventhum in Oestreich aber die Stunde gekommen ist, utopische Ideen fallen zu lassen und sich an die praktische Wirklichkeit anzuschließen. Es kann ihm nun nicht schwer werden einzusehen, daß nationale Sympathieen allein nicht im Stande sind, die Grundlage praktischer politischer Systeme abzugeben, und zwar um so weniger, wenn sie nicht nationaler Natur in höherem Sinne, sondern nur eine Art linguistischer Landsmannschaft. Brüderschaft ist allerdings eine schöne Sache, und ein noch mächtigeres Rußland, als das jetzige würde sich **in majorem Slavorum gloriam** gar nicht übel ausnehmen. Allein — blühende Industrie, schwunghaftes Gewerbe, erhöhtes Erträgniß des Bodens, verzweigte Eisenbahnen, lebhafte Schiffahrt und erhöhte Kultur überhaupt sind nicht minder schöne Sachen, und ist auch Russisch eine verwandte Sprache, so ist die gesicherte Entwickelung aller dieser Dinge in einem deutschen Oestreich jedenfalls ein neidenswertheres Loos, als um der brüderlichen Umarmung mit den Söhnen Ruriks willen ein paar Jahrhunderte in der Culturgeschichte zurückzuschreiten! So denkt in diesem Momente der größere, der praktischere Theil der östreichischen Slaven, und diese — freilich erst gewissermaßen **per argumentum ad hominem** herbeigeführte — gesunde Anschauung der Dinge ist wahrlich kein ganz unbedeutender Erfolg der östreichischen Haltung sowol für Oestreich als für Deutschland!"

Staat und Volk sind, behaupteten wir oben, nichts weniger als zwei einander, auch nur dem Umfange nach, deckende Begriffe. Während Volk ein unmittelbar von der Natur gegebenes Verhältniß vorstellt, bezeichnen wir dagegen den Staat, ich sage nicht, obschon leider dies der Wirklichkeit nach öfters der Fall ist, als ein

---

της συγγενειας της Σλαβονο-Ῥωσσικης γλωσσης προς την Ἑλληνικην. **T. I — III. Petrop. 1828 8.** Ein, in den Berl. Jahrb f. wiss. Krit. von Schmidt angezeigtes Buch, das, wie mir Kopitar brieflich mittheilte, auch einen politischen Zweck hatte.

*) Gegen Fallmerayer's Hypothese von der Slawischen Abstammung der heutigen Griechen hat sich am entschiedensten L. Roß erklärt, z. B. „Griechische Königsreisen 1848." I. 179.

Erkünsteltes und Willkürliches, wohl aber, glaube ich, als ein, jedoch auf natürliche Verhältnisse basirtes und nicht urplötzliches, sondern im Wachsen sich selbst verbesserndes, oder auch, je nachdem, verschlechterndes, Erzeugniß der Kunst. Ist er doch, wenn auch mitunter statt zu Einschränkung, vielmehr im Interesse eines Einzigen oder Weniger zu völliger Aufhebung individueller Freiheit der meisten Einzelnen benutzt und umgeschlagen, auf letzter Stufe ein Werk der Freiheit und menschlicher Selbstbestimmung. In demselben Maaße nämlich, als sich aus der Einfachheit reiner Natürlichkeit eine mehr oder minder entwickelte und ordnungsgemäß eingerichtete Form größeren gesellschaftlichen Zusammenlebens herausbildet und um einen gemeinschaftlichen Anziehungspunkt Gestalt annimmt, bedarf auch die Staatsweisheit eines entsprechenden Aufwandes von geeigneten Mitteln der Klugheit und der Macht, eine solche Gemeinschaft in sich und gegen äußere Störungen aufrecht zu erhalten und schützen. Uebrigens, obgleich sicherlich in den wenigsten Fällen ein rein Conventionelles und, etwa auf Grund einer politischen Theorie hin und durch ausdrücklichen Vertrag, Gemachtes, bleibt doch der Staat jederzeit, so gewiß er, der Staat, seinem tieferen Wesen nach, etwas Göttliches ist, in seinen Einzel-Erscheinungen (die Staaten) oft sehr menschliche und von einer größeren Menschenzahl, mit oder auch wider Willen des augenblicklich schwächeren Theils, anerkannte Satzung, ein positiv Gesetztes, eine θέσις, während Völker φύσει entstanden — mehr durch räumliche und zeitlich wachsende Abtrennung als durch anderes wesentliches Zuthun ihrerseits, und — Sprachen durch Beides, φύσει und θέσει im Wechselverein, als Producte (zufrühest freilich unbewußt) selbstwählerischer Uebereinkunft auf dem Grunde von Naturnothwendigkeit. Volk kann, streng genommen, nur heißen — dies aber über alle anderweite z. B. geographische, religiöse und politische Binnenspaltung hinaus, — was durch naturgemäße Bedingungen der Zubehörigkeit, wie Abstammung und Sprache, zusammensteht. Wogegen der Staat seinerseits gar nicht selten mit rücksichtsloser geschichtlicher Willkühr trennt: Theile desselben Volkes (z. B. Deutschland im Gegensatz zu dem einheitlichen Frankreich; oder gar das in dreifacher Zerstückelung drei fremden Herrschern überwiesene Polen); oder zusammenhält, als Staats-Genossen: was nicht Volksgenossen. Von Letzterem ein Beispiel: Oesterreich. Es gibt einen österreichischen Staat, gewiß. Spreche ich aber von einem österreichischen Volke: so ist das nur ein uneigentlicher Ausdruck. Uneigentlich, weil hier unter dem Worte: Volk mißbräuchlich die unter Einem Oberhaupte vereinigten Angehörigen Eines Staates befaßt werden, obschon doch diese Oesterreicher, 36 Millionen an der Zahl, nicht allein von keiner gleichen Abkunft sind, sondern gegentheils, von der allerbuntesten Sprach- und Volklichkeit (Nationalität). Dagegen

rede ich, troß seiner staatlichen Zerrissenheit, mit gerechtestem Fug von einem Deutschen Volke, als von einer Einheit, die sich auch, wie lose immer politisch zusammengehalten, als solche fühlt. — Ungarn *), das wiederum in sich, eben nicht zu seiner Erbauung, so vielsprachige Ungarn hatte überdem vor der letzten Katastrophe eine eigne, von der der Gesammtmonarchie sehr verschiedene Verfassung, und zwar mit Oesterreich den Herrscher, aber im Uebrigen nur wenig gemein; etwa wie Schleßwig-Holstein zu Dänemark steht, und, vor der Trennung, Hannover zu England. Richtiger noch, obschon auch nicht ganz correct, wäre der Ausdruck, wollte man unter: Oesterreichisches Volk im engeren Sinne nur die Deutschen Oesterreichs, als den vorwiegenden Stamm im Reiche, verstehen.

Um den Unterschied von Volk und Staat sich recht eindringlich zu machen, gibt es — was freilich diesem Staate selber nicht allzulieb sein wird — kein instructiveres Beispiel als — Oesterreich. Das lehren die von ihm entworfenen Völkerkarten. Als: Neueste National- und Sprachkarte des österr. Kaiserstaates und der angrenzenden Theile. Von Frölich. Wien 1849. Oder, mir vorliegend: Häufler, Sprachenkarte der österreichischen Monarchie. Pesth 1846. Wie wenig homogen die Bevölkerung der österreichischen Monarchie sei, erhellt daraus, eben so sehr, als die Schwierigkeit, so mannichfach einander widerstrebende Elemente zu erträglicher Zufriedenheit aller in eine segenreiche Harmonie zu verschmelzen. Ein Mischreich, welches die Verdauung und Assimilation verschiedenartiger Nationalitäten in seinem Körper sich zur Aufgabe stellt, oder welchem diese Aufgabe nothgedrungen zur Aufgabe gestellt ist, muß einen harten Magen haben. Denn, wie könnte es, will es nicht sein Princip aufgeben, die Sonderinteressen aller einzelnen Nationalitäten immer über dem Ganzen schonen? Ich glaube, es wird der Mühe lohnen, wenn, um das bunte Vielerlei in Oesterreichs Bevölkerung bemerklich zu machen, aus dem, Leitmeritz Aug. 1847. vom Buchhändler Pohlig ausgegebenen Prospectus auf ein, so viel ich weiß, unterbliebenes Werk: Polyglotten. Wörterb. der sechs Hauptsprachen Oesterreichs. In fünf Bänden (1. Bd. Deutsch,

*) Einen berühmten Ausspruch Stephans: „nam unius linguae uniusque moris regnum imbecille et fragile est“, der allerdings um so merkwürdiger erscheint, als er der sonstigen Politik der Monarchen wenig entspricht, legt Selig Cassel, Magyarische Alterth. S. 19. seinem Sinne nach aus. Er sei nicht bloß gegen die Feinde deutscher Einwanderungen gerichtet. Ihm liege ein weiterer Gedanke zum Grunde: es sei jeder Staat, jedes Volk, das sich von der Verbindung mit den Nachbarstaaten fern und in Feindschaft gegen diese hält, eben deshalb ein unsicherer und schwacher; er könne nur den für einen gesicherten und dauernden halten, der durch die Bande der Gastfreundlichkeit, Sitten und Glaubensähnlichkeit an die Nachbarn gekettet und mit ihnen verwachsen sei, u. s. w.

Böhmisch, Illyrisch, Polnisch, Ungarisch, Italienisch). Bearb. von **Dr.** J. P. Jordan, Bezug genommen wird. Es heißt dort: „Je lebendiger sich der geistige und materielle Verkehr unter den verschiedenen Stämmen des großen Kaiserstaates gestaltet, je klarer und entschiedener die einzelnen dieser Stämme nicht bloß in ihrer Literatur, sondern auch im praktischen Leben, in Handel und Wandel, in Kirche und Schule, als selbständig auftreten, je mehr endlich unsere väterliche Regierung selbst [vormärzlich!] durch Verbesserung des Schul= und Erziehungswesens, durch physische und moralische Hebung der an ihre Sprache festgebundenen unteren Stände, durch colossale Beförderung der Communicationsmittel, durch Gesetze und Verordnungen der ausgedehntesten Art die entferntesten Punkte ihres ungeheuren Reiches in Berührung bringt: desto allgemeiner macht sich das immer dringendere Bedürfniß nach einem Werke fühlbar, das allen denjenigen, welche durch ihre Stellung, amtlich oder privat, in den Strom dieser Meere von Sprachformen der mannigfaltigsten Art hineingezogen werden, als leichter Compaß diene, sich auf den lebendig bewegten Wellen desselben zurecht zu finden, und das ihnen ein bequemer Dolmetscher sei auf ihren Wanderungen über die weiten Fluren der großen Heimath. Die außerordentliche Zahl von Beamten an den höheren und niederen Stellen, die Geistlichkeit, die Aerzte, die Kaufleute Oesterreichs, wie oft kommen sie mit Leuten in Berührung, zu denen sie mit Erfolg oder Vortheil nur in ihrer Sprache reden können, weil sie ohne dieses Mittel bei ihnen weder Vertrauen noch Einfluß finden. Und nun erst die Armee! Welche Mischung von Sprachelementen findet oft in einem und demselben Regimente statt! Und wie fremd steht der Offizier seinen Untergebenen gegenüber, ist ihm ihre Sprachweise fremd und unzugänglich. Und wenn dann erst eine Versetzung statt findet, wenn ein Regiment von Westen nach Osten, vom Norden nach dem Süden geht!" — Nach der „Europa" 1855. S. 36., um dies hinzuzufügen, zählt man, die Landesgesetzblätter nicht gerechnet, für das laufende Jahr in Oesterreich politische Zeitungen in deutscher Sprache 15 in Wien, 26 in den Provinzen, in nichtdeutschen Sprachen 5 in Wien, 1 tschechische, 1 polnische, 1 ruthenische, 1 italienische, 1 armenische, sonst noch 17 italienische, 3 tschechische, 2 serbische, 2 ungarische, 2 romanische, 1 croatische, 1 dalmatische, 1 ruthenische. An nicht politischen erscheinen für 1855: deutsche 107, darunter 45 in Wien, nichtdeutsche 91, darunter italienische 59, ungarische 13, tschechische 7, polnische 5, slowenische 3, croatische 3, ruthenische 1. Und hienach, meint die Europa, lasse sich ungefähr das Wachsthum und der Bildungsgrad der verschiedenen Nationalitäten des Kaiserreichs ermessen.

Das österreichische Herrscherhaus von deutschem Geblüte beherrscht nun aber laut Häufler 1) Deutsche, 2) Slawen, 3) Ro=

manen, 4) Asiatische Stämme. Die Deutschen selbst zerfallen wieder in verschiedene Unterabtheilungen: a. Bojoarisch-österreichischer Stamm. b. Alemannischer St. (Vorarlberg, Südtyrol u. s. w.) c. Fränkisch-sächsischer St. (in Böhmen, am Böhmerwalde u. s. w.) d. Mittelrheinischer St. (in Ungarn und Galizien). e. Sudeten-St. (in Böhmen, Mähren und Schlesien). f. Sächsisch- und (sogar! durch Uebersiedelung) niederdeutscher St. (in der Zips, Siebenbürgen, Militairgrenze). Zusammen: 7,071,825. — Desgleichen sind die Slawen Oesterreichs, 15,455,998 Köpfe stark, nichts weniger als unter sich gleichartig. Die Einen, d. h. Tschechen (Böhmen, Mähren, Slowaken) und Polen, fallen dem binnenländischen Slawenstamme; einem ganz andern (wozu auch die Russen gehören) die Ruthenen, Winden, Kroaten, Serben, Bulgaren zu. — Unter den 7,817,711 Romanen, wozu indeß auch 10,000 Griechen in Ungarn geschlagen werden, sind Italiener, Furlaner; Ladiner in Tirol; endlich Walachen einbegriffen. — Als Asiatischen Stammes bezeichnet und aufgeführt sind a. Magyaren (etwa mit den Finnen einst gelber Rasse?) 4,858,670. b. Armenier 12,500. c. Juden 670,068. d. Zigeuner 93,000. Zusammen 5,634,738. Dazu endlich noch „aus verschiedenen Provinzen (von allen Sprachst.) in Wien" 130,000, bringt als Totalsumme 36,110,272. — Dagegen Preußen hat, mit geringen Ausnahmen, nur Deutsche und Slawen, diesen die Lithauer zugerechnet, unter sich. Ueberdem gehören seine Deutschen fast sämmtlich zum niederdeutschen Stamme; jedoch, mit Ausnahme der westlichen Provinzen, selten (wie in Westfalen) rein, sondern mit Slawischem Blute untermischt. Die Slawen seines Reichs, mit Ausnahme der sprachlich sehr eigenartigen Lithauer, nämlich Polen, Kaschuben und Lausitzer, gehören auch nur dem Einen großen binnenländischen Slawenstamme an.

„Wenn der Deutsche", beginnt Schmeller seine schöne Abh. über die Böhmische Sprache (Münchener Gel. Anz. 1843. Nr. 116 fg.), „im Allgemeinen vom großen Vaterlande und von den fünfunddreißig Millionen seiner Bewohner spricht, so denkt er sich diese gewöhnlich insgesammt abermals Deutsche. Mit einigem Mißbelieben läßt er sich berichten, daß von jenen fünfunddreißig Millionen über volle fünf denn doch keine Deutschen, daß von dem Halbdutzend Großstädte, die er darzählt, eine fast des ersten Ranges nicht eigentlich eine Deutsche ist. — Es geht dem Deutschen in dieser Hinsicht nicht besser, als es dem Franzosen mit seiner Gascogne, Navarra und der Bretagne, mit seinem Lothringen und Elsaß, dem Spanier mit seinen **Provincias Vascongades**, dem Engländer mit seinem Wales, Hochschottland und Irland geht. Fast alle großen Nationalitäten, die jetzt Stimme führen in der europäischen Welt, sind mit dadurch groß, daß sie kleinere niederhalten. — Erscheinen für das solidarische

Fortbauen in Wissen und Können schon die wenigen solcher großen Nationalitäten in ihrer Verschiedenheit leicht als zu viele, ist es dem Forscher schon schwer, alles Neue, das in deutschem, französischem, englischem, italienischem, spanischem Gewande auftaucht, gehörig zu überschauen und benutzen, so ist verzeihlich, wenn von dieser Seite her das Aufkommen noch mehrerer, vorab kleinerer, mit einer gewissen Ungunst betrachtet wird. — Aber weit hinter uns liegt nun einmal die Zeit, wo die Wissenschaft in Nord und Süd, im Westen und Osten Europa's nur Ein Kleid, das lateinische, bedurfte, und wir haben uns bereits darein gefunden, sie auch in portugiesischem, holländischem, dänischem und schwedischem auftreten zu sehen, und um so williger, als dieses dem bisher bekannten noch so vielfach ähnlich sieht. Spröder thun wir gegen das, was, um der ungarischen zu geschweigen, in der uns wildfremden polnischen, russischen oder einer andern slawischen Tracht zu uns kommt .... Und dennoch wird das Unabweisbare nicht gar zu lange mehr auf sich warten lassen."

In einer, Zeit und Ort wohlangepaßten Rede: Ueber die Stellung der Sprachwissenschaft in mehrsprachigen Ländern. Prag 1851. bespricht deren Vf. Prof. Schleicher nach den „Vortheilen, welche die Mehrsprachigkeit eines Landes — durch die Nothwendigkeit, in zwei oder mehr Sprachen täglich zu leben, — der Sprachwissenschaft bietet", sodann diejenigen, welche ihrerseits „unsere Disciplin einer mehrsprachigen Bevölkerung gewährt" S. 17. So z. B. „wirkt sie in mehrsprachigen Ländern, wo meist die eine Sprache wenigstens theilweise im Nachtheil steht, als kräftiges Gegenmittel gegen die Unterdrückung des schwächeren Theiles, indem sie auf dieser Seite den unschätzbaren Werth der Muttersprache klar begreifen lehrt, der andern Nation aber darthut, wie sehr sie im Unrechte sei, wenn sie die Sprache des mit ihr zusammen lebenden Stammes gering schätze." — Auf die verwandten Verhältnisse, welche für die Einwohner an Sprachgrenzen entstehen, sei hier nicht weiter eingegangen.

Das Wort Nation bezeichnet 1) seinem Etymon (von **gnascor, gnasci**, vgl. **gens** von **gignere**) gemäß, nur ein stammartlich genetisches Verhältniß, d. h. ein Volk in eigentlich ethnischem Sinne. Das unsichtbare Band aber, was, zunächst der Abstammung, obschon nicht schlechthin unvertauschbar und zuweilen wirklich mit einem anderen vertauscht, am dauerhaftesten und festesten, sowie durch den eigenthümlichsten Zauber der Mitleidenschaft die Individuen eines Volkes an einander bindet, — ist dem Reiche der Töne entnommen, ihre gemeinschaftliche — Muttersprache. Sonderbar, wiewohl so erklärlich, als das allgemein menschliche und unerlernte Verständniß für den Empfindungslaut, welcher einer Menschenbrust ausgepreßt worden, oder die Interjection, daß im Gegensatze zu

der ausschließendsten Form des menschlichen Ausdrucks, d. h. zu den Volkssprachen, deren jedesmaliges Verständniß jenseit dieses Volkes nur künstlich erzielt wird, die Musik, übr gens auch, wie die Sprache, eine Welt von Tönen, der allgemeinste ist und unter den Künsten die allgemeinste (über nationale Einpferchung hinaus) ansprechende und verständliche. Portugiesen, Spanier, Engländer, Franzosen, Deutsche werden nichts anderes, sondern bleiben dies, vermöge ihrer Abstammung nd angeerbten Sprache, in allen Welttheilen und Himmelsgegenden, gesetzt daß sie auch anderen Staaten einverleibt würden, ihre Religion änderten u. dgl. Verwischen kann sie sich allmälig, die Abstammung, — aber aufheben, ein wahrer **character indelebilis**, läßt sie sich im Grunde nicht. Ich bin nicht Herr darüber, daß meine Aeltern, Großältern und so fort weiter zurück meine Ahnen andere werden, als sie sind; — sie gehören unangreifbar der Vergangenheit an. In diesem Betracht, kommen nicht durch fleischliche Misch-Verbindungen ganz neue Momente hinein, würde auch durch den Wechsel selbst der Mutter-Sprache nicht bloß bei solchen Personen, die von bestimmten Lebenswendungen ab deren Gebrauch an sich erlöschen ließen, sondern auch bei deren unvermischten Nachkommen, die vielleicht nie ein Wort aus der ihren Aeltern u. s. w. angebornen Sprache über die Lippen brachten, kein Wechsel des Blutes, und folglich der Nationalität im oben angegebenen Sinne, vollzogen. Ein Chamisso oder Fouqué, angenommen es fließe in ihren Adern kein Tropfen deutschen Bluts, wären, wie sehr auch von Sprache und Gesinnung zu Deutschen geworden, ihrem Leibe nach noch immer — Franzosen.

Sprache ist der wahrhaft charakteristische und faßbare Zug, welcher die Völker unterscheidet, theilweise fast der einzige. Mit dem Aufhören ihres, der Sprache, Pulsschlage hört doch auch in Wahrheit das Leben dieses Volkes auf: es ist ein anderes geworden mit anderer Gemüths- und Gedanken-Form mittelst des neu angenommenen Sprachidioms. Das Individuelle der Volkscharaktere, wenigstens in Europa, fängt (und das bekundet z. B. das Schwinden der Nationaltrachten und besonderer Volkssitten) von Tage zu Tage je mehr an, sich zu verflachen und im Allgemeinen zu verlieren. Namentlich bei den gebildeteren Ständen aller europäischen Völker, zeigt sich, weil sie am häufigsten mittelbar oder unmittelbar mit einander in Berührung kommen, diese, Unterschiedenes ausgleichende Annäherung. Die Sprache aber, obschon in den allerhöchsten Kreisen durch das Französische, (in so fern zu einer generellen, jenseit ihres Geburtslandes als Scheidemünze dienenden Standes-Sprache erhoben) und, anderseits, in großem Welt-Verkehre zwischen den Völkern aller Zonen durch das Englische, als Allerweltssprache, ebenfalls vereinfacht, — zieht gleichwohl durch

die Menschheit ihre Volk-einenden, aber zugleich Völker-scheidenden Furchen hin. Sie, von welcher im Ganzen und Großen sich die Völker viel weniger leicht (eher Einzelne) bekehren lassen, als, und ich nehme besondere Religionsformen nicht aus, von etwas sonst. In ihrer zähen Stetigkeit haben die Sprachen gar oft politischen und anderen Stürmen und Umwälzungen, natürlich nicht ohne gänzlich von ihnen unberührt zu bleiben, aber ohne doch auch, wie man etwa hätte erwarten sollen, ihnen zu erliegen, getrotzt, und dadurch dem Linguisten vielfache Gelegenheit gegeben, noch jenseit der gewöhnlichen Geschichte aus dem Schooße einer Sprache Aufschlüsse von mancherlei Art über die einstmaligen Schicksale desjenigen Volkes hervorzuziehen, welchem sie als mehr oder minder beneidenswerthes Loos zufiel.

Ganz anders gestaltet sich der Sinn des Wortes Nation 2) wo er in natürliche Landesgrenzen verlegt, also geographisch, genommen wird. Z. B. wenn ich alle Bewohner Italiens, die vor der römischen Eroberung im Alterthum sprachlich und volklich viel bunter aussahen als die Italiener der Gegenwart; die Sumatraner, oder Javaner (absehend von ihren nationalen, zum Theil vielleicht rassenhaften Verschiedenheiten); oder sämmtliche Inder Vorderindiens in eins zusammenfasse.

Dann endlich 3) dafern jener Ausdruck der historischen und politischen Fassung unterliegt. Also, wenn ich die Bürger Eines Staats oder die Untergebenen Einer höchsten Gewalt in einem politischen Körper, ohne Rücksicht auf die etwaigen Unterschiede von Religion und Sprache, z. B. in Großbritannien, darunter einheitlich begreife.

In den beiden letzten Fällen, wie sich von selbst versteht, für die Linguistik und Ethnographie unbrauchbare Begriffe, würde auch nicht, zuweilen durch einen einzigen Mann, wie Napoleon, die Staatencharte so auffallend und so schnell hintereinander verändert. Das erläutert beispielsweise R. Rask (Alter und Echtheit der Zendsprache u. s. w. bei v. d. Hagen S. 61 fg.), wenn er dem Adelung'schen Mithridates, als Hauptfehler, den Mangel einer wissenschaftlichen Eintheilung von Sprachen und Völkern vorwirft. „Bei Adelung drehet sich das ganze System, wenn man es so nennen kann, um den Ortsbegriff: aber da der Mensch von allen lebenden Geschöpfen am wenigsten an irgend eine Stelle gebunden ist [ein bedeutender Vorzug, diese größere Emancipation vom Orte!], so ist das Ortsverhältniß der allerunbequemste Eintheilungsgrund, so erdacht werden kann.“ Allerdings: z. B. die finnischen, die türkischen, die indogermanischen Stämme vertheilen sich (jetzt von neueren Uebersiedelungen der Europäer Absehen genommen) über zwei Welttheile, Asien und Europa. Gleichwohl, unter gewissen Cautelen, hat das Zusammenhalten der Völker nach den fünf Welt-

theilen, soweit nämlich nicht dadurch wesentlichere Gruppirungen beeinträchtigt werden, sein Gutes, ja, indem doch zum Theil ursprünglich von der Orts-Einheit die Abstammung mit abhängt, eine gewisse Berechtigung. Außerdem konnte auch zu Adelungs Zeit bei dem unvollkommnen Zustande der Linguistik, sowohl was Ausdehnung als Methode anbelangt, noch nicht füglich ein detaillirteres Eintheilungs-System der Sprachen und Völker, wie es Rask (s. u.) in Vorschlag bringt, zu allgemeinerer Anwendung kommen.

Selten geht Eine natürlich unterschiedene Volkschaft mit ungeschädigter Einheit und ungetrübter Reinheit in Einem Staate völlig auf. Entweder findet Zerstückelung desselben Volkes und Vertheilung statt unter verschiedene Herrscher, wie z. B. (in vielerlei Hinsicht zu ihrem großen Nachtheil) mit Italienern und Deutschen der Fall. Andere Male vereint Ein Staat unter seinem Scepter verschiedene Nationalitäten, oft nur in zerschellten Bruchstücken und kleinen Partikeln. Abermals selten zwei, oder mehr, Nationalitäten zu numerisch gleichen Theilen und von gleicher Kraft, in welchem letzteren Falle ja die Theile sich neutralisiren und gegenseitig zum Stillstande bringen müßten. Sondern es enthält der Staat unter zwei Momenten, oder wie viel es sonst sind, eines, was den anderen überlegen ist, sie beherrscht, sei es nun schon durch die bloße numerische Stärke oder durch ein sonstiges moralisches oder geschichtliches Uebergewicht. Also z. B. die Deutschen im Oesterreich'schen; die Russen im Russischen Staate; das Türkische als Sprache der herrschenden Dynastie, ungeachtet daß, wenigstens in der europäischen Türkei, das Türkische Volkselement der Zahl nach hinter den andern Bestandtheilen des Reiches zusammen unendlich, sogar hinter einzelnen derselben für sich schon, zurückbleibt. S. Petermann's Sprachkarte bei Max Müller, wovon später. Wie abhängig der Mensch aber vom Boden sei, den er bewohnt: so gehen doch trotzdem die ethnographischen, d. h. inneren Grenzen der Völker, oft noch viel bunter durch einander, als die der Geographie, sei es nun die natürliche physikalische oder die politische.

Leibnitz hatte unter vielen großen Vorahnungen, davon, wie so Manches aus der Sprachwissenschaft vernünftig anzugreifen und fruchtbar zu bearbeiten sei, auch bereits den genialen Gedanken von einem ethnographischen Sprachatlas gefaßt, wie er bis jetzt am vollständigsten ausgeführt in Berghaus' Physikalischem Hand-Atlas die VIII. Abth.: Ethnographie, in 19. Blättern vorliegt. Siehe Opp. P. VI. P. 2. p. 301—302. ed Dutens. Zu den Worten: Nova terrae divisio per diversas species vel generationes (4 aut 5), quas magnus peregrinator misit Domino Abbati de la Chambre, Parisino, A. 1684 d. 24. April (also auch schon, lange vor Blumenbach, ein höchst beachtenswerther Versuch der Rassen-Eintheilung!) fügt nämlich der große Denker

und Polyhistor bei: **Ego velim regiones dividi per linguas et has notari in cartis.** — Wilh. Obermüller giebt in Lüdde's Ztschr. für Vgl. Erdkunde Bd. II. S. 94—104. von seinem, im **Atlas ethno-géographique. Paris et Leipz. 1842. Planche ethnol. de l' Europe II. Edit. revue et augmentée** beobachteten Verfahren, Farbenwahl u. s. w. erwünschte Rechenschaft. Auch erinnert, mit Bezug auf Sprachkarten, viel Wichtiges Schmeller in einer Anz. von Bernhardi's und Schaffarik's Sprachkarten in den Münch. Gel. Anz. April 1844 Nr. 69 – 71. — B. Biondelli's **Prospetto topografico delle lingue parlate in Europa,** und **Regno delle lingue Indo-Europee** (auch die außereuropäischen Colonieen angebend) bei seinem, wie es scheint, in Stocken gerathenen **Atlante linguistico d'Europa,** wovon ich nur den 1. Bd. **Milano** 1841 8. kenne, ist noch etwas roh und zu wenig detaillirt, um mehr als den oberflächlichsten Anforderungen zu genügen. — Auch die Sprachkarte von Asien zu J. Klapproth's Asia Polyglotta 1823 giebt nur erst im Groben ein Bild von den Sprachverhältnissen dieses gesammten Welttheils, also einschließlich auch des hier Rußland angehörenden Gebiets. — Für Afrika ist Kölle's **Polyglotta Africana** von A. Petermann eine Sprachkarte beigegeben. — Das Türkische Reich mit den Nachbarn am schwarzen Meere u. s. w. ist sprachlich am besten durch eine Völkerkarte von dem kurz zuvor erwähnten A. Petermann illustrirt in Max Müller's **Suggestions for the assistance of officers in learning the languages of the Seat of war in the east. Lond. 1854.** 8. Vgl. meine Anz. des Buchs in der Deutsch-morgenl. Ztschr. IX. S. 275 — 281. – Hieran reiht sich geographisch, als, der ungeheuer weiten Ausbreitung des Slawenstammes wegen, fast ganz Osteuropa umfassend, Joseph Schaffarik's Slawische Sprachkarte (**Slovansky zemĕvid**) Prag 1842 mit **Slovansky Narodopis** (Slawische Völkerkunde) dazu, und verdient, bei den vielerlei höchst verwickelten Sprachverhältnissen im Osten unseres Welttheils, so z. B. in den Gegenden an der unteren Donau, zumal durch Einsprengungen in Enclaven, äußerst bunt ausschauend, um so mehr unsere Bewunderung und unseren ungetheilten Dank. — Den weiteren Verfolg, und zwar Europa's Mitte, stellt dar die Sprachkarte von Deutschland. Von Dr. Karl Bernhardi. Kassel 1844; 2. Aufl. besorgt von Wilh. Stricker, Kassel 1849. 8. S. meine Anz. in Bl. f. lit. Unterh. 1850. Nr. 59 — 60. Kiepert's Nationalitätskarte von Deutschland. Weimar 1848. — Endlich dem Bedürfnisse nach einer chartographischen Uebersicht über die romanischen Sprachen und Völker, wodurch wir nach dem äußersten Westen Europa's gelangen, ist in einer Karte abgeholfen, welche dem von August Fuchs hinterlassenen werthvollen Werke: „Die Romanischen Sprachen in ihrem Verh. zum Latein. Halle 1849. 8." beiliegt.

Hier weiter die Sprachen- und Völkerverhältnisse Europa's und,

namentlich mit Bezug auf den allerwichtigsten Stamm in ihm, den Indogermanischen zu verfolgen, liegt außer meiner Absicht. Ich verweise, wer dieserhalb Ausführlicheres zu erfahren wünscht, auf meinen 14 Bogen starken Artikel: Indogermanischer Sprachstamm, der in der großen Hallischen Encyclopädie begraben liegt, und Schleicher's Buch: Die Sprachen Europas in systematischer Uebersicht. Bonn 1850. 8. mit meiner Anz. in den Bl. f. lit. Unterh. Dann ist auch besonderer Beachtung werth: Grundriß der Grammatik des indisch-europäischen Sprachstammes von Moritz Rapp Stuttg. u. Augsb. I. Bd. 1852. II. in zwei Hälften 1855. 8. (mit zwei, nicht sehr ins Feine ausgearbeiteten — Sprachkarten: Asien, Europa), welches Buch, neben Bopp's Vergleichender Grammatik, in manchen Punkten seinen eigenen Weg geht. Die Bahn auch zu einer vergleichenden Syntax der indogermanischen Sprachen hat kürzlich **Ad. Regnier** in seinem großen Werke: **Étude sur l'Idiome des Védas et les origines de la langue Sanscrite. Première Partie. Paris 1855. 4.** angebrochen.

Nur ein paar im Fluge hingeworfene Erinnerungen. I. Auf der pyrenäischen Halbinsel, ihrer natürlichen Abgeschlossenheit ungeachtet, bestehen doch zwei Reiche: Portugal mit einer besonders durch große Lautverderbung des Latein, allerdings sehr merklich vom schwesterlichen Spanischen abstehende Sprache, und Spanien. Des letzteren Landes' Bevölkerung aber besteht, außer den spanisch redenden Romanen und den damit verschmolzenen Mauren, auch noch aus den Basken von unvermischter altiberischer Herkunft, wie ihre höchst eigenthümliche und inmitten aller übrigen Sprachen Europas völlig vereinzelt — eine ehrwürdige Ruine! — dastehende vorrömische Landessprache bezeugt. Siehe hierüber W. v. Humboldt's unvergleichliche Untersuchungen. Daher erklärt sich denn auch wohl, wie man die Basken, wegen eines unbezwinglichen Hanges zum Eigenleben, beständig, und vielleicht in der Regel weniger aus politischen Antrieben als aus nationalem Widerwillen, der sich mittelst jener Luft machen will, zu Aufständen gegen die spanische Regierung geneigt findet. — II. Frankreich: 1) Franzosen, und zwar mit einer tieferen Spaltung zwischen Norden (mit dem jetzt herrschenden Idiome) und Süden (Provenzalen, deren früher blühende Sprache zur Zeit in bloßen Patois ihr kümmerliches Dasein fristet). Entstanden aus Mischung schon romanisirter keltischer Gallier (dabei bleibe ich, ungeachtet neuerdings, inzwischen mit unzulänglichen Gründen, Holtzmann die Gallier zu Germanen zu machen trachtet) mit germanischen Stämmen, vorab den Franken u. s. w. 2) Die Bretonen vom Kelten-Stamme der Kymren, welcher auch noch in Wales sitzt. Um Aufklärung der Wallonen hat sich **Ch. Grandgagne** das größte Verdienst erworben. Theils 1. durch historische Denkmale im **Bulletin de l' Institut archéologique lié-**

geois, T. I.; dann 2. durch sein ausgezeichnetes Dict. étymologique de la langue Wallone. Liège 1845. 8. Endlich 3. durch sein Mém. sur les anciens Noms de lieux dans la Belgique orientale. Bruxelles 1855. 8. — III. Großbritannien. Ursprünglich bewohnt von zweierlei Keltenstämmen 1) dem Gadhelischen, Iren, schottische Gaelen und die Bewohner von Man (ihr Idiom das Manx) unter sich befassend. 2) dem Kymrischen in Wales und Cornwales, in welchem letzteren Landeswinkel indeß das alte Idiom dem Englischen längst erlegen ist. Vgl. meinen Aufsatz: Die keltischen Sprachen, mit Bezug auf Zeuß, Gramm. Celtica in Gödeke's Deutscher Wochenschrift 1854 Heft 15. S. 457—464. Dazu die Römer. Später und mit wirksamerer Dauer germanische Angelsachsen, Dänen u. s. w. Zuletzt romanisirte Normannen. — IV. Skandinavien mit vielen, einst tief nach dessen Süden hineinragenden Finnischen Elementen. S. Ferd. Müller, die ugrischen Völker. — V. Deutschland. Wesentlich Deutsch, doch vermengt im Osten mit Slavischem Blute, auch unstreitig früherhin im Westen mit Keltischem, so schwach auch, wider Vieler entgegengesetzte Behauptung, in unserer Sprache die Spuren von Lehngute, das wir den Kelten abgeborgt hätten. Sonst aber eine große Mannichfaltigkeit nicht bloß den Regierungen nach, sondern auch nach den Sprachstämmen. S. Bernhardi. — VI. Italien. Das frühere Vorurtheil von der großen sprachlichen Einfarbigkeit der italienischen Halbinsel, ehe die Römer mit ihrem mächtigen Latein gleichmacherisch darüber hinfuhren, ist in neuerer Zeit durch die Bemühungen von Niebuhr, K. O. Müller (Etrusker) Aufrecht und Kirchhoff (Die Umbrischen Sprachdenkmäler), Th. Mommsen (Unterit. Dial. u. s. w.) u. A. zerstreut und gründlich widerlegt worden. Kein Zweifel, daß gewisse Nachwirkungen auch noch in den heutigen Volksmundarten Italiens fortleben, die, und wäre es allein aus diesem Grunde, ein besonderes Studium belohnend machten. Schon von Dante ab in seinem höchst merkwürdigen Buche: De vulgari eloquio hat man sich, wenngleich lange noch nicht zur Erschöpfung, mit Erforschung Italienischer Dialekte abgegeben, wie in allgemeinerer Fassung, z. B. Fernow, Aug. Fuchs u. s. w. Man sehe als Neuestes, auch Beiträge zur Kenntniß der Neapolitanischen Mundart von F. Wentrup. Wittenb. 1855 4. — VII. Die Türkisch-Griechische Halbinsel. Siehe Max Müller's Suggestions. — Besondere Hervorhebung verdient hier das eigenthümliche Idiom der Albanesen, welches man unzweifelhaft als übrig gebliebenen Rest des sonst zertrümmerten großen Illyrischen Stammes zu betrachten hat. Man sehe das höchst verdienstliche Werk: Albanesische Studien von Johann von Hahn. Wien 1854 mit meiner Anz. in Bl. f. lit. Unterh. 1854 Nr. 23 fg. Diejenigen Slaven, welche sich jetzt, geographisch erlaubt, Illyrier nennen, haben ethnisch und sprachlich

auf eine verwandtschaftliche Beziehung zu den alten Illyriern nicht den geringsten Anspruch, sowenig als, trotz dem Versuche J. Grimm's, diese Gleichung zu rechtfertigen, die Gothen zu Geten und Daken. Diese Vorfahren der heutigen Walachen aber besaßen, worauf im Walachischen Idiome, trotzdem daß selbiges von den Römern zu einem romanischen umgestaltet worden, noch mancherlei Eigenthümlichkeiten, z. B. Nachstellung des bestimmten Artikels, führen, höchst wahrscheinlich eine, der Urahnin des Albanesischen nahverwandte Sprache. — Wieder ein anderes untergegangenes Sprachgeschlecht muß, so scheint es nach den eifrigen und erfolgreichen Bemühungen von Dr. L. Steub, zuletzt in seinem Buche: Zur rhätischen Ethnologie. Stuttg. 1854 8., in den Rhätiern anerkannt werden. Aus dem sorgfältigen Studium der Ortsnamen in Voralberg, Tirol und auf dem linken Ufer des Rheins und in Graubünden ergab sich nämlich eine dreifache Schicht, nämlich romanischer, deutscher und einer dritten, die sich schwer an andere bekannte Sprachen anlehnen läßt, vielleicht aber mit Recht von ihm dem uns leider auch zu wenig bekannten Altetruskischen Idiome von, wie es scheint, nichts weniger als indogermanischem Charakter, beigesellt wird. Das sind nun die rhätischen, d. h. die ältesten jener Gegenden. Es wäre ein unverhoffter Fund, wenn sich diese rhätischen Rudera vielleicht dereinst noch mittelst des Albanesischen theilweise deuten und, so zu sagen, wieder verständlich machen ließen. — Endlich VIII. Rußland mit unzähligen Völkerschaften sehr verschiedener Zunge, jedoch so, daß das slawische, spez. das russisch-slawische Element der Bevölkerung, gleichsam die Alles Andere übertönende Dominante bleibt.

Vielleicht findet man, daß mit gegenwärtigen, freilich mehr andeutenden als ausführenden Auseinandersetzungen wenigstens etwas schärfer, als bisher, das Prinzip bestimmt und umgrenzt sei, worauf die bisher noch ziemlich zerfahrene Wissenschaft der Ethnologie, als Theil der Menschenkunde überhaupt, zu ruhen hat.

Es giebt also, außer der Rassenverschiedenheit, die übrigens, was uns nicht verborgen bleiben konnte, da, wo es sich um eine bestimmte Zahl handelt (von drei ab bis zu einem Dutzend oder einer noch größeren Mehrheit), von den Forschern nichts weniger schon als mit annehmbarer Sicherheit festgestellt worden, — überdem andere natürliche Körperschaften innerhalb der Menschheit, und bald von engerem bald von ausgedehnterem Umfange. Das sind nun eine Vielheit von Sprachkörpern, welche oft wieder in sich mannichfach getheilt, doch zu bestimmt abgeschlossenen und zusammengeschlossenen Einheiten verbunden, sich unter die, eben durch sie gebildeten verschiedenen Völker und sonstige volkliche Abtheilungen vertheilen, und, im Gegensatze mit der doch unter allen

Umständen vergleichsweise mäßigen Zahl von Rassen, zu einer zwar noch nicht feststehenden, allein sehr bedeutenden Summe anschwellen.

Die Schrift von H. Steinthal mit dem Titel: „Die Classification der Sprachen dargestellt als die Entwickelung der Sprachidee" Berlin 1850. 8. erwählt, in Erweiterung der durch seine Vorgänger gewagten Eintheilungsversuche, für die Sprache als Eintheilungsprinzip das physiologische, und gelangt zu folgender, versteht sich vielfach lückenhaften und noch in manchem Betracht vorläufigen Sprachen-Eintheilung, welche auch je nach der „Würdigkeit des physiologischen Sprachprincips" eine Rangliste der genannten Sprachstämme von unten nach aufwärts vorstellen soll. Nämlich I. Die hinterindischen Sprachen. II. Der malayisch-polynesische Stamm. III. Die Sprache der Kaffern- und Congo-Stämme. IV. Mandschuisch-Mongolisch. V. Die türkischen Dialekte. VI. Der uralische oder finnische Stamm. VII. Das Chinesische. VIII. Das Mexikanische. IX. Die nordamerikanischen Sprachen. X. Das Baskische. XI. Das Aegyptische. XII. Das Semitische. XIII. Das Sanskritische. Ich habe jetzt nicht Lust auf die Verläßlichkeit dieser, natürlich von ihrem Urheber durch Gründe (es wäre zu untersuchen, in wie weit mit der „**ratio insita rebus**" **Cic.** in Einklang) unterstützten Rangordnung wieder einzugehen, wie theils in einer Anzeige des Buchs in den Bl. für lit. Unterh. 1852. Nr. 22. und in einer kürzeren Deutsch-morgenl. Ztschr. 1852 S. 287—293. (vgl. auch 1854 S. 197 die flüchtige Bezugnahme auf Steinthal's Erwiederung in einem Sendschreiben an mich, die er seinem Buche: Die Entwickelung der Schrift Berlin 1852 beigegeben hat) durch mich geschehen ist. Im eigentlich ethnologischen Interesse, in so fern es sich nämlich um die Abstammungs-Verhältnisse der Völker handelt, kommt es mir hier zu meinem Zwecke zunächst auf die Frage nach genealogischer Anordnung der Sprachen an, mehr als auf die, an sich nicht minder wichtige, allein von jener unzweifelhaft mit abhängige nach deren physiologischem Charakter und Werthe.. Die genealogische Sprachen-Einheit schließt absolute Gleichheit des physiologischen Princips nicht nothwendig ein (vgl. die analytischen Romaninnen), noch eine Verschiedenheit desselben aus, diese müßte denn mit dem Wesen, wie es die Genealogie an sich, oder nach ihrer Alteration durch Anheirathung, bedingt, in schlechthin unvereinbarem Widerspruche stehen. Uebrigens reicht die Anwendbarkeit physiologischer Classification nicht über die Sprachen hinaus, wogegen die genealogische, insofern nicht Sprachvertauschungen im Spiele sind, sich auf die Völker erstreckt und deren Affiliation mit begründen hilft. Während die physiologische Eintheilung von Sprachen einen Entscheid über Werth oder Unwerth ihres Princips involviren soll, und demgemäß ihre Anordnungen nach Rücksichten des

Ranges, etwa wie die Zoologie trifft (Steinthal Logik u. s. w. S. 387.), kümmert diese Sorge die genealogische Eintheilung weniger.

Auch befasse ich mich augenblicklich nicht wieder mit der von Max Müller in seiner **Letter on the Classification of the Turanian languages** versuchten Anordnung der Sprachen von Asien und Europa nach ihren grammatischen Principen (vgl. ihn a. a. O. p. 227). Nämlich von dem vorsündfluthlichen Standpunkte (Wurzeln) ausgehend, hätte sich, wird behauptet, die uranfänglich Eine, und nur Eine Sprache, allmälich erhoben 1. zu der Stufe von Familien-Sprachen (Chinesisch, kenntlich durch bloße Juxtaposition); dann 2. zu der nomadischen Stufe: die sog. Turanischen Sprachen, zu welchen, außer der anerkannten nördlichen Abtheilung (Tungusen, Mongolen, Türken, Samojeden und Finnen), noch ein vielumfassendes Gegenstück im Süden gehören soll, was aber meines Erachtens wie nicht einmal unter sich gleichartig genug, um auf einen gemeinschaftlichen Ursprung zurückzugehen, eben so wenig mit jener großen nordischen Sprachfamilie durch Bande des Bluts zusammenhängt. Auf dieser Stufe aber herrsche die Agglutination. Endlich 3. zu der staatlichen Stufe, auf welcher, ausgezeichnet durch Amalgamation, die eigentlichen Staats-Sprachen (**state or political languages**) stehen, in 2 Abtheilungen: Semitisch und Arisch (Indogermanisch). Ich glaube mich über das Willkürliche und Ungenügende dieser Gruppirungen und der Methode, worauf sie sich gründen, zur Genüge in meinem Aufsatze ausgelassen zu haben: „Max Müller und die Kennzeichen der Sprachverwandtschaft" in Deutsch-morgenl. Ztschr. 1855 Bd. IX. S. 405 fg. Auch vgl. Steinthal, Grammatik, Logik und Psychologie S. IX. fg.

Uebrigens hängt der Ehrenkranz zur Zeit noch etwas hoch, vielleicht zu hoch, für einen linguistischen Linné, d. h. einen Sprachforscher, welcher, sämmtliche Sprachen des Erdbodens nach Familien, Gattungen, Arten und sonstigen Unterabtheilungen (es dürften dies aber keine künstliche Anordnungen, wie diejenigen des großen Schwedischen Naturhistorikers, sondern es müßten durchweg „natürliche" sein, etwa im Sinne eines Jussieu) trennend und einend, sowie neben und übereinander ordnend, zu gruppiren, unternehmen möchte. Bei der physiologischen Anordnung von Sprachen hat man sich und zwar mit Recht, zum Eintheilungsgrunde ein, das Wesen der Sprache an seiner empfindlichsten Stelle treffendes und höchst bezeichnendes Moment, nämlich die Satzeinheit auserſehen, d. h. die verschiedenen Arten, wie das erste größere gedanklich abgeschlossene Sprachganze, der Satz, mehr oder minder vollkommen, zu Stande kommt. Als genealogisches Anordnungsprincip könnte natürlich nur die Genealogie selber, d. h. also die Verwandtschaft

der Sprachen gelten mit ihren näheren und ferneren Graden und Abständen. Wie aber dann weiter zu verfahren, darüber ist man noch nicht einig geworden. Als bildlicher Vergleich stellt sich z. B. der Baum ein, mit seinem Stamme, seinen Aesten, Zweigen u. s. w., also ein ganz eigentlicher Stamm-Baum*). Hr. v. Hammer verlangt, für Aufstellung von Sprach- und Volk-Stammbäumen an den Geschlechtsregistern sich ein Muster zu nehmen, welcherlei die Araber bei Pferden edler Rasse zu führen pflegen. Verwandtschaft überhaupt wird oft bildlich mit der Gliederung des menschlichen Körpers und mit dem Verhältnisse seiner Glieder zu einander verglichen und im Einzelnen danach benannt. Höfer's Ztschr. III. 159. Vielleicht könnte man auch daher für Sprach-Verwandtschaft wenigstens Bilder entnehmen.

Rask**) äußert sich über diese Angelegenheit folgendermaßen: „Eine bestimmte Eintheilung ist eben so nothwendig in der Sprachkunde, wie in der Pflanzenkunde und in jedem andern Lehrgebäude, weil man sonst ins Unendliche streiten kann; z. B. ob die Skandinavier und Germanen zu Einer Volksklasse gehören, oder zwei verschiedene ausmachen, kann unmöglich entschieden werden, wenn man nicht festsetzt, was unter einer Volksklasse zu verstehen ist: sonst kann nämlich der Eine die Bedeutung so weit ausdehnen, daß nicht allein die Skandinavier und Germanen, sondern auch die Slawen, Letten, Thraken [unter diesem sehr übel gewählten Namen versteht R. Griechen und Römer] u. s. w. zu derselben Klasse gehören; und der Andere kann sie vielleicht so sehr einschränken, daß nicht allein die Skandinavier und Germanen verschiedene Klassen ausmachen, sondern sogar die Ober- und Niedergermanischen Völkerschaften als zwei entgegengesetzte Klassen angenommen werden." Dann weiter: „Ich theile aber das ganze Menschengeschlecht

1) in Rassen oder Geschlechter (**Rasser eller Aetter**). Derjenigen dieser Rassen, mit welcher ich hier zu thun habe [ungefähr dasselbe, was Max Müller unter der nördlichen Abtheilung seines großen turanischen Sprachgeschlechts zusammenfaßt], gebe ich den Namen des Scythischen Geschlechts, entgegengesetzt, oder im mindesten deutlich unterschieden von dem Serischen (welches einsyl-

---

*) Sanskr. vança heißt das Bambusrohr, aber auch, offenbar der ähnlichen Knoten wegen, das Rückgrat, was also im Deutschen mit der Fischgräte, im Latein dagegen, der an ihm haftenden Rippen wegen, mit Dornen (spina, Engl. the spine) verglichen wird. Aus dieser abbrechenden Gliederung erklärt sich dann zugleich, warum vança auch für Race, lineage, family gebraucht wird.

) Zendsprache S. 62 fg. aus einem Briefe an Nyerup von Petersb. 1819. Vollständiger in der **Afhandling om den finniske Sprogklasse in: Samlede tildels forhen utrykte Afhandlinger af R. K. Rask. Kjöbenh. 1834 Th. I. S. 1—46.

bige Sprachen redet), und dem Sarmatischen (zu welchem ich uns selber rechne, sammt den meisten Europäern, zugleich mit den Persern und Indern *).

Eine jede Menschen-Rasse (oder Sprachgeschlecht) — **Menneskeaet eller Sprogaet** — theile ich wieder,

2) in Volksklassen (oder Sprachklassen); eine jede solche Klasse

3) in Stämme; einen jeden Stamm

4) in Zweige (**grene**); einen jeden Zweig

5) in einzelne Völker oder Sprachen; und endlich eine jede Sprache

6) in Mundarten (**sprogarter**) oder Dialekte.

Diese Eintheilung in sechs einander untergeordnete Glieder, Sprachgeschlechter, Klassen, Stämme, Zweige, Sprachen und Mundarten (**Sprogaet, Klasse, Stamme, Gren, Sprog og Sprogart**) darf man übrigens nicht überall ausgefüllt zu finden erwarten, da es möglich wäre, daß Kriege oder Naturumwälzungen ganze Menschenrassen zerstört hätten, so daß nur ein einzelner Zweig oder vielleicht bloß ein einziges Volk davon der Vertilgung entgangen wäre; oder daß eine Rasse sich mehr zusammengehalten und später geschieden hätte, und auf solche Weise nicht so viel Unterabtheilungen erhalten hätte, als eine andre." Das wird dann an dem Beispiele der von ihm sog. sarmatischen (indogermanischen) Rasse weiter versinnlicht.

1. Die Sarmatische Rasse.

2. Die Indische, Medische, Thrakische, Lettische, Slawische, Gothische, Keltische Klasse.

3. Der Germanische und Skandinavische Stamm

4. Der Ober- u. Nieder-Germ. Zweig

5. Die Plattdeutsche, Holl. u. Engl. Spr.
Die Isländische, Schwedische u. Dänische Sprache

6. Die Bornholmische, Jütische, Bergensche ꝛc. Mundart.

Als Gegenstück kann die Anordnung der slawischen Sprachen und Mundarten gelten, welche Schaffarik in seiner **Slovansky Národopis** S. 5. (vgl. S. 2. fg.) aufstellt. Die Wiedergabe mag mit den Worten Schmeller's geschehen in der Anzeige des höchst verdienstlichen Werks (Münchener Gel. Anz. 1844 Nr. 69. fg.): „Zu groß ist der Umfang des slawischen Sprachgebietes, als daß

*) Also nicht in dem engeren Sinne für Slawisch, sondern: was wir jetzt gewöhnlich den Indogermanischen oder Indoeuropäischen, auch wohl Arischen und Sanskrit-Stamm heißen. Selbst Japhetisch hat man dafür in Vorschlag gebracht.

auch ein ansehnliches Blatt (der Karte liegt ein Ausschnitt der Reymann'schen von Europa zu Grunde) erlaubt hätte, den Zug der Grenzen seiner 14 Hauptmundarten mehr als im Allgemeinen anzudeuten und die Benennungen aller kleinen Sprach-Unterabtheilungen einzutragen. Diese Grenzen und die Reihe der Orte, durch die sie laufen, gehörig anzugeben, hat daher eine Aufgabe des begleitenden Textes werden müssen. Die äußern Grenzen des ganzen großen Stammes aber berühren und kreuzen sich mit vielen andern Sprachen, welche nothwendig mit in die Darstellung und Erörterung aufzunehmen waren. So kommen auf Schaffarik's Karte fast alle europäischen*) Sprachen vor, selbst von der romanischen am venedischen Meerbusen die italienische, der walachischen, die ohnehin nur gegen Westen nicht unmittelbar von der slawischen umschlossen ist, zu geschweigen. Anlasses genug für den Verfasser, seinen ethnographischen Text mit einer gedrängten Uebersicht der europäischen Sprachen überhaupt einzuleiten und nach Behandlung der Slawensprachen auch über die nichtslawischen, sowohl indoeuropäischen als von ihm sogenannten nordischen [sonst tatarischen dgl.] einiges zu sagen."

„Wie genau es aber der Vf. in der Ein- und Unterabtheilung der Slawensprachen selbst nehme, ist aus einer absteigenden Reihe von Kunstausdrücken ersichtlich, deren er sich zu diesem Behufe bedient, und die sich im Deutschen nicht so ganz leicht wiedergeben lassen. So theilt sich ihm die Gesammtslawensprache (**jazyk slovansky**) in zwei Ordnungen (**mluwy**), die südöstliche und die westliche; jene in drei Hauptdialekte (**rzeczi**), den russischen, bulgarischen und illyrischen; diese in vier dergleichen, den polnischen, böhmischen, lausitzischen und in den bereits ausgestorbenen an der Elbe (**polabská**). In dem russischen Haupt-Dialekt werden drei Mundarten (**nárzeczi**) unterschieden, die großrussische, kleinrussische und weißrussische, — in dem bulgarischen und zwar nur historisch, die kirchliche oder cyrillische, und die neubulgarische, — in dem illyrischen drei, die serbische, die kroatische und die kärntische, — in dem lausitzischen zwei, die obere und die niedere. Diese Mundarten stellen sich in verschiedenen Untermundarten (**podrzeczi**) dar, so z. B. die großrussische als moskowische, nowogrodische, susdalische, überwolgaische, — die böhmische als eigentlich böhmisch-mährische und als ungarische. Und auch in jeder dieser Untermundarten ist wieder eine Anzahl von Spracharten (**ruznorzeczi**) zu unterscheiden. Nun werden im Texte alle die 14 Haupt-

*) „Vergleichen wir die gegenwärtigen Abgrenzungen des Deutschen gegen das Slawische, wie sie sich auf der einen wie auf der andern Karte und in den beiderseitigen Texten (Bernhardi und Schaffarik) darstellen, so finden wir sie in allem Wesentlichen übereinstimmend." Schmeller a. a. O. S. 567.

dialekte der Ordnung nach behandelt. Bei jedem werden zunächst angegeben das Gebiet (**pole**) und die Grenzen innerhalb, auch wohl die Seelenzahl, von welcher gesprochen wird; sodann folgen die charakterischen, grammatikalen und mitunter auch lexikalen Merkmale, durch welche er sich von andern unterscheidet, wozu denn immer auch eins der ausgewählten Liedchen gehört, die als Mundart-Proben dem Büchlein angehängt sind. Endlich ist bei jedem die Rede von der in ihm und über ihn vorhandenen Literatur."

Ich lasse eine Kritik jener beiden Tabellen von Rask und Schafarik in ihrem materialen Inhalte, als hier außer meinem Plane liegend, zur Seite. Sonst würde ich z. B. diesen speciell-slawischen Stamm noch einer höheren Abtheilung, „der lithauisch-slawischen Familie" unterordnen, und zwar lieber das lithauische Sprachgebiet, als Stamm, mit Slawisch auf gleiche Stufe stellen, denn jenen zwei slawischen „Ordnungen", als die von Seiten der Alterthümlichkeit meistberechtigte und erste, coordiniren. Vgl. meinen Artikel: Indogerm. Sprachst. in der Hall. Encycl. S. 101 fg. Ein „kurzer Abriß der Geschichte der Slawischen Sprache" von Schleicher in: Oesterr. Blätter für Lit. und Kunst (Beilage zur Oesterr. Kaiserl. Wiener Zeit.) 1855. Mai Nr. 19 gewährt auf engem Raume einen schnellen und interessanten Ueberblick über das weite Feld der slawischen Sprachen. — Die Raskische Eintheilung ist nicht von allerlei Ungenauigkeiten und Fehlern frei, z. B. wenn Germanen und Skandinavier, als Stämme, den Gothen, als Klasse, untergeordnet werden: so kann das in diesem Sinne nicht richtig sein, sollte auch das beliebte Vorurtheil der Skandinaven, von sich, als vermeintlichen Gothen (über den Unterschied der **Gautar** von den Gothen s. Grimm Gesch. I. 440. 445. II. 739.), die Germanen ausgehen zu lassen, durch eine abweichende Meinung verletzt werden. Man setzte besser Germanisch als allgemeinsten Sammelnamen, und unter ihm z. B. Gothisch; Skandinavisch; Altsächsisch mit Niederdeutsch; und Althochdeutsch mit Mittel- und Neu-Hochdeutsch, sowie Oberdeutsch, als Besonderungen. Auch brauchts nur eine kurze Erinnerung, daß „Rasse" ein schon von den Naturforschern zu ihren Zwecken vorweggenommenes Wort ist, dessen sich billig auf seinem Gebiete der Sprachforscher enthält.

Was wird nun mit einer derartigen Anordnungs-Methode für die Sprachen geleistet? Es zeigt der erste Blick ein Unter- und Uebereinander, und zwar bestimmter das Verhältniß der Subordination, und je in den einzelnen Abtheilungen auf gleicher Linie außerdem das der Coordination. Hiegegen wäre, abgesehen davon, daß sich wohl zum Theil passendere Ausdrücke wählen ließen und daß überdem die Gleichsetzung von Volk- und Sprach-Abtheilung, als nicht stets zutreffend, bloß unter gewissen Vorbehalten anerkannt werden dürfte, im Allgemeinen nichts einzuwenden. Die Ab-

sicht geht, wie ebenfalls leicht zu ersehen, dahin, in die unabsehliche Fülle des Stoffes eine Ordnung zu bringen, oder, richtiger und strenger gesprochen, dem Stoffe die ihm einwohnende natürliche Ordnung abzuringen und nur zu bewußtem Wissen zu erheben, nicht demselben eine äußerliche, ihm fremde Anordnungsweise als gewaltsamen Zwang aufzuerlegen. Das Streben des Sprachforschers begegnet sich also auf diesem Punkte, wie auf vielen anderen, mit dem des Naturforschers, der seine Gruppirungen der Naturgegenstände, gewöhnlich nach Klasse, Ordnung, Gattung, Art und Abart, unter Zuhülfenehmen von natürlichen Familien, zu Stande bringt, freilich nicht reinweg ohne Stehenlassen einiger Schiefheiten, Folge-Unrichtigkeiten oder schwer überwindlicher Knoten*).

*) Vgl. z. B. Willdenow, Grundriß der Kräuterkunde. Sechste Aufl. von Link. Th. I. §. 130: „Die Natur verbindet die mannichfaltigsten Körper durch ihre Gestalt, Größe, Farbe und [sonstige?] Eigenschaften. Jeder einzelne Körper, jedes Gewächs hat mit mehreren Verwandtschaft [natürlich hat das hier nicht, wie bei den Sprachen, den eig. genealogischen Sinn, sondern ist ein bloßes Bild für tiefergehende Aehnlichkeit], und dies geht ins Unendliche. Wer ist da vermögend, die Ordnung der Natur anzugeben? Alle Verwandtschaften, natürliche Ordnungen sind nur scheinbare Spuren eines natürlichen Systems: bei genauerer Nachforschung finden wir jene gepriesene Verwandtschaften nicht so groß, und die natürlichen Ordnungen nicht so einleuchtend. Wir suchen bei unsern systematischen Eintheilungen die Körper in gerade Linie zusammenzustellen; aber die Natur [wie viel mehr die sprachen-schaffende Freiheit!] bildet im Ganzen ein verwickeltes, nach allen Seiten ausgebreitetes Netz, was wir auszuspähen zu kurzsichtig und zu ergründen zu schwach sind. Vielleicht wird man nach Jahrhunderten, wenn alle Winkel des Erdballs durchsucht sind, und mehrere Erfahrungen das Wahre vom Falschen gesondert haben, richtiger darüber urtheilen." — Auch die Linguistik kennt zur Zeit viele ihrer Objecte nicht einmal dem Namen nach, und, um sich mit mehr als bloß vorläufiger Sicherheit und Schärfe, eintheilen und anordnen zu lassen, sind auch die gekannten Sprachen meist noch zu wenig bekannt und untersucht. In §. 131 wird aber mit einem Obgleich fortgefahren: „Ob nun gleich ein wirklich natürliches System nicht vorhanden ist, so kann man doch nicht läugnen, daß einige Gewächse durch eine große Aehnlichkeit verwandt sind, so daß man sie für natürliche Klassen halten könnte; aber die Verwandtschaft erstreckt sich nur auf wenige Pflanzen, und es fehlen viele, die den Uebergang zu anderen natürlichen Familien machen sollten. Indessen hat dies doch Gelegenheit gegeben, daß die Kräuterkenner die Gewächse nach äußeren [!] übereinstimmenden Kennzeichen geordnet haben, und dergleichen System nennt man ein natürliches (Systema naturale)." Wer nicht schon anderswoher weiß, was ein natürliches System sei oder seiner Idee nach sein solle, wird freilich aus dieser verworrenen Darstellung davon kein klares Bild gewinnen. Das Eine kann ich daraus aber für meinen Zweck gebrauchen, daß man sich hüten muß, auf Eintheilungen solcher Art ein Gewicht über ihren wahren Werth hinaus zu legen. Unzweifelhaft ist aber das die Aufgabe eines natürlichen Systems,

Indeß ein Glück, wenn dem Sprachforscher nur erst im Rohen seine Arbeit einigermaßen mit dem Erfolge, wie in der Naturgeschichte, gelänge. Was aber den Inhalt und die Füllung seines genealogischen Sprachen-Systems anbetrifft, so kann er begreiflicher Weise, des verschiedenen Gegenstandes wegen, die Methodik, z. B. des Botanikers, nicht ohne Weiteres herübernehmen, sondern wird erst in Gemäßheit mit seinem Gegenstande allmälig Analoga davon zu finden und auszubilden vermögen.

Vorab muß man es sich recht anschaulich und klar machen, daß höchstens die nach dem physiologischen Anordnungsprincipe vorgenommene Classification von Sprachen sich mit den naturhistorischen Eintheilungen und zwar in so fern inniger berührt, als auch bei einer physiologischen Sprachen-Classification das Absehen auf Gemeinsamkeiten oder Ausschließungen von Merkmalen genommen wird, die zwar als constitutive im Typus dieser oder jener Sprache liegen und deren Charakter wesentlich bestimmen, allein nicht der Ausfluß von Ursprungs-Einheit zu sein brauchen, welches letztere aber bei der genealogischen Anordnung ein nothwendiges, ja das Haupt-Erforderniß ist. Auch kann zwar in der ersteren Rücksicht, in physiologischer, aber nicht eigentlich in genealogischer nach einer stufenmäßigen Rangordnung und Werth-Abschätzung der Sprachen vom Niederen zum Höheren und edler Gebildeten hinauf, wie etwa im Thierreich — höchstens nach mehr oder minder edler Abkunft — gefragt werden.

Willdenow §. 361 sagt: „Linné und einige andere Botaniker nahmen an, daß die Natur nur Anfangs Gattungen gehabt habe, durch deren Vermischung wären später die Arten entstanden, die dann wieder neue Arten erzeugt hätten", setzt aber, mit ungeschicktem Ausdrucke, hinzu: „Es scheint aber nicht, als wenn diese Hypothese [er will sagen: der von dieser Hypothese vorausgesetzte Vorgang] jemals stattgefunden hätte." Wie dem immer sei: keinesfalls entsteht — in sich widersinnig — aus dem Allgemeinen das Besondere, welche gegenseitig ja nur in einander sind. Höchstens könnte man sich aus Einer vielleicht minder individuell bestimmten Besonderheit ein Hervorgehen mehrerer anders und vielseitiger bestimmten Besonderheiten denken; — also etwa so, wie eine Sprache, die mehrere Mundarten unter sich enthält, als der letzteren Inbegriff und Einheit zu denken ist, welche Einheit jedoch in einer zurückliegenden Periode auch einmal eine greifbare Wirklichkeit war, mit gleichfalls besonders-gearteter Gestaltung. Unmöglich wird man aber so thöricht

unter Berücksichtigung des Totalhabitus der Naturwesen und, mit Beiseit-Lassung bloß willkürlich herausgegriffener, dazu unwesentlicher Einzelmomente, sich möglichst der Natur der Dinge selbst anzuschmiegen. Also keine Künstlichkeit, sondern, wo möglich, volle reine Naturwahrheit!

sein, die Gattungen und die über ihnen stehenden Abtheilungen jedesmal als eine Zeugung aus der nächst-höheren naturwissenschaftlichen Einheit betrachten zu wollen, dergestalt daß man von einer Klasse glaubte, sie habe sich die Ordnungen hindurch zu Gattungen, oder noch tiefer hinabwärts, zu immer volleren und individuell reicheren Besonderheiten mit stets wachsender Zahl der Artunterscheidung und Mannigfaltigkeit aus einander gelegt. Abgesehen von den wiederholten Schöpfungsperioden auf unserer Erde schafft nämlich, wie es den Anschein hat, in der jedesmaligen einen Periode, z. B. der gegenwärtigen, die Natur nach Einschlagung der einmal festgestellten und betretenen Bahnen immer weiter fort innerhalb dieser, und nach ihren eigenen selbsterwählten Vorbildern und Art-Typen ohne Schwanken nach rechtshin und linkshin: in ruhigem Nacheinander der stets sich gleichartig mit- und auseinander erzeugenden Individuen, — wodurch eben — und gleichwohl sind einzelne Geschlechter, als z. B. der Dronte (**Didus ineptus***), gleich ganzen Völkern und Sprachen, und wiederum in den Sprachen so manches Einzelgebilde, untergegangen! — die mütterliche Natur die von ihr, wir wissen nicht wie zu allererst, geschaffenen Arten in forterbender Gleichheit des Charakters erhält und auf jüngere Zeiten herabbringt. Von wirklichem Nachschaffen wahrhaft neuer Formen und Typen innerhalb einer und derselben Bildungsperiode sind wohl kaum sichere Beispiele vorhanden. Die Natur scheint sich mit dem jedesmaligen, wohl ziemlich gleichzeitigen Einem Wurfe fortan bis zu einem etwa folgenden gänzlichen Umschwunge, welcher aus der alten untergegangenen Periode jedoch manche Gebilde in die nächstfolgende mit hineinnahm, die Hände gleichsam selber gebunden und mit bloßem gelegentlichen Umschaffen des nun für einen gewissen Zeitraum unwiderruflich Vorhandenen durch indeß stets sehr beschränkt gebliebene Zulassung hybrider Formen, oder durch stetigere Art-Ausschreitungen, wie die sog. Varietäten oder Abarten, z. B. als Produkte menschlicher Kultur, begnügt zu haben. Natürlich nicht von Monstrositäten, von Behaftungen mit krankhaften Abnormitäten und Dispositionen zu reden, oder endlich von der Nothwendigkeit, daß jedes Individuum, oder dies für die Anschauung allein Wirkliche und punctuell Letzte, sogar schon durch die Wirklichkeit seines nicht in so reiner und scharfer Abgeschlossenheit, wie bei der Art, gedachten Seins ein Ueberwallen individueller und unwesentlich-zufälliger Eigen-Merkmale über die Idee seiner Art hinaus zeigen muß.

---

*) Ueber eine Abbildung dieser vor 200 J. ausgestorbenen Vogelart siehe z. B. Briefe eines Verstorbenen Th. III. S. 281. Ein Prachtwerk darüber von **Strickland** und **Melville**. Vgl. **A. L. Z.** 1848. Intelligenzbl. S. 338.

Für den Naturforscher, als solchen, hat das Individuum nur in so fern ein Interesse, als er an ihm den Begriff derjenigen Art aufsucht und studirt, zu welcher es gehört, und von ihm (um nicht in dem einen oder anderen Punkte, z. B. in der Verschiedenheit des Geschlechts, der Lebensperiode, des Jahreswechsels, wie Sommer- und Winterkleid, fehl zu gehen, wo möglich in einer Mehrheit von Exemplaren) durch Abstraction, d. h. Fallenlassen der unwesentlichen Einzelheiten und durch Vergleichung und sonstige Combination gedachten Begriff zum ersten Male gewinnt, oder durch Nachprüfungen berichtigt oder vervollständigt. Aehnlich verhält es sich für den Sprachforscher mit dem letzten sprachlichen Individuum oder Einzelwesen. Denn zwar wird in dem oft benutzten Worte: **Le style c'est l'homme**, welches selber einen Naturkundigen, Buffon*) zum Urheber hat, die ganz richtige Beobachtung ausgesprochen, wie der Mensch, und keineswegs bloß der höherbegabte, als z. B. ein schreibender oder schriftstellernder, sondern auch der bloß sprechende,

*) Bei einer Besprechung Gall's, des Phrenologen, kommt in **Esquiros und Weil, Jardin des Plantes** S. 244. folgende sehr richtige Bemerkung vor: „Wir tragen unseren Charakter auf alle unsere Thaten und Verrichtungen über und daher kommt es ohne Zweifel, daß wir die Hauptzüge in dem Wesen einer Persönlichkeit aus ihren Gewohnheiten, ihrer Handschrift, aus ihrer Wohnung, überhaupt aus all' den Spuren, die sie auf ihren Werken zurückläßt, zu erkennen vermögen. Dieser Hang, sich nach Außen zu reproduciren, wird nirgends deutlicher ersichtlich, als in der Form unserer Gedanken: Der Stil ist der ideale Abdruck und Ausdruck des Menschen. In der Literatur besonders wirkt der Schriftsteller auf die Sprache mit der ganzen Masse seiner Vorzüge wie seiner Mängel. Die Fähigkeiten, welche vornehmlich zu einem glänzenden Stil beitragen müssen, sind die der Individualisirung, welche die Gegenstände vereinzelt und als solche bestimmt, ferner die der Gestaltung, welche sie zeichnet, des Colorits, das dieselben malt und des Wortsinnes, der sie in einer überkommenen Sprache zum Ausdruck bringt. — Buffon's Büste [was ich meinerseits dahingestellt sein lasse] zeigt diese Combination in einem vorzüglichen Grade. Kommen zu diesen die äußere Welt berührenden Kräften noch die weiteren höherer Gattung, wie der Sinn des unerschaffenen Schönen, der Scharfblick für die Ursachen, dann wird der Stil ein vollkommener, indem er in seinen Gestaltungen die Sphäre der Thatsachen und die der Ideen zugleich auffaßt. Wird überdies ein galliges, cholerisches Talent von großen intellectuellen Fähigkeiten und einem Sinne für Gerechtigkeit getragen, so wird bei einem solchen Menschen durch den Anblick des Bösen jene edle Entrüstung hervorgerufen, welche die satirischen Schriftsteller erzeugt. — Diese letztere Beschaffenheit pflegte Gall an J. J. Rousseaus Kopfe zu demonstriren." „Der Lehrer unserer Wissenschaft, heißt es außerdem S. 268., ging sogar so weit, jedem besondern Organe eine eigenthümliche Sprache anzuweisen. Schriftsteller, bei denen das Organ des Stolzes stark entwickelt ist, sprechen fast immer **per** ich und abermals ich, indem sie fortwährend ihre Persönlichkeit voranstellen; Diejenigen, bei denen die Eitelkeit vorherrscht, suchen coquette Phrasen und zierliche Wendungen."

sei es, Beispiels halber, ein witziger oder ein gutmüthiger, von diesem oder jenem Temperamente, von dieser oder einer andern Beschäftigung und Berufsthätigkeit, von verschiedenem Geschlecht und Alter, von niederer oder höherer Bildungsstufe, auch etwa ein Stammler, oder endlich was dergleichen Besonderheiten mehr sind*), wie der Mensch, sage ich, die ganze Fülle seiner Persönlichkeit auch in seinen Stil, d. h. seine eigenste Art, sich auszudrücken, freilich in der generelleren Sphäre eines angebornen oder erlernten Idioms (denn der Stil kann nicht aus der Sprache herausfallen), hineinlegt und ausgießt, ja dies bis zu einem gewissen Grade mit unentziehlichem Zwange zu thun genöthigt ist**).

Nichts desto weniger kommt es ihm, dem Sprachforscher, wenngleich auch er die Sprache (und wäre es seine eigene, an deren

*) Es versteht sich deßhalb von selbst, daß jeder Schilderer von Charakteren, z. B. der Sceniker, wo er den von ihm dargestellten Personen Worte leiht, sie mit Worten reden lassen muß, die nicht bloß der Situation, und der durch sie jedesmal bedingten Stimmung, sondern auch ihrem Charakter gemäß sind. — Zu einer nothwendigen Idealität der Darstellung gehört es, wenn man z. B. einen Don Carlos nicht spanisch, sondern, was er vermuthlich nie verstand, Deutsch reden läßt.

**) Schleicher, die Sprachen Europa's S. 25. verweist den Stil als von der freien Willensbestimmung des Einzelnen abhängig aus dem Gebiete der (naturwissenschaftlichen) Linguistik in das der Philologie; — was, in so fern auf die eine, nämlich die sprachliche Seite des Stils, vornehmlich gesehen wird, auch seine Richtigkeit hat. Gleichwohl erinnere ich, der Stil ist doch nicht so ganz von der freien Entschließung und Selbstbestimmung des Einzelnen abhängig, wie z. B. der Taciteische vom Zeitgeiste und Stoicismus und sonst von der individuellen Geistesrichtung des großen Geschichtsschreibers beeinflußt müßte gedacht werden. Tacitus schrieb nicht, wie er schrieb, bloß weil er so wollte, sondern auch, weil er dieser Mann war von solchem Charakter in solcher Zeit, und (zum Theil) nicht anders konnte. Auch der Gegenstand und Zweck eines Schriftstellers erheischt ja verschiedene Darstellung (Poesie und Prosa u. s. f.). Siehe noch Steinthal Grammatik, Logik und Psychologie S. 140: „Die Darstellungsform, der Stil Platos gehört in die Literaturgeschichte, seine Philosophie in die Geschichte der Philosophie. Die Darstellungsform aber, der Stil, beruht nicht bloß auf der Sprache. Der Platonische Stil wird nicht erschöpft durch seinen sprachlichen Ausdruck. Der Stil hängt allemal auch, und ursprünglicher und bedeutungsvoller als an der Sprache, an der Anordnung und Verbindung der Gedanken selbst, und diese Betrachtung gehört ausschließlich der Literaturgeschichte, nicht der Sprachwissenschaft.“ — Uebrigens gibt es sogar Stil-Arten, also auch schon wieder nicht mehr rein individuelle Auffassungen, sondern generische Allgemeinheiten. Theorie des Stils. Zudem muß bemerkt werden, wie ja ein hervorragender Geist selber von seiner Seite aus auf die Sprache einwirkt und an ihrer Veränderung bedeutenden Theil hat. Zuletzt sei noch bemerkt, daß der Stil, eben als letztes, beschrieben sein will.

Fortpflanzung und Ausbildung er ja selber nicht bloß leidend, sondern auch selbstthätig Theil nimmt), im Fall unmittelbar, nur aus der Feder oder dem Munde Einzelner kennen lernt, doch im Interesse seiner Wissenschaft zunächst um Erkundung der Sprache, d. h. also in allgemeinerer Fassung, an. Die Sprache ist für ihn, wie für den Naturforscher die Art, überhaupt der eigentliche Mittel- oder Kernpunkt seiner Untersuchungen, sowie Ausgang für die von ihm vorgenommenen Anordnungen größerer Complexe; und zudem, sollte ich glauben, ließen sich Sprache und Mundart noch am schicklichsten als Parallelen zu Art und Abart, auf linguistischem Boden, bezeichnen. Bestimmt man nämlich, um schon hier dies Mittelgenre abzuthun, z. B. die pflanzliche Abart (**varietas**), wie z. B. von Hyacinthen, Nelken, Georginen — vgl. Willdenow §. 133. 191. — „als eine Art, die nur in der Farbe, Größe oder sonst auf unbedeutende Weise abweicht und aus dem Samen in die eigentliche Art, von der sie abstammt, wieder übergehen kann": so verhält sich dagegen die Mundart als eine zwar nach Umständen nicht, worauf der deutsche Name die Differenz einzuschränken scheint, bloß oral und im Laute, sondern auch in begrifflicher und selbst gemüthlicher Innerlichkeit, gar nicht so unbedeutende Abweichung zur Sprache, und kehrt auch schwerlich durch einen andern Umschlag, als völliges Erlöschen, zur letzteren als Hauptart, gleichwie die abgeartete Pflanze, zurück. Allein in den mundartlichen Varietäten wird fast immer nur das Beiwerk, selten oder wenig der eigentliche Typus, das Wesen einer Sprache, welche sich mundartlich zerspaltet, betroffen und alterirt. Wohlverstanden, so lange jene Varietäten innerhalb des Maaßes und Charakters wirklicher Mundarten verbleiben, und nicht zu dem weiteren Kreise „neuer" Sprachen ausschreiten.

Im praktischen Leben wird allgemeines gegenseitiges Verständniß sämmtlicher, wenn auch mundartlich geschiedener, doch sprachlich engverbundener Volksabtheilungen als bezeichnende Abgrenzung der einen Sprache von allen anderen jenseit ihrer gelten gelassen, in so weit es dazu weder der Vermittelung durch zwischenredende Dolmetscher noch durch eigene langwierige Erlernung (vielleicht ein wenig Gewöhnung und Uebung abgerechnet) bedarf. Diese an sich vage, aber gleichwohl auf einem nicht unrichtigen Gefühle beruhende Bestimmung einer Sprache nach ihrer Umgrenzung hat doch für den Forscher, so sehr er den Instinct, welcher sich darin ausspricht, achte, eine andere Bedeutung. Die tiefer gehende Wissenschaft sieht sich z. B. veranlaßt, viele genealogisch, also durch Ursprungs-Einheit verbundene Sprachen wieder, so zu sagen, zu Mundarten, nicht der Gegenwart, sondern früheren Datums, herabzusetzen, nämlich in Bezug auf ein über ihnen stehendes Allgemeines, oder, genauer, auf eine der Zeit nach voraufgegangene

ältere und einheitliche Phase einer nachmals aus ihr entsprungenen und zu getrennter Selbständigkeit gelangten Mehrheit sprachlicher Besonderheiten, welche ihrem erst allmälig entwickelten und aus einander getretenen Unterschiede nach zuvor in jener, selbst eine besondere Sprache repräsentirenden Phase noch gar nicht, höchstens keimartig unentwickelt, lagen.

Vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte kann ich nicht anders, als in letzter Instanz zweierlei Klassen von Sprachen unterscheiden, d. h.

1) durch Geschlechtsfolge unter einander verknüpfte oder stammverwandte, und

2) stammfremde, die außer aller, oder, soll ich mich ganz vorsichtig ausdrücken, außer jeder mit Sicherheit erkennbaren genealogischen Gemeinschaft stehen, wo die Verwandtschaft (kann das überhaupt noch Verwandtschaft heißen) zum höchsten eine „von Adam her" wäre. D. h. die etwaige Aehnlichkeit, welche Sprachen dieser zweiten Klasse noch unter einander zeigen (denn die Sprachen haben neben dem Unterschiede auch stets Aehnlichkeiten, nur oft verschiedener Art und Herkunft), erklärt sich nicht mehr aus Stammes-Gleichheit, sondern aus andern, davon unabhängigen Gründen. Sie sind, was ein sehr guter Ausdruck für dies Verhältniß, radikal verschieden, d. h. wurzelhaft, sowohl bildlich (von der Wurzel, d. h. von dem Ursprunge aus), als eigentlich (von grundverschiedenen Wurzeln, d. h. nächstletzten Elementen anhebend), zu sprechen. Wenn schon nämlich neuerdings z. B. Bunsen und Max Müller in des Ersteren universalhistorischem Werke glauben, die früher gewissermaßen als selbstverständlich hingenommene Möglichkeit eines gemeinschaftlichen Ursprungs aller Erdensprachen wissenschaftlich aufgezeigt zu haben, so stünde nicht nur hievon Nachweis der Wirklichkeit noch in himmelweiter Ferne ab, sondern die Frage nach dem Ursprunge der Menschen aus Einem Urpaare, oder aus mehreren, fiele nichts weniger als mit der nach dem einheitlichen oder mehrheitlichen Ursprunge der Sprachen zusammen. Ich bekenne mich unverholen zu einer Mehrheit von einander schlechthin unabhängiger und vom Urbeginn her verschiedener Sprachanfänge. Wie viel es deren gegeben habe, oder doch, wie viele man aus dem Inventare noch üblicher oder wenigstens schriftlich auf uns gelangter Sprachidiome werde entnehmen können, muß noch weiterer Forschung überlassen bleiben, und kann die zeitweilige Unmöglichkeit, darüber einigermaßen genügenden Aufschluß zu ertheilen, um so weniger Anstoß erregen, als ja nicht einmal schon über die doch auf alle Fälle unendlich geringere Zahl von Rassenverschiedenheiten die Naturforschung sich hat einigen können.

Die in der Natur gegebenen Arten verharren mit Ausnahme weniger nahe stehender, die sich zu Zeiten, wiewohl immer doch nur

ausnahmsweise und selten, geschlechtlich kreuzen, unter sich in einem parallelen Nebeneinander, getragen und fortlebend in Individuen, welche sich in stetiger Art-Einerleiheit ablösen, kaum je mit einer Abänderung, stark genug den unwiderruflichen Charakter einer anderen und neuen Art zu begründen oder behaupten. So auch muß, bin ich überzeugt, die Wissenschaft Sprachen, die stammfremden, als solche anerkennen, die von unter sich grundverschiedenen Uranfängen aus, wofern sie nicht durch einen, der Verheirathung analogen Act zu uns herabwärts (bloße Sprach-Affinität, keine Consanguinität) gelegentlich auf einander treffen und dann sich schneiden, in stets ohne (innere) Berührung unter sich bleibenden Linien aus einander gehalten fortlaufen. Wie es nun mit wissenschaftlicher Vertheilung dieses von oberhalb der Stamm-Ahnen der großen Sprachen-Gentes beginnenden Abhubes von Sprachen, die, wenn späterhin, doch uranfänglich nicht in gentilicischem Verbande standen, also etwa z. B. unter die verschiedenen Menschenrassen zu halten sei, und vielleicht hier an rechtmäßig eingreifender Stelle, nach physiologischem Eintheilungs-Principe: diese Frage lassen wir jetzt, wo wir es mit den Sprachen-Genealogieen zu thun haben, zur Seite. Ich sollte vielleicht hinzufügen, eben so sehr mit Völker-Genealogieen. Nur decken sich doch nicht immer beide, weil Völker zuweilen, statt bei der ihnen angestammten Sprache zu verharren, diese mit einer anderen, die ihnen aufgezwängt worden, vertauschen.

Diejenigen, welche für alle Menschen, Völker und Rassen ohne Unterschied von einem, noch nachweisbaren monoglotten Anfange ausgehen zu können vermeinen, würden freilich alle Sprachen zu Einer natürlichen Familie zu verbinden, die Aufgabe haben: eine Aufgabe, deren Lösung, wird ein auf wissenschaftlicher Ueberzeugung beruhender, kein bloßer Köhler-Glaube verlangt, das mögen sie sich nur nicht einbilden, als ob eine leichte Sache wäre. Ihre Voraussetzung als gültig angenommen, müßte das gentilicische*) Princip eigentlich durch alle Sprachen, so viel es deren giebt, der hindurchschlagende und oberste Eintheilungsgrund sein und danach die Eintheilungscharakteristik sich wesentlich richten. Denn auch die hybriden Spracherscheinungen (welche Schleicher, die Sprachen Europa's S. 122. nicht überhaupt, z. B. in Mischlingssprachen, wie Englisch und Türkisch, wird abläugnen wollen, obschon die Mischung immer vorwiegend im Wörterschatze, nicht in der stets einheitlicher und widerspruchloser gehaltenen Grammatik sich Geltung

*) Ich entlehne diesen Ausdruck, und: tralaticisch, einer nur skizzenhaft gehaltenen, allein gedankenreichen kleinen Schrift: Hypothese einer gentilicischen Oeconomie der Weltgeschichte. Berl. 1838. 8. (Anonym, aber verfaßt von Friedrich Filitz.)

verschafft) fielen keineswegs aus dem Charakter der Gentilität heraus. Nur fände ein Uebergreifen mehrerer, dazu genealogisch gar nicht gänzlich unverbundener Gentes unter sich statt, nämlich in Folge fleischlicher Völkervermischung oder eines Connubiums. Ja selbst tralaticische Sprachverhältnisse, d. h. Uebertragung von sprachlichem Lehngut (verschieden von sprachlichem Erb= und vollganzem Allodialbesitz), könnte man mit einigem Grunde auf Hybridität zurückführen, in so fern sie doch zum wenigsten ein Ausfluß ist von geistiger Völkerberührung. Nach der Voraussetzung der Unitarier liefen alle unteren sprachlichen Einheiten zuletzt in eine einzige, wenn auch nur durch richtigen Schluß erkannte gentilicische, d. h. leibliche*) Ureinheit zusammen, gingen in ihr auf. Sonst aber, mit alleiniger Ausnahme der uranfänglich gesetzten Verschiedenheit nach rückwärts zu völlig unvereinbarer Sprachgeschlechter, wie etwa der arische, der semitische, der turanische oder tatarische, der chinesische, an deren Spitze der Pluralist mit je Einem besondern Anfange partielle Ursprachen als deren Ausgangspunkt stellt, wird auch bei der zweiten dieser Voraussetzungen von jenen Anfängen nach uns herabwärts von der Einheit zur Besonderung und vielfach sich wiederholender Spaltung fortgeschritten, derartig, daß zwar nicht in durchaus mit der Zahl der Jahre streng proportional wachsenden Abständen, doch immer mit dem Alter **) zunehmend der Unterschied sich vermannichfaltigt.

Das ist nicht der Gang der Natur. Sie schafft stets aus

---

*) Die geistige, welche in der Einheit des menschlichen Geistes begründet ist, bestreitet Niemand. Jedoch stellt sich diese Einheit freilich anders, je nachdem, worauf neuerdings mit besonderem Nachdrucke Steinthal dringt, für die Sprache nicht sowohl in der Logik, als einer „Ethik des Gedankens“, mit ihrer Forderung richtigen Denkens, die Hauptanknüpfungspunkte gesucht werden, sondern in der — Psychologie.

**) Was wir jüngste Sprachen zu nennen pflegen, d. h. die der Gegenwart, wären jung bloß mit Beziehung auf uns, oder auf ihre, in jüngere Zeiten fallende Umbildung ahnenartig vorangegangener Sprachgestaltungen zu ihrer jetzigen Form. Sonst, blickt man über diese besondere Form hinweg in ihre fernste Vergangenheit, die Vorfahrenschaft eingerechnet, müßten sie, als jahrreichsten, auch die älter gewordenen heißen. So reicht z. B. zwar das Neugriechische nicht weiter zurück als das Altgriechische nach hinten zu; aber, seines Hineinragens in die Neuzeit wegen, hat es länger gedauert als letzteres und ist in diesem Betracht älter. Man muß nur im Geiste festhalten, daß keine sog. jüngere Sprache sprungweise ins Dasein trat. Es findet eine Contiguität statt zwischen den einander ablösenden Gliedern, die zum Theil mit dem Beginn der ihrem Schooße sich entwindenden Neugestaltungen erlöschen, zum Theil noch getrennt von ihnen ein eigenes Leben fortsetzen. Vgl. A. L. Z. Febr. 1849. S. 353.

dem artlich Gleichartigen das Gleichartige, und auf dieselbe Weise, es ganz unverändert und unvermengt lassend, oder kaum verändernd, selten vermischend, wieder; und die Zahl der Arten bleibt sich, mit etwaiger Ausnahme geringer Verluste, gleich. Die sprachlichen Grenzen können sich überall durchkreuzen (die artlichen Geschiedenheiten in der Natur für gewöhnlich nicht), und, anlangend ganze Sprachen oder Einzelgebilde innerhalb der Sprachgrenzen, ist der Freiheit des Menschen im Erzeugen von neuen Sprachschöpfungen, wenigstens wo es sich um die Combination einmal vorhandener Stoffe handelt, keine andere Grenze gesteckt, als welche das Wesen der Sprache selbst setzt. Freilich, wahrhaft primitive Schöpfungen fallen nirgends mehr in unsern historischen Gesichtskreis: nicht einmal erzeugen sich noch unter unseren Augen je, oder kaum (so wenig als etwa chemische Grundelemente) Urgeschöpfe, wie die Wurzeln, dergleichen den Sprachen zum Grunde liegen. Neue Sprachformen und Gebilde von Wörtern, oder auch selbst sog. neue Sprachen entstehen immer nur durch Umschaffen und Andersverbinden eines alten, schon vorhandenen Stoffes. Etwa von fremd her Aufgenommenes und Verluste in Abzug gebracht, bleibt demnach der Stoff der Sprachen wesentlich derselbe: trotzdem daß er unter dem beständigen Wandel der Form, oft bis zur Unkenntlichkeit, sein wahres Antlitz verbirgt. In so fern wahren allerdings auch die jedesmaligen Sprachen, wie die Arten der Natur, von einer Seite her ihre Ständigkeit und Gleichartigkeit in den jüngeren wie in ihren älteren Phasen. Doch können sich oft innerhalb des genealogisch im Wesentlichen gleich gebliebenen Sprachstoffes, und an ihm, gegensätzliche Principe der Form-Umänderung geltend machen, wie z. B. die wahrhaft umwälzenden Uebergänge von Synthetismus (z. B. des Sanskrit und Latein) zu ihren analytischen Abkömmlingen (die verschiedenen Prakrit- und romanischen Idiome). Vielleicht hätte man nicht so ganz Unrecht, sich eine so energische und durchgreifende Art von Sprachwandlung als Analogon von solchen Metamorphosen vorzustellen, wie z. B. beim Schmetterlinge vorkommt, von welchem Eier ausgehen, aus denen Raupen hervorkriechen, die, oft erst nach mehrfacher Häutung, ihrerseits zu Puppen werden, welchen dann erst zum Schluß, obschon wiederum als Anfang für genau denselben Kreislauf, der Schmetterling — als nunmehriges vollkommenes Insect — entschlüpft. Freilich mit gedachtem Kreislaufe und dieser Wiederkehr in sich zurück hält die Sprache den weiteren Vergleich nicht aus, — und ist dieser daher auch nur ein hinkender. Wer nicht die Verwandlung des Insects vom Eie (**ab ovo**) an durch seine verschiedenen Stadien und Lebensepochen bis zum vollendeten Thiere verfolgt hat, dem könnte es wohl begegnen, die Zubehörigkeit dieser verschiedenen Stufen zu einem und demselben Wesen in Zweifel zu zie-

hen. Eben so bedarf es eines ordnungsmäßig vorschreitenden Studiums auch bei Sprachen, deren etwaige genealogische Verbundenheit, die nicht ohne Weiteres, zumal dem Laien, einleuchtet, ans Licht zu bringen.

„Art läßt nicht von Art," — ein freilich mit moralischem Beigeschmack versetztes Wort, das aber auch in etwas strengerer Fassung als ein Naturgesetz proklamirt werden könnte. Der Löwe zeugt wieder einen Löwen, der Hase einen Hasen, und so fort, mit unausweichlichem Nach- und Auseinander. Darum schließt die Bestimmung eines naturgeschichtlichen Exemplars, als eines dieser oder jener Art wirklich angehörigen Individuums, auch eo ipso den Nachweis seiner artlichen Genealogie, wenn auch nicht den übrigens auch naturhistorisch meist ganz interesselosen seiner individuellen Aeltern und sonstigen Versippung mit ein. Dagegen bei der Durchforschung von Sprachen bin ich verpflichtet, die nicht bloß artliche, sondern selbst die rein genealogische Verwandtschaft nach allen Richtungen hin und bis zu den letzten noch irgend auffindbaren Fäden unermüdlich zu verfolgen. Und dabei muß äußerste Sorge getragen werden, daß bei dieser Auffsuchung stemmatischer Verbindungs-Fäden mit peinlicher Sorgfalt kein, ob auch untergegangenes Glied, übersprungen oder widerrechtlich versetzt und in Mißordnung gebracht werde. Es ist unglaublich, von wie großer Wichtigkeit in den Sprachen die Beobachtung alles dessen sei, was in verwandtschaftlicher Beziehung zu einander steht. Wir kommen von Besprechung verwandter Sprachen und der Sprachen-Genealogie her. Diese offenbart sich weiter nicht nur in dem gleichartigen Typus derselben, sondern auch in der etymologischen Verwandtschaft, welche auf mehr als bloßer Laut- und gedanklicher Aehnlichkeit, nämlich auf nicht immer untrüglicher Gleichheit der Abstammung beruhen muß. Alle etymologisch versippte Wörter und Formen nämlich müssen zwar, was eine nothwendige Bedingung ist, in beiderlei genannter Rücksicht Aehnlichkeit zeigen. Umgedreht gilt der Satz jedoch keineswegs: aus einer solchen Doppel-Aehnlichkeit fließt nicht ohne Weiteres Verwandtschaft in eigentlich genealogischem Sinne. Nicht nothwendig immer sich begegnend und zu einer etymologischen Verwandtschaft zusammenschließend, giebt es einerseits schon für sich eine sog. Lautverwandtschaft*), und auf der andern Seite, wieder für sich, die Ideen-

*) Düponceau in der Einl. zu Zeisbergers Delaware-Grammat. p. 4. hat die mir sonst unbekannte Notiz (z. B. nicht in Friedr. Adelungs: Catharinens der Großen Verdienste um die vergleichende Sprachenkunde. Petersb. 1815. 4.): **But M. Jankiewitsch took upon himself to alter the whole plan of Pallas's work, and, instead of pursuing the original system, which was to give the same Russian word in the different languages in due**

Association, welcherlei begriffliche Vergesellschaftung man auch als eine natürliche Auseinanderfolge oder Verschwisterung von Gedanken betrachten mag. Wo nun beide in der Ursprungs-Einheit zusammentreffen, d. h. wahrhaft nur einmal geschaffen, sonst aber bloß traditionell weiter gegeben sind, da hat man etymologische Verwandtschaft vor sich, darüber hinaus nicht. — Die Laute aber bilden zum Theil, je nach der Art ihrer physiologischen Entstehung, enger unter sich verbundene Reihen (z. B. schon die polarischen Gegensätze von Consonant und Vokal), die bald durch Homorganität, d. h. mittelst des gleichen oder ähnlichen Organes, z. B. die Lippenbuchstaben, bald durch Homogeneität oder nach einer gewissen Gleichstufigkeit, z. B. Tenues, Mediä, Aspiratä, Liquidä, sich mehr oder minder nahe berühren, und eben dieser ihrer „Verwandtschaft" wegen, welche übrigens es nicht bloß physiologischer Seits, sondern auch, in tieferem Sinne, von Seiten der Bedeutsamkeit ist, sich des Ueberganges in einander **in abstracto** fähig beweisen; wenn dieser Uebergang auch **in concreto** und geschichtlich nichts weniger, als nach blinder Willkür und immer wirklich erfolgt, sondern nach besonderer mundartlicher Vorliebe und Haß, nach besonderen, selten bloß vereinzelnten Sprech-Gewöhnungen, überdies in einer Folge, die ebenfalls nicht dem veränderlichen Belieben eines reinen **Tel est notre plaisir** verfallen ist. — Gleicherweise, wie ungebunden auch der menschliche Geist mit der Bewerthung besonderer Lautgruppen scheinbar verfahren ist, indem der innere Zusammenhang des Lauts und des in ihm eingeschlossenen Begriffs, obwohl gewiß nicht rein willkürlich ist, doch, seiner schweren Erkennbarkeit wegen, so scheint: so hängt doch ganz unläugbar alle sprachliche Bezeichnung von Aehnlichkeits-Gesetzen ab. Man kann vernünftiger Weise nur Aehnliches durch Aehnliches, d. h. durch Analoga, wenn auch anderer Sphäre abgeborgt, wie z. B. ein Sichtbares durch ein Lautbares (Analogie zwischen Farben und Tönen), Zeitverhältnisse durch Raumbeziehungen sinnvoll bezeichnen wollen. Oft in glücklich treffender, andere Male, so daß mehr die übrigens verfehlte Absicht und Intention zu loben, in ungeschickter und beiher treffender Weise. Derartig

---

succession, he made an alphabetical catalogue of exotic words, which he explained into Russian, and in which he mixed all nations and languages together, with a view to shew how the same sounds received different meanings in different idioms. Diese Erscheinung, wohl überlegt, ist wirklich seltsam genug, eben so sehr als die umgekehrte, daß derselbe Sinn so verschiedenartig wiedergegeben wird. Offenbar ziehen sich rücksichtlich der Beziehung, welche zwischen Laut und Begriff doch nothwendig bestehen muß, die Sprachen in ein Dunkel zurück, dem seine Geheimnisse zu entreißen man nur erst wenige Aussicht hat.

hat die Sprache zuerst viele schallnachahmende, s. g. onomatopoëtische Ausdrücke, gleichsam der Natur abgeborgt, obschon von diesen keineswegs, wie man es sich gewöhnlich einbildet, die Naturlaute mit solcher Treue wiedergegeben werden, daß sie in den verschiedenen Sprachen ganz überein lauteten oder auch, daß man ohne Weiteres verstände, was mit ihnen gemeint sei. Das rührt von dem überaus wichtigen Unterschiede her, daß die gehörten Laute der Natur erst vom Menschen in eine menschliche Sprache, und zwar mittelst artikulirter Laute, müssen gleichsam übersetzt werden. Dann aber ist in den verschiedenen Eindrücken, welche gewisse Sprachlaute in einfacher oder verbundener Form, theils schon an sich, theils in ihrer lautlichen Entgegensetzung (z. B. l und r), auf Sinn und Gemüth hervorzubringen pflegen, überhaupt eine symbolisirende Kraft verborgen, welche aus der Sphäre des Hörbaren heraus Anwendung auf Analoges (z. B. Farben-Töne) ermöglicht, was in andern Kreisen liegt *). Ueberhaupt wird die Bedeutungslehre zu zeigen haben, welch ungemein wichtige Rolle in der Sprachbildung der Vergleich spielt, welcher, unter Absehen vom ungleichen Ueberschusse der mit einander verglichenen Gegenstände, sich an ein Charakteristisches, an das sog. Vergleichsdritte hält, worin sie zusammentreffen und sich gegenseitig decken, und hiedurch, versichert, der Hörer werde sie darum doch nicht verwechseln, identificirt und das Eine zum Gegenbilde vom Andern macht. Vgl. meinen Aufsatz: Metaphern vom Leben und von körperlichen Lebensverrichtungen hergenommen, in Kuhn's Ztschr. Bd. II. S. 101—127. (Z. B. Größenverhältnisse, ethisch genommen.) Dies ist also die erste Art von sprachlicher Sinn-Verwandtschaft, welche, so zu sagen, aus der gleichen Höhe der Coordination Gleichstellungen von Gegenständen und Begriffen vollzieht. Die Synonymie, um dieser hier kurz zu gedenken, hat es bloß mit rivalisirenden Nachbarn zu thun, deren Gelände sich so in einander verläuft, daß sie dies in oft schwer zu schlichtende Grenzhän-

*) Aus dem Gesang der Blinden von Herm. Lingg:
Horch, aus tiefstem Lebensabgrund,
D'rin kein Lichtstrahl je hinabtaucht,
Sucht die Stimme frommer Blinden
Aufzutönen
Nach dem Schönen,
Im Gesang ein Licht zu finden.
Ferner:
Steigt vor ihrem Geist die Schöpfung auf,
Als ein Tönemeteor,
Schmerzlich ringen sie nach Bildern,
Ihr Entzücken
Auszudrücken
Ewiges im Wort zu schildern.

del verwickelt. Dazu kommt als zweite derartige Verwandtschaft jene, deren Blick sich auf das gemeinsame Aehnliche richtet, welches Allgemeines und das unter ihm einbegriffene Besondere nothwendig besitzen. So kann es nun nicht fehlen, daß a) ein an sich allgemeinerer Ausdruck, entweder durch den bloßen Redezusammenhang, oder durch bestimmte Andeutungen im Beigegebenen, wie z. B. in der phraseologischen Composition (einer Art gedanklicher Zusammensetzung), endlich auch lediglich usuell, sei es nun im üblichen Sprachgebrauche, oder gelegentlich, eine ganz spezielle Anwendung sich gefallen lassen muß. So z. B., wenn **facere** aus einer Handlung schlechthin zu einer religiösen, zur Opfer-Handlung wird, oder Gift und Frz. **poison** den ganz besondern Sinn einer unheilvollen Gabe und Dosis, eines todbringenden Trankes (Lat. **potio**) annehmen. Korn wird, als Hauptgetraideart, in Deutschland für Roggen **in specie** gesagt, während im Französischen für Weizen das Wort **froment** in Aufnahme kam, welches, als Lat. **frumentum**, Getraide überhaupt anzeigt und folglich dem Frz. **blé** entspräche. Oder umgekehrt b) daß sich ein ursprünglich besonderter und auf engere Grenzen beschränkter Ausdruck verallgemeinere, wie z. B. mit Lat. **mactare** in so fern der Fall ist, als dies Wort — freilich zuerst buchstäblich „groß machen", im moralischen Sinne „verherrlichen" bezeichnend — sodann vom Verherrlichen der Götter mittelst eines Opfers gebraucht ward, weil aber das Opfer in Darbringung geschlachteter Thiere bestand, sich im Span. **matar** vom einfachen Schlachten oder Tödten der Thiere (ohne Einschränkung auf den religiösen Zweck) zum Gebrauche von Tödten überhaupt erhob und erweiterte. Ein bloßes Bild ist es aber wieder, wenn **matar** auch vom „Tödten", d. h. Auslöschen, des Feuers, gebraucht wird. Vgl. Castrén Vorles. über die Finnische Mythol. 1853. S. 17.: „Solchergestalt geht das Wort **num** von dem besondern Begriff Himmel oder himmlische Gottheit zur Bezeichnung eines göttlichen Wesens im Allgemeinen über. Innerhalb niederer Begriffssphären sind solche Uebergänge in den Bedeutungen der Wörter sehr gewöhnlich. So haben die meisten Völker mit dem Wort Mensch ursprünglich nur ein Individuum ihres eigenen Stammes bezeichnet; nachdem man aber die Einsicht von der Uebereinstimmung der menschlichen Natur bei allen Stämmen gewonnen hatte, hat das Wort seine jetzige, alle Menschen-Individuen umfassende Bedeutung erhalten. Auf dieselbe Weise sind in vielen Sprachen die Namen einzelner Gewächse und Bäume angewandt worden, um ein ganzes Genus zu bezeichnen. In Folge dieses allgemeinen Entwickelungsprocesses der Sprachen hat z. B. im Samojedischen das Wort Daumen nach und nach die Bedeutung Finger, das Wort Wasserbeere (**Empetrum nigrum**) die Bedeutung Beere (vgl. Castrén's Wörterverz.

der Samoj. Sprachen, herausg. von Schiefner S. **XX.**) u. s. w. erhalten.“ — Lat. **ferrum, argentum** als Stoff und als daraus bereitete Werkzeuge, Geräthe, gangbarstes Geld. Auch: z. B. in: [Eine aus dem] Frauenzimmer wird der Ort gesetzt für seinen Inhalt, seine Bewohner. Immer bleibt die Aehnlichkeit der Ariadnefaden, welcher uns, freilich weil oft abreißend oder zu wild verschlungen, und nicht in geradlinigem Vorwärts, sondern je zuweilen wieder einmal rückwärts oder nebenher oder überzwerch greifend keineswegs mit sich gleich bleibender Leichtigkeit und stets gefahrloser Sicherheit durch das Labyrinth von Bedeutungen eines Wortes hindurchleitet.

Es sei hier noch kurz erinnert, daß eine streng wissenschaftliche Vertheilung und Anordnung des lexikalen Stoffes einer Sprache sich auch nur an das Princip etymologisch verwandtschaftlicher Verkettung der Wörter, ja an das der Laute nach Ordnung nicht eines willkürlichen (wie das unsrige), sondern eines naturgemäßen (wie das im Sanskrit) anschließen sollte. Die rein alphabetische Folge hat unbestreitbar das Verdienst großer Bequemlichkeit beim Aufschlagen für sich, indem sie, einige Bekanntschaft mit den umbildenden grammatischen Vorgängen hauptsächlich durch Flexion abgerechnet, an den Aufschlagenden außerdem (praktisch, allein vielleicht nicht einmal in gesunder Weise didaktisch) fast gar keine Voraussetzungen und Ansprüche macht. Allein sie kann dem Vorwurfe nimmermehr entgehen, alles durch enge Bande Zusammengehörige ganz, wie die Laute des alphabetischen Zufalls es gebieten, aus einander zu reißen und deßhalb, von wissenschaftlicher Seite aus, statt einer Ordnung vielmehr eine grauenvolle Mißordnung zu sein. Trotz dem Allen ist sie eine Anordnung, die zwar durch Unterlassen sündigt, aber doch wenigstens kein positives Unrecht begeht und dadurch das Unheil vermehrt.

Letzteres ist aber z. B. mit jener alterthümlichen Anordnungs-Methode der Fall, welche in sprachlicher Angelegenheit nicht die Sprache selbst schalten und walten läßt, vielmehr in ihren Wörterschatz als leitenden Grundsatz den einer gewissen sachlichen Gebiets-Abgränzung einführt, und daher, gerade mit Ausscheidung der Verbalwurzeln, die in besondere **Dhâtu-Kôsha's** vereinigt werden, sich fast nur mit Substantiven zu schaffen macht. Was dabei herauskommt, zumal wenn man die Wörter, wie die alten Indischen Wörterbücher thun, metrisch mit einander verbindet, ist leicht einzusehen; obschon sich nicht läugnen läßt, daß auch aus dieserlei Anordnung, z. B. in synonymer Rücksicht und zu schneller Ueberschauung des Reichthums an Ausdrücken in gewissen Sachgebieten, mancherlei nicht unersprießliche und unwichtige Vortheile entspringen. Als Beispiel diene Hemachandra, wenn er in seinem „**Abhidhânachintâmaṅi**, ein systematisch angeordnetes synony-

misches Lexikon“ herausg. von O. Böhtlingk und Charles Rieu über das Princip seiner Anordnung des Stoffes im Eingange des Werkes Nr. 20—23. (S. 5.; vgl. S. VIII.) sich selber so erklärt: „Die Obergötter (Arhant's) stehen im ersten kân'd'a, die Götter im zweiten, die Menschen im dritten, die Wesen im vierten, und zwar so, daß die Reihe mit denen beginnt, die ein Sinnesorgan haben. — Erde, Wasser, Feuer, Luft und Pflanzen haben ein Sinnesorgan [welches?]; Würmer, Ameisen, Spinnen u. s. w. haben beziehungsweise zwei, drei und vier Sinnesorgane; Elephanten, Pfauen, Fische u. s. w., die beziehungsweise auf dem Festlande, in der Luft und im Wasser verharren, sind mit fünf Sinnesorganen versehen. Götter, Menschen und die Bewohner der Unterwelt haben gleichfalls fünf Sinnesorgane. — Die Bewohner der Unterwelt werden mit dem, was dazu gehört, im fünften kân'd'a, die Wörter von allgemeinem Begriffe und die Indeclinabilia im sechsten klar aufgeführt werden.“ Da haben wir also ein Umfassen der „Dreiwelt“, indem, mit Beobachtung des: **a Jove principium**, — vom Himmel auf die Erde und unter diese hinab in die Unterwelt gestiegen wird. Ich weiß nicht, ob von der Indischen Lexikographie ganz unabhängig oder etwa unter Einfluß einer chinesischen Uebersetzung des Amarakoscha (**Weber, Indische Literaturgesch.** S. 207.), **Kanghi's Mirror of the Manchu language** (s. **Palmer, Memoir p.** 42.) eine ähnliche Eintheilung in verschiedene Klassen befolgt, welche ihrerseits in Kapitel und Artikel zerfallen. Nämlich 1. handelt vom Himmel, 2. von der Zeit (als durch den Himmel regulirt und bestimmt). 3. Erde. 4. Kaiser, Regierung; Ceremonien, Gebräuche; Musik, Bücher; Krieg, Jagd; Mensch; Trinken, Essen; Seide, Kleidung und Schmuck (**victus et amictus**); Arbeit und Arbeitsleute, Werkzeuge, Schiffe; Korn, Kräuter, Vögel, Thiere, wilde und zahme, Fische, Reptilien u. s. w. — Will man sich aber darob verwundern, wenn — natürlich ohne daß zwischen seinem und dem hinterasiatischen Verfahren von der einen oder anderen Seite her irgend ein historischer Zusammenhang bestände — nicht minder der Römer Varro in mehreren Punkten seiner Wörter-Anordnung mit der Lexikographie Asiens übereinkommt? So bespricht er in seinem Buche **de lingua Latina V. De vocabulis locorum et quae in his sunt. I. De locis. A. De coelo. B. De terra et humo. De Urbe cet. II. Quae in locis sint. A. De immortalibus. Principes dei Coelum et Terra. Sol et Luna. Ignis et aqua. B. De mortalibus. 1. De animalibus. a. in aëre. b. in terra.** *α.* **de hominibus.** *β.* **de pecore; de feris. 2. De virgultis. 3. De manu factis. De victu, qui e terra provenit; de pecudis carne. De lana et vestimentis inde factis. De armis. De mensis et vasis ibi locatis.**

De sellis et arcis. De mundo et vestibus mulierum. De instrumentis rusticis. De aedificiis, id est de oppidis vicisque et foris. De aedibus privatis. U. s. w. VI. De vocabulis temporum et earum rerum, quae dicuntur cum tempore aliquo. 1. de temporibus. 2. De rebus, quae in temporibus fiunt. De verbis primigeniis atque derivatis et compositis cet. Man könnte derlei Werke gewissermaßen Real-Encyclopädien nennen, worin, trotzdem daß auf den sprachlichen Inhalt das Hauptabsehen geht, doch von ihm sich die Rücksicht auf das sachliche Moment noch nicht klar hat trennen und abscheiden lassen.

Hieran reiht sich nun, ob mit bewußter Nachahmung der Sacheintheilung oder nach gänzlich selbsterfundener Idee, ist mir zweifelhaft geblieben, K. F. Becker's Versuch einer systematischen Eintheilung des Wortvorraths in den Sanskritsprachen, welchen man in seinem Buche: Das Wort in seiner organischen Verwandlung Frankf. a. M. 1833. mitgetheilt findet. Es sei mir vergönnt, aus meiner Anz. des Buchs in den Berl. Jhrb. Nov. 1833. hier einige Sätze wieder in Erinnerung zu bringen. „An die Spitze des Thesaurus werden „12 Kardinalbegriffe" gestellt, „nämlich 5 — gehen, leuchten, lauten, wehen, fließen — in denen der Urbegriff bewegen durch die besondere Art des thätigen Seins, und 7 — erlangen (adire), binden (zusammen), scheiden (aus einander), decken, wachsen (Größenverhältniß der Bewegung), schnellen, verletzen — in denen derselbe Urbegriff durch die Beziehungsverhältnisse der Thätigkeit individualisirt ist;" und diese umfassen nach S. 146. das ganze Reich der Begriffe von sinnlich anschaulichen Thätigkeiten. Dadurch entstehen nun 12 Klassen, welche wiederum nach dem anlautenden Buchstaben der Wurzel, als angeblichem Träger des Begriffes, in Ordnungen, und nach dem auslautenden in Unterordnungen, zerfallen, z. B. Ordnungen nach den Formeln: a, ka, ta, pa, ra, la, na, ma, Unterordnungen: ak, at, ap u. s. w., wo a als allgemeiner Ausdruck jeden Vokal und die Tennis die übrigen Buchstaben desselben Organs mit repräsentirt...... Die oft in wesentlichen Punkten von der unsrigen abweichende Einrichtung indischer Wörterbücher dürfte Hrn. Dr. Becker vorgeschwebt haben, indem er die eigenthümlichen Vortheile, die aus einer verschiedenartigen Anordnung des Sprachstoffes natürlich hervorgehen, scheint haben vereinigen zu wollen. Die Sacheintheilung läßt er fallen; und wäre sie nicht doch die reellste und wahrhafteste? Ist nicht das sachlich Verbundene auch zugleich sprachlich vereinigt? Nicht also. So wendet er sich nun zu der begrifflichen. Läuft aber die Sprache stets den Begriffen parallel? Auch nein. Schon sehr bedenklich; denn der Grund der Verwerfung bliebe hier, wie bei der Sacheintheilung, derselbe. Der Hr. Verf. aber vereinigt Begriffs- und

Lauteintheilung, und Ref. glaubt nicht der einzige zu sein, den beim ersten Lesen die Art und Weise, wie beide hier verbunden werden, überrascht und — besticht. Wer nun diesen Genuß festzuhalten wünscht, dem ist anzurathen, ihn nicht durch tieferes Forschen ausschöpfen zu wollen, denn dann schleicht ein solcher Chor von Bedenklichkeiten heran, daß es schwer wird, jenen vor diesen zu bewahren. — Das Schlimmste bleibt immer die Aufgabe, welche der Etymologie hier angemuthet wird, sich stets nach einem doppelten Eintheilungsgrunde zu zerfällen, und zwar so, daß diese zu gleicher Zeit, einmal in seiner Doppelseitigkeit (Laut und Begriff) und zweitens in seiner Einseitigkeit (Begriff) festgehalten werden soll. Mit Recht wird verlangt, daß die ganze Wortfamilie unter ihre jedesmalige Wurzel gebracht werde; es schließt dies ein, daß Alles unter ihr genealogisch — man denke an nicht verwandte Menschen, die sich gleichwohl an Körper und Geist ähnlich sehen — verwandt sein müsse. Man wird ferner „variirte" Wurzeln, die sich als solche in der That bescheinigen lassen, einander beiordnen. Soll nun aber den Wurzeln, noch einseitiger Weise eine ihnen sprachlicher Seits äußerlich bleibende Begriffseintheilung wie ein Netz übergeworfen werden, dann tritt Gewalt ein, gegen welche die Natur sich sträuben muß. Der scheinbare Gewinnst auf der einen Seite, die Wurzeln auf 12 Klassen zurückgeführt zu sehen, ist doppelter Verlust auf der andern. Eine rein begriffliche Eintheilung mag nützlich und äußerst lehrreich sein, z. B. für synonymische Forschungen; in der **Etymologie** kann schlechterdings kein anderes Anordnungsprincip als das genealogischer (etymologischer) Verwandtschaft anerkannt werden."

Innerhalb der Sprachen-Genealogie nun, um hiemit fortzufahren, kann, wie sich von selbst versteht, eine Unterscheidung nur nach Graden der Verwandtschaft bewerkstelligt und bestimmt werden, wenngleich solche Grade mit dem immer doch sehr merklich davon unterschiedenen Netze menschlicher Verwandtschafts-Beziehungen in buchstäblichem Sinne nicht identisch sind. Man muß sich stets gegenwärtig erhalten, daß, wird z. B. von Mutter- und Töchtersprachen, von schwesterlich verwandten Idiomen gesprochen, dies eigentlich doch nur eine bildliche Ausdrucksweise ist, während die verglichenen Dinge: Verwandtschaft und Gradunterschiede zwischen Sprachen einander mit nichten decken. Der sehr folgenschwere Unterschied freilich 1) des causalen Auseinander und zeitlichen Herabwärts, oder der Descendenz und 2) des seitlich coordinirten Nebeneinander oder Collateralen mit gemeinsamer, zurückliegender Ursache, sind Verhältnisse, die auch bei verwandten Sprachen nicht ohne die gröbsten Irrthümer und Verirrungen dürfen zusammengeworfen werden. Als warnendes Beispiel kann das Latein dienen, welche Römersprache lange der Unverstand

mit arger Verdrehung des wahren Sachverhältnisses aus einer Schwester der Griechin, was sie in Wahrheit ist, zu einer gleichsam entarteten Tochter derselben machte, was sie nicht ist, und aus solchem Wahnglauben die irrigsten Folgerungen; sowohl sprachlicher als historischer Seits, zu ziehen, durch jenen Mißgriff sich verleiten ließ. Wie falsch ferner, wollte man die sechs romanischen Hauptsprachen, statt sie unter sich verschwistert und Abkömmlinge vom Latein sein zu lassen, ein von einander ableiten! Genau genommen, sind diese Affiliations-Beziehungen jedoch, will man sie sich als festere Bestimmtheiten vor die Seele bringen, nur in Nebel zerrinnende Bilder, denen man doch jedesmal erst einen minder fließenden und kernhafteren Inhalt unterzulegen bemüht sein muß.

Beim thierischen Körper zerreißt mit der Nabelschnur das frühere leibliche In- und Aneinander des Kindes mit der Mutter, und von dem Momente beginnt ein selbständiges Eigenleben des ersteren, wenn auch nicht nothwendig sogleich aller sonstige Zusammenhang z. B. durch Ernährung mittelst der Muttermilch, durch Pflege, Erziehung und Unterricht u. s. w. (vielleicht nie ganz, möglicher Weise aber augenblicklich und völlig) aufhört. Sprachen aber sind niemals freie Existenzen in solchem Sinne, wie die Menschen selber: weil zu ihrer Fortpflanzung sie stets sprechender und das Gesprochene verstehender Menschen bedürfen, oder doch mindestens der schweigsamen Schrift, und, wie man es auch genannt hat, des Mediums von Gestaltsprachen. Indem stets aus einer Periode in die andere lebende Individuen hinübergreifen und die Träger des vermittelten und allmäligen Ueberganges bilden, können in der Weiterbildung von Sprachen plötzliche Sprünge eigentlich nicht vorkommen, sobald nicht ein neues, allemal zunächst feindliches Element von außen hineinkommt. Nothwendig überdem besteht eine Continuität zwischen Früherem und Späterem, wenn Letzteres sich aus Ersterem entwickelte: mag auch die Geschichte nur zu oft und zu großem Schaden unserer Kenntniß arge, für uns leere Lücken in den stetigen Gang gerissen haben. „Eine Tochtersprache aber, wie Steinthal A. L. Z. 1849. Aug. Nr. 190. S. 368. den Begriff festsetzt, ist eine Sprache, welche von einem andern Volke, als dem sie ursprünglich angehört, oder auch von letzterem, aber mit fremden sehr einflußreichen Stämmen vermischten Volke, nach einem neuen Principe entwickelt, d. h. umgeformt worden ist. Also ist unsere neuhochdeutsche Sprache, wie die neugriechische, koptische, englische keine Tochtersprache. Ueber das Neupersische und die heutigen sanskritischen indischen Sprachen wollen wir nicht entscheiden. Das Türkische gehört gar nicht hieher. Man könnte das Neudeutsche u. s. w. secundäre Sprachen nennen. Die secundären und Töchtersprachen zusammen bilden als analytische Sprachen einen Gegensatz zu den synthetischen. [Es fragt

sich, ob diese, von den romanischen und Prakrit-Sprachen geltende Beobachtung eine Verallgemeinerung erheischt und wirklich und nothwendig auf alle Töchtersprachen paßt.] Der Ausdruck Mischsprache, als auf unorganischen Vorstellungen von der Sprache beruhend, ist gänzlich [?] aufzugeben." Was St. secundäre Sprachen nennt, sind also eigentlich bloße Fortsetzungen einer Sprache in gerader Linie ohne bedeutende Störung von anderen Völkern, wenn auch oft nicht ohne geringe Aufregung und Weiterbildung in ihrem Innern durch Ideenwechsel, durch große, vorzüglich wirksam in sie eingreifende Persönlichkeiten u. s. w. Den Ausdruck: Tochtersprache schränkt er aber auf den Fall ein, wo eine Sprache durch die Gewalt, welche, vom Conflicte mit andern Volksmengen herrührend, auf sie und in sie eindringt, von ihrer ruhigen Bahn abgelenkt und in eine, dem ursprünglichen Stoße fremde und neue geworfen wird. Von einer Tochtersprache ließe sich etwa auch sagen: sie sei das Resultat der Einimpfung eines fremden Reises auf ihren mütterlichen Sprachstock. Nur würde dies Bild wenigstens in so fern nicht passen, einmal daß durch eine solche Sprach-Einimpfung vielleicht im Verfolg, aber ursprünglich gewiß nicht eine Veredlung eintritt des geimpften Stammes. Außerdem unterlägen zweitens die Sprachen rücksichtlich der Möglichkeit, eine Impfung zu erfahren, nicht solcher Einschränkung, wie die Bäume, welche z. B. nur zwischen Kernobst und Kernobst, nicht aber kreuzweis z. B. zwischen Kern- und Steinobst, eine Impfung zuließen.

Mundarten, die sich oft, im Verlaufe der Zeit, selbst zu neuen, wiewohl nie von Grund aus und gänzlich neuen „Sprachen" erweitern, bilden sich theils durch Zeit- theils Ort-Fernen *): überhaupt, außer inneren, auf die Sprache rückwirkenden Selbstentzweiungen eines Volkes nach Bildungs-Unterschied (höhere Umgangs- und Literatursprache und die an sich gleichstämmige Volkssprache **); nach Abstufung der Stände (daher z. B. die

---

*) **Hieronym. Prooem. in secundum libr. Comment. ad Galatas: „Unum est quod inferimus .... Galatas excepto sermone graeco, quo omnis oriens loquitur** (also das Französische oder Englische damaliger Zeit!), **propriam linguam, eandem paene habere quam Treviros: nec referre si aliqua exinde corruperint, cum ..... et ipsa latinitas et regionibus quotidie mutetur et tempore.** Vgl. Bernhardi Sprachkarte. 1844. S. 15. Der Zeit nach also z. B. verschieden sind alt- und mittel-hochdeutsch; aber räumlich: oberdeutsch und niederdeutsch unserer jetzigen Gegenwart.

**) Das ist nicht immer der Fall, z. B. die Deutschen der Ostseeprovinzen mit Letten oder (den Finnen anverwandten) Liven und Esthen, vormals mit Preußen (von eigenthümlicher Rede) unter sich.

sonderbaren Rangsprachen auf Java*) 1. **basa-krama** oder **basa-dhalem**, die vornehme 2. die dieser entgegengesetzte gewöhnliche Landessprache, der Volksdialekt, **nyoko** und 3. die unter Personen gleichen Rangs gebrauchte **madhya**, oder mittlere); nach gewerblicher und zunftmäßiger Absonderung (z. B. Handwerker-, Jäger-, Berg-, Studentensprache, Geheimsprachen, Rothwelsch**), — die wichtigsten Anlässe zu sprachlicher Zerklüftung! Noch zwar z. B. ist die weitest verbreitete Sprache in Nordamerika ein vom Englischen des Mutterlandes, außer in Einzelheiten, nicht allzuweit abgegangenes Idiom. Wer weiß aber, ob nicht nach Jahrhunderten sich das, aus dem unmittelbaren Verkehre mit seiner Mutter entlassene Englisch der Nordamerikaner zu einem Idiome umgestaltet, das sich mit dem heimathlichen Englisch kaum noch versteht, ungeachtet der gegenseitige literarische Verkehr ein so weites Auseinanderklaffen scheint, wo nicht durchaus verhindern, doch für lange aufhalten zu müssen? Das Englische der neuen Welt aber enthält bereits so viele Amerikanismen, daß man daraus eigne lexikale Sammlungen, wie von **John Pickering Vocabulary of Americanisms. Boston 1816.** und **John Russell Bartlett Dict. of Americanisms**, machen konnte. Darunter befindet sich nicht bloß, worüber sich Niemand verwundern würde, mancherlei Neologisches; nein, auch sogar mehrere Amerikanismen verdanken dem Fortführen entweder eines archaistischen, im jetzigen europäischen Englisch verschollenen, oder eines provincialen Sprachgebrauchs in England ihr Dasein. Vgl. den Aufsatz: Die Philologie in Nordamerika aus der

---

*) W. v. Humboldt Kawiwerk I. 49.: „Es geschieht nicht selten, daß durch den Einfluß gesellschaftlicher Verhältnisse ein verschiedenartiger Gebrauch von derselben Sprache gemacht wird und dadurch in ihr mehr oder weniger abgesonderte eigne Idiome, oder wenigstens Arten zu sprechen entstehen. Diese Idiome sind von dem, was man Dialekt zu nennen pflegt, verschieden. Der Dialekt entspringt aus der Verschiedenheit des Wohnorts oder der Abstammung. Jene Idiome haben andere Ursachen, und der wesentliche Unterschied dieser beiden Abweichungen von der gemeinsamen eigentlichen Sprache besteht darin, daß die Dialekte Naturgewohnheiten sind, in diesen Idiomen aber allemal Absicht aus conventionellen Gründen liegt. Die Idiome, von welchen hier die Rede ist, können nur zweierlei Natur sein, entweder Spracharten, welche einzelnen Classen der Gesellschaft unter einander eigenthümlich sind, oder Spracharten, deren sich eine Classe gegen oder in Rücksicht auf andere bedient." Es sitzen z. B. unsere Vornehmen bei Tafel und speisen oder tafeln, während andere ehrliche Leute einfach essen. Das Thier aber frißt (wahrsch. mit der Präp. ver-).

) Siehe, außer meinen Zigeunern, Deutsch-morgenl. Ztschr. VII. 391 und den von mir herrührenden Artikel in Brockhaus' Convers. Lex. Aufl. X. Dann der Art. XII. **Rotwelsch, von Hoffmann v. Fallersleben im Weimarischen Jahrb. 2. Heft, und Maßmann's Vortrag in der Decemberverſ. (1854) der deutschen Gesellsch.

kundigen Feder von Dr. Felix Flügel in Gersdorf's Repertorium 1852. Bd. 4. Heft 4. Trotz seiner Uebersiedelung nach Nordamerika oder nach den anderen drei Welttheilen (Ostindien, Kap, Australien) bleibt das Englische, wenigstens vorderhand, noch immer Englisch, der weiten örtlichen Abtrennung vom Mutterstamme unbeschadet.

Die Mundarten einer Sprache liegen noch wirklich in ihr, wie vom mütterlichen Schooße, umschlossen, etwas für sich und doch nicht abgelöst von dem ganzen Sprachkörper. Und genau hingesehen, ist auch dieser Vergleich wieder, wie alle Vergleiche ein hinkender, ein mit der vollen Wahrheit unvereinbares Bild! Das werdende Kind liegt in der Mutter nicht wie ein Besonderes im Allgemeinen, sondern eher, wie ein erst in der Bildung begriffenes und deßhalb unbestimmteres Allgemeines im Besondern; nach strengerer Wahrheit, wie im einen Besonderen ein anderes von völlig gleichartigem Charakter, nur daß letzteres das Maaß derjenigen artlichen Bestimmtheit noch nicht erreichte, welche bereits in ihrer Vollendung vom einschließenden Besonderen dargestellt wird, während das eingeschlossene, obwohl vom frühesten Augenblicke seiner embryonischen Erregung an auch nach eben diesem, und zwar nur diesem Ziele in vielleicht nie erfülltem, doch durch keine Macht verrückbarem Streben die vereinten Zeugungskräfte von Vater und Mutter hintreiben. Der Begriff: Mundarten muß unstreitig noch schärfer begrenzt und definirt werden. Schwerlich aber kann man anders, als ihn auf die Kategorie von Besonderungen und Unterarten zurückbringen inner- und unterhalb einer Sprache als, vorausgesetzt daß sie nicht gleichsam kinderlos, ohne Mundarten geblieben und lediglich mit sich abschließt, deren Art und höheren sprachlichen Einheit und Allgemeinheit. Sprechen wir daher, beispielsweise, von Deutschen Mundarten, so ist Deutsche Sprache eben der Inbegriff aller Deutschen Mundarten, die neuhochdeutsche Schrift- und Umgangsprache, als gleichfalls nur eine unter der Vielheit besonderer Brechungen unserer Deutschen Sprache. Wird, wie häufig, ja gewöhnlich, letztere als *κοινή* der gebildeten Stände aller Deutschen Lande, und, so zu sagen, der geistige Abhub und die schönste Blüthe unserer volksthümlichen Gemeinschaft vorzugsweise, vielleicht gar ausschließlich: Deutsche Sprache geheißen, so ist zu solcher Namenbegrenzung triftiger Grund vorhanden. Nur dürften wir uns nicht die mundartlichen Sonderweisen der Volksmassen in Ober- Mittel- und Niederdeutschland, sammt den Untermundarten, in welche die Hauptmundarten wieder ihrerseits zerfallen, als Unterabtheilungen, oder, was nun gar ein unverzeihlicher Irrthum wäre, als verdorbene Abgefallenheiten von unserem Hochdeutsch denken, sondern als in sich, und für ihren lokalen Kreis, vollkommen gleichberechtigte und freie Existenzen. Viel-

mehr wird die gesammte Deutsche Sprache, und nicht bloß die eine Besonderung, also doch auch nur eine Besonderung, unser Neuhochdeutsch, durch alle Deutsche Mundarten und Sprach-arten, ohne jegliche Ausnahme, gebildet. Eine Idealität jedoch, wenn man will, worin die mundartlichen Gegensätze abgestumpft erscheinen, und nur das allen Mundarten Gemeinsame, freilich das Wesentliche einer Sprache, zurückbleibt nach dem logischen Gesetze, daß mit dem Wachsen des Umfanges eines Begriffs die Zahl seiner Merkmale abnimmt. Mundarten sind, darüber täusche man sich nicht, nur beziehungsweise „Mundarten"; an sich und absolut genommen, vollständige — Sprachen, wenn auch in beschränkterem örtlichem Umfange gültig. Unter Eine Sprache, als deren Besonderungen fallend, und sich um denselben Mittelpunkt und Sprachkern, nur in anderen, und oft sehr excentrischen Kreisen, drehend, decken sie im großen Ganzen einander, und weichen nur durch meist unwesentliche, jedoch keineswegs immer auf bloße Lautverschiedenheit beschränkte Differenzen, von einander ab. Der besondere Duft, welchen eine Mundart ausathmet, übrigens kein überreiztes Fümet, hat, und bei gewissen Mundarten vor anderen, etwas so Eigenthümliches und allemal den, welcher sie, vielleicht aus seiner Heimath herausgerissen, wieder vernimmt, Anheimelndes, daß es auch den früher theilnahmlosen Fremden, wie man sich etwa nach einer verachteten und doch hübschen Feldblume niederbückt, leicht und widerstandlos zum Genusse von Gaben hinzieht, sei es von einem tiefinnigen Volksliede, von einem lieblichen Idylle, in der ungesuchten Naivetät einer vielleicht sonst ganz verwahrloseten Volksmundart ihm entgegengebracht, und daß dieser, eben durch deren natürliche, von keiner Kunst verdorbene Frische und Gemüthlichkeit seine Seele anmuthig bewegt, oft, wie von heilsamem Morgenthau, neu erquickt und belebt fühlt. Dies ahnen zu lassen, genügen zwei Namen: Theokrit und Hebel, die unnachahmlichen*). Man übersetze sie, nicht etwa in eine andere Sprache, etwa jenen ins Latein (vgl. z. B. die Eklogen Virgils, welche einen, nachdem man ihr griechisches Vorbild zuvor gelesen, trotz aller aufgewendeten Kunst — kalt lassen); man nehme ihnen nur durch Uebertragung in eine andere höhere Mundart ihr ursprüngliches mundartliches Colorit (wie z. B. des dorischen Plateiasmos), und sie sind — nichts mehr, oder bloß ein halbes. Eine geistvolle Abhandlung von Friedrich Jacobs: Ueber einen Vorzug der griechischen Sprache in dem Gebrauche ihrer Dialekte. München 1808. 4. zeigt, wie das kunstsinnige Volk der

*) Auch könnte an Schotten, wie Burns, erinnert werden. „Ten scottisch songs rendered into German. By W. B. Macdonald of Rammerscales. Edinb. 1854. sollen, wie der Uebrsetzer sagt, „die nahe Verwandtschaft in Klang, Rhythmus und Musik zwischen der schottischen und deutschen Sprache beweisen" helfen.

Hellenen auch darin mit genialer Anschauung seinen Vortheil herausfühlte, daß es nicht nur jede Redegattung in einer von ihr ursprünglich gewählten und sonstwie angemessensten Mundart zu Worte kommen ließ, sondern daß auch seine Dichterheroen, — z. B. die Sceniker im Chor und Pindar in den Siegeshymnen, ihren Geistesschöpfungen durch geschmackvoll wählerisches Versetzen mit Anklängen an andere Mundarten, oft die zartesten und jedem anderen, als dem griechischen Ohre und Gefühle, schwer zugänglichen Tinten und Farbenmischungen zu geben verstanden. Der Gebrauch des Prakrits im Indischen Drama hatte, täusche ich mich darüber nicht, ebenfalls einen gewissen künstlerischen Zweck. In so fern aber scheint mir der Fall nicht der nämliche, als sich die je nach den Personen und Ständen (Vornehme und Niedere der mannigfachsten Art; Männer, Weiber) so verschieden gewählte Form des sprachlichen Ausdrucks (Sanskrit, und, in sich selbst ungemein variirt, Prakrit) bei den Indern wie ein Widerschein darstellt einer kastenmäßig geschiedenen und streng eingefachten Bevölkerung, zumal in einer Dichtgattung, welchem die Wirklichkeit der Lebensverhältnisse leicht seine Spuren tief eindrückt.

Wir gehen weiter. Sprachen — ein Merkmal der Freiheit, unter deren schöpferischen Gunst sie entstanden und sich fortentwickelten, ja noch immer von Neuem spalten, — zeugen, im Gegensatz zur Naturnothwendigkeit, welche im Bereiche des Organischen aus Gleichartigem nur wieder Gleichartiges durch Zeugung hervorgehen läßt, aus dem einen Besonderen ein Besonderes, welches sich charakteristisch dadurch hervorthut, gerade nicht genau derselben Art zu sein. „Was seinem Ursprunge nach verwandt ist, muß auch seinem Wesen nach verwandt sein", bemerkt mit Recht Steinthal, ohne daß er den hieraus fließenden Schluß zuläßt, von welcher Wichtigkeit, auch in principieller Rücksicht, eine Gruppirung der Sprachen nach ihren genealogischen Verwandtschaftsverhältnissen sein müsse, auf die er überhaupt viel zu wenig Gewicht legt. Obschon nun zwar bei ursprünglich stammverwandten Völkern die sprachliche Verwandtschaft dadurch aufgehoben werden könnte, daß etwa das eine seine Sprache aufgiebt und gegen eine fremde vertauscht, so liegt doch in der Natur der Sache, daß verwandte Sprachen, ihrer sonstigen Veränderungen ungeachtet, doch nie den Charakter genealogischer Gleichartigkeit gänzlich verläugnen. Nämlich im Auge des kundigen Sprachforschers, während der nicht dahin gerichtete und für Unterscheidung von Gleichheit und Ungleichheit ungeübte Sinn des Laien die allerdings häufig bis zur Unkenntlichkeit verlarvte Gleichartigkeit leicht mißkennt und für Grundverschiedenheit hält: so sehr entfremdeten sich im Verfolge der Zeit ihrem Mutterstocke die Sprachen in immer größeren Zwischenräumen. D. h. in ihrem geschichtlichen Verlaufe differenzirt sich eine Sprache aus ur-

sprünglicher Einheit zu einer unter sich ungleichen Mehrheit; — eine Erscheinung, die von ähnlichem Zerfallen in Vielheit bei einer Menge mundartlicher Einzelheiten abhängig ist und darin mit besteht. In wie fern nun der Unterschied minder auf strenger Wirklichkeit als auf Schein beruht, (z. B. wo er bloß oder fast bloß den Laut angeht, dessen Abänderungen den Sprachgebilden leicht einen großen Schein der Verschiedenheit geben), oder wo umgekehrt der Abstand ein in sich wesentlicher wird: das zu beurtheilen, ist Sache vergleichender Sprachforschung.

Hiebei kommt es begreiflich auf das Verhältniß von Ungleichheit zur Gleichheit, oder in entgegenlaufender Ordnung, an; und zwar wird, wenn selbiges auch artlich zu bestimmen ist, dabei doch nicht minder ein graduell meßbarer Unterschied an den Tag gebracht werden können, der selber wieder zu einem qualitativen umschlägt. Im richtigen Gefühle hievon, und bei Ermangelung eines absoluten Maßstabes, hat man sich, um überhaupt von dem Gradverhältnisse von Sprachen in verwandtschaftlicher Beziehung eine Maaßbestimmung, auch nur, so zu sagen, nach dem bloßen Augenmaaße, geben zu können, häufig mit Vergleichen geholfen, indem man an ein allgemeiner bekanntes Verhältniß erinnerte und das erst festzustellende mit diesem gleichsetzte. So z. B., wenn Alex. v. Humboldt über die Unüberlegtheit sich beschwert, „ganz Amerika, als wäre es ein Sprachcomplex, zusammen zu werfen, während in dem mexikanischen Caucasus allein 40—50 Sprachstämme existiren, so verschieden als semitisch von iranisch, als baskisch vom keltischen u. s. w.“ Dies natürlich immer surrogatorische und bloß ungefähre Bestimmungen liefernde Verfahren setzt doch schon die Bekanntschaft mit einem Verhältnisse voraus, was aber dann selber schon mit größerer Schärfe fixirt zu sein verlangte. Sage ich z. B., diese beiden Sprachen **a** und **b** verhalten sich, wie **c**: **b**, also, entweder grundverschieden, wie Semitisch und Arisch oder 2, zwar stammverwandt, allein **a** doch immer noch so weit von einander entfernt, wie Griechisch und Deutsch, oder **b** minder weit, wie Englisch und Deutsch, Schwedisch und Dänisch, vielleicht gar so nahe und ähnlich wie Italienisch und Latein = Neugriechisch und Altgriechisch, kurz dgl., so stelle ich damit dem, welcher die zur Vergleichung herangezogenen Glieder genügend kennt, ein anschauliches Bild vor Augen, was aber jedem andern wenig hilft. Unklar, und höchstens zu bloßem Hausbedarf tüchtig, bleibt die Vorstellung aber auch dann noch, ist nicht die Proportion des verglichenen Paares zu eigentlich wissenschaftlichem Bewußtsein erhoben; — und da haperts in der Regel noch gar sehr. Es gilt also, für Sprachen, Mundarten u. s. w. gewisse im Ganzen ziemlich adäquate und gleichgradige Weiten der Abstände zu finden, um vorkommenden Falles sich darauf, gleichwie auf Nor-

malmaaße, als feste Ausgangsbasen berufen zu können. Dazu würden uns am einfachsten und auf kürzestem Wege Ziffern verhelfen. Jedoch schlimm, daß selbst nur leidlich genaue zu finden, schon sehr schwer fällt. Vor Allem darf man nie vergessen, die Sprache bietet dem Forscher keine so isolirte Qualität dar, wie etwa die Wärme ist, die wir vermittelst des Thermometers zu messen im Stande sind. Sie ist vielmehr ein Zusammenfluß einer nicht kleinen Summe von Stoffen, Eigenschaften und Kräften, aus welchen durch isolirende Betrachtung nur äußerst schwer ein kurzer, die Sprache charakteristisch fassender Ausdruck, vollends ein mathematischer, sich gewinnen läßt. Freilich, was z. B. den lexikalen Stoff und selbst die grammatischen Mittel an sich, oder nach sprachverwandtem Verhältniß, anbetrifft, so läßt sich nach vollendeter, versteht sich richtiger Analyse, die in besagter Rücksicht mit den betheiligten Sprachen angestellt worden, zu arithmetischen Bestimmungen gelangen. Ich werde also z. B. die Zahl der Laute einer Sprache arithmetisch bestimmen. Dann, worüber Foerstemann Kuhn's Ztschr. I. („Numerische Lautverhältnisse im Griechischen, Lateinischen und Deutschen"), und Schleicher (Die Formenlehre der kirchenslawischen Sprache 1852 S. 17—25) unter Hinzufügen des Slawischen, Untersuchungen anstellen, die Verhältnißzahlen der Häufigkeit im Gebrauche von einfachen Lauten (z. B. im Slawischen viele Zischer bei fast gänzlicher Abwesenheit von Aspiraten) und in dem von Lautgruppen innerhalb einer Sprache; denn unstreitig wird dadurch der Lautcharakter, z. B. nach Wohllaut oder dessen Gegentheil, wesentlich mit bestimmt. Ferner liegt viel daran zu wissen, welcher Reichthum von Wurzeln, oder intellectuellen Grundelementen, eine Sprache zu Gebote steht. Nicht minder, in wie weit sie, mit diesem Schatze wuchernd, es zu großen oder weniger großen Summen von Wörtern gebracht hat. Oder auch, wie groß ist die Zahl der Afformativen, die, zu Ableitung und zu Abbiegungen verfügbar, eine Sprache besitzt? Das sind in Sprachen Zahlenverhältnisse, die möglichst genau zu ermitteln, schon ohne Rücksicht auf andere Sprachen, lediglich an sich, von großem Nutzen wäre. Um wie viel mehr, wo überdem, den Unterschied übrigens verwandter Idiome mit Zahlenbestimmtheit hervorzuheben, das Bedürfniß sich herausstellt. Angenommen, zwei Sprachen verhielten sich rücksichtlich ihrer Grundstoffe so zu einander, daß auf je 100 Stück Wurzeln z. B. 10 gleiche und 90 ungleiche, oder umgekehrt kommen: so ließen sich die Gleichheit und Ungleichheit beider (denn nur beide zusammen, nicht einseitig die eine oder andere, ergeben ein richtiges Facit) durch ein Zahlenverhältniß ausdrücken. Also, dies durch ein Beispiel zu erläutern: Diez hat bereits rücksichtlich der Herkunft der verschiedenen lexikalen Bestandtheile in den romanischen Sprachen, wie z. B. der Lateinischen, Germanischen, im Spanischen Arabischer, im Walachischen Slawischer u. s. w., mit Ermittelung der ihnen

zustehenden Procente, welche vollständig freilich nur nach durchgreifendster und gründlichster etymologischer Musterung der betheiligten Sprachen erreicht würde, einen sehr erfreulichen Anfang gemacht. So wird nun mit der Zeit, versteht sich unter Ausschluß alles dessen, was seiner Natur nach sich der Zählung entzieht, ein kurz gefaßter arithmetischer Ausdruck gewonnen werden für das mehr oder minder nahe Verhältniß der Gleichheit unter den romanischen Sprachen theils zwischen den Schwestern unter sich, theils zum Latein als ihrem gemeinsamen mütterlichen Ausgangspunkte. In wie Vielem (vielleicht noch wichtiger freilich, als nach der bloßen Quantität, wäre die Frage: in Welchem) stimmt das Walachische noch zum Latein, oder weicht von ihm ab? Also z. B., wie viel Verba hat der Walache in seiner Sprache aus dem Latein beibehalten; und andrerseits welche und wie viel (denn auch, die Negation, weil sie sich wieder ins Positive umsetzt, zu kennen ist von Wichtigkeit) eingebüßt und, um den Verlust, das Deficit, zu decken, wieder aus anderen Quellen (und zwar aus welchen) ersetzt? Dieserlei Fragen, um jetzt z. B. die Afformativa zu übergehen, lassen sich auf das Substantiv ausdehnen, wobei sich ein ganz vorzügliches Interesse, namentlich in kulturgeschichtlichem Betracht, auf den Punkt hinrichtet, in welcherlei Arten und Kreisen vo'n Begriffen und Gegenständen insbesondere entweder Neuerung eingetreten oder am Alten festgehalten ist. Hierauf hat z. B. rücksichtlich des Französischen, indeß etwas partheiisch für das Germanische, K. J. Clement in seinem humoristisch gehaltenen Buche: Der Franzos und seine Sprache. Frankf. a. M. 1848 8. (s. meine Anz. A. L. Z. Febr. 1849. Nr. 45. fg.) ein besonderes Augenmerk gerichtet.

Welch eine gar nicht zu verachtende Hülfe nun schon aus solchen quantitativen Bestimmungen, vorausgesetzt daß sie auf Wahrheit beruhen, für die Einsicht in die Relationen zwischen Sprachen uns erwachse: liegt doch ihre Unzulänglichkeit, ohne vernünftige Rücksichtnahme auch auf die qualitativen Verhältnisse der jedesmal in Frage kommenden Sprachen, am Tage. Wenn man aber bedenkt, wie überaus veränderlich diese zweite Gattung von Verhältnissen selbst innerhalb einer einzigen Sprache nach Zeit und Ort sei, und wie noch unendlich schwieriger zu greifen und greifbar darzustellen: so kann es nicht befremden, hat eine so junge Wissenschaft, als die Linguistik ist, noch nicht allerseits befriedigende Mittel ausfindig gemacht, die im Umfange so verschiedenen Sprachkreise nach einer einigermaßen festen Maaßbestimmung zu fixiren.

Schon oben wurde von .ns zwischen stammfremden und stammverwandten Sprachen unterschieden. Gesetzt nun, dieser Unterschied wäre in Strenge auch nur ein relativer, kein absoluter: das verschlüge dem Sprachforscher, falls sich die Verwandtschaft

nicht mehr als mit einiger Sicherheit nachweisbar herausstellte, nur wenig. Genug, mag im einzelnen vorkommenden Falle die Entscheidung seine Schwierigkeit haben, ob Sprachen noch an einigen wenigen Fäden genealogischer Verwandtschaft zusammenhängen? — der Begriff „stammfremder" Sprachen, welche mit Recht so heißen können, erheischt, wenn auch vielleicht spätere Annäherungen an andere Idiome statt fanden, doch ursprüngliche Grundverschiedenheit unter einander. Nämlich in genealogischer Hinsicht; denn Sprachen, welche keinerlei allgemein-menschliche Züge und Aehnlichkeits-Bezüge zeigten, kann es (oder es müßten keine Sprachen sein) schlechterdings nicht geben. Zum Theil gehen noch jetzt sehr unklare Vorstellungen, die aber aus dem Dunkel der Gefühle ins helle Licht des Bewußtseins hinüberzuleiten ernstlich versucht werden muß, über solcherlei Fragen um, wie: Worin besteht denn wirkliche Sprachverwandtschaft? was sind ihre Merkzeichen, woran mit mindester Gefahr, zu irren, ich sie erkenne und was weiter dahin gehört. Ich habe nicht Lust, mich hier zu wiederholen, da erst kürzlich in dem schon oben erwähnten Aufsatze von mir: Max Müller und die Kennzeichen der Sprachverwandtschaft das Thema zwar nicht nach allen Seiten erschöpft, allein doch, schmeichle ich mir, so behandelt worden, daß es auf die rechte Fährte bringt.

Daselbst ist nun auch die Frage nach der Zahl sämmtlicher, auf der Erde vorhandener Sprachen aufgeworfen. Hiebei mußte sich uns aber sogleich die Bemerkung aufdrängen, auf genannte Frage, kennten wir auch bereits den ganzen Umfang der in den Sehkreis der Linguistik fallenden Objecte (was nicht der Fall ist, indem viele Sprachen, sogar aus unserer Gegenwart, uns entweder noch nicht einmal, oder kaum, dem Namen nach bekannt sind), müßten wir auch selbst eine annähernde Antwort schuldig bleiben, — ohne vorherige Maaßbestimmung, wonach man sich bei Unterscheidung namentlich zwischen dem, was gerechter Weise Sprache, was Mundart heiße, nicht bloß im Allgemeinen, sondern auch in den meisten konkreten Fällen richten könnte! Natürlich ist das eine Frage, die nur wirklich genealogisch-verbundene, keine stammfremde Sprache angeht. Noch bestimmter formulirt lautet sie so: an welchem Punkte hört die Mundart auf, und wo fängt die Sprache an? Ein Gegenstand, den zu einiger Genüge entwickeln zu können, ich um so diensteifriger sein würde, als kürzlich, ich muß leider befürchten, in zu großem Vertrauen auf meine Fähigkeiten, Hr. A. v. Humboldt mir denselben zu gelegentlicher Aufhellung anempfahl. Er werde stets, meint er, z. B. durch die Frage, wie viel Sprachen es in Mexiko gebe, in Verlegenheit gesetzt, und wisse sich immer nur durch die Gegenfrage zu helfen, daß er erst vom Frager selbst vergleichsweise, unter Angabe von Sprachenpaaren,

die er etwa vor Augen habe, festgesetzt wünsche, in welchem Sinne und ungefährem Begriffsumfange das nach oben und unten sehr elastische Wort „Sprache" von ihm genommen werde. In der That kann nur dem gemäß die Antwort ausfallen. Je nachdem nämlich 1) der Umfang des Begriffs: Sprache von mir auf Kosten des Begriffes: Mundart, oder, umgedreht, letzter auf Kosten des ersteren erweitert, oder 2) je nachdem der eine oder andere zu seinem Nachtheil verengert wird: in gleichem Verhältnisse muß ich der Sprachen oder Mundarten eine entsprechend große und kleine Anzahl nothwendig erhalten. Eine Schwierigkeit, in angemessener Weise jene beiden Begriffe abzugrenzen, stellt uns der Umstand entgegen, daß es eben so sehr einander äußerst fern stehende Mundarten, als auf der andern Seite Sprachen gibt, welche sich überaus nahe berühren. Oder vielmehr in solchen Sprachbegrenzungen herrscht eine gewisse Willkühr, die durch vernünftige Gründe gesetzmäßig zu regeln, der Wissenschaft obliegt. Macht man, wie wir oben thaten, das Moment ungehemmten gegenseitigen Sprachaustausches und sprachlichen Verkehres zum Kennzeichen der Mundarten, welche noch innerhalb einer Sprache, und nicht schon draußen und jenseit, ständen: so läßt sich dagegen mit Recht einwenden, wie manche Mundarten sich fast schwerer, als gewisse Sprachen, unter einander verstehen. Ganz gewiß nicht z. B. wäre zwischen ungebildeten Friesen, etwa von den Inseln Amrum, Helgoland oder Wangeroge, einer- und Baiern andrerseits, im Fall beide nie oder selten die Rede des andern, noch auch etwa andere, eine Vermittelung begünstigende Laute vernahmen, bei plötzlichem Begegnen, wenn auch vielleicht nach längerem Zusammensein Verständniß *) möglich. Ja, es fragte sich wirklich, ob nicht

*) Barton New views p. LXXIV. hat die ganz richtige Bemerkung: „Nothing is more common than for Indian traders, interpreters, or other persons, to assert, that such and such languages bear no relation to each other: because, it seems, that the persons speaking them cannot always understand one another. When these vary languages, however, are compared, their relations, or affinities, are found out. It is by such comparisons, that I have ascertained, that the language of the Delaware is the language of such a great number of tribes in America." Nun folgt aber eine falsche und ganz begrifflose Consequenz, indem er aus zwei drei von allen Orten und Enden zusammengebettelten Anklängen nicht nur auf Verwandtschaft aller amerikanischen Sprachen unter sich, sondern auch mit Sprachen der alten Welt glaubt den (völlig unerlaubten) Schluß ziehen zu dürfen. — Wie sich die Wissenschaft nicht bei den Unterscheidungen beruhigen kann, welche das Leben zwischen Naturkörpern macht, eben so wenig bezüglich der Sprachen, wo der Laie noch viel mehr Täuschung ausgesetzt ist, weil da der äußere Schein leichter noch trügt als anderwärts und die Sprachen zu complicirt sind.

Dänen und Schweden, deren verschiedene Sprachweisen man doch ohne Vorbehalt „Sprachen" zu nennen pflegt, sich in Wahrheit leichter und schneller mit einander sprachlich verständigten, als die beiden zuerst genannten, Frisen und Baiern. Auch, wenn z. B. Clement seine Landsleute, die Frisen, den Deutschen entfremdet, sie nicht für Deutsche, sondern für ein eigenstämmiges Volk gelten lassen will, so hätte er, je nach der Ansicht, hiezu vollkommen Recht. Die frisische Sprache steht z. B. vom Niederdeutschen, als ihrer nächsten Deutschen Grenznachbarin sprachlich und örtlich, kaum weniger, vielleicht weiter ab, als das Holländische oder, unter gewissen, jedermann von selbst einleuchtenden Einschränkungen, das Englische. Allem Anschein nach mischen sich in die unterschiedene Benennung von Mundart oder Sprache zuweilen Nebenumstände, die doch, wenn auch nicht für sich, allein mit Bezug hierauf unwesentlich sind. So z. B. möchte wohl häufig zum Range einer Sprache erhoben werden, wenn es sich eine gewisse schriftliche Sonderstellung errang, was, ohne Literatur, bei Jedermann bloß Mundart heißen würde. Ich nenne etwa Flämisch mit seiner früheren Literatur, und Holländisch. Auch etwa Slowakisch neben Böhmisch. Nicht nur aber fiele eine solche Rücksichtnahme völlig fort, wo die ganze Sprache mit allen ihren Unterarten zu keiner schriftlichen Verwendung gelangte, sondern es beweist auch das Beispiel Griechischer Mundarten zur Genüge, wie man lediglich aus dem Grunde, daß mehrere derselben sich einer hohen literarischen Ausbildung erfreuten, und ungeachtet sie doch sehr merkliche und charakteristische Unterschiede an der Stirn tragen, aus ihnen besondere „Sprachen" zu machen nicht das Recht hätte. Freilich barg Griechenland, wie jetzt, insbesondere nach v. Hahn's „Albanesischen Studien" kaum noch zweifelhaft, in seinem weiteren Schooße, also ausdrücklich in Epirus und Illyrien, schon von uralters ein noch von ihm grundverschiedenes Sprachidiom, das Illyrische, wovon sich im heutigen Albanesischen ein für Ethnographie und Geschichte höchst kostbarer Ueberrest und Abkömmling erhalten hat. Sonst aber, im Gegensatze mit jenem, die angegebene Ausnahme abgezogen, einsprachigen Griechenland, enthielt die italienische Halbinsel, sogar außer den noch in historischer Zeit eingewanderten Volkschaften, wie Griechen und keltische Gallier, eine sprachlich sehr bunte Bevölkerung, und zwar nicht einmal alle (wenigstens vom Etruskischen ist dies mehr als wahrscheinlich) indogermanischen Stammes. Das Latein in seiner ursprünglichen Einschränkung auf Latium, woher es denn auch seinen Namen empfing, war eine Sprache, wie zu frühest die ihm anverwandten Idiome der Umbrer, Sabiner und Osker auch, welche, um sie als Mundarten Einer Sprache bezeichnen zu dürfen, sich schon zu fern stehen. Seiner ursprünglichen Beschränkung auf zu kleinen Raum wegen jedoch erzeugte das Latein, aus-

genommen vielleicht später in den Provinzen inner und außer Italiens, in welchen es sich mehr noch durch seine politische als seine literarische Uebermacht festsetzte, niemals Mundarten von großem Belang, darin sehr verschieden vom Griechischen. Die für Entstehung der romanischen Sprachen so wichtige rustica nämlich — würde nimmer doch eine vom höheren Latein zu unterscheidende „Mundart“, vielmehr nur eine niedrige „Sprechart“ heißen dürfen.

Jetzt aber, nach so langem Hinundherreden, zu einem Abschluß zu kommen, noch einmal die Frage: Wie viel; qualitativ, was gehört dazu, daß eine Mundart nun nicht mehr Mundart bleibt, sondern zur Sprache wird? Weiter ausgedehnt, die ähnliche, jedoch weniger wichtige Frage, welche dahin geht: Wo, von unten aus, beginnt eine Mundart, und scheidet sich von Untermundarten und bloßen Sprechweisen? Desgleichen, oberhalb der Sprache (s. oben Rask und Schaffarik), was habe ich unter Sprachstamm, oder unter noch höhern Abtheilungen aufwärts (z. B. die fünf Sprach-Stämme: Tungusisch, Mongolisch, Türkisch, Samojedisch und Finnisch als Inbegriff der großen tatarischen oder turanischen Sprach-Familie) zu begreifen, was von ihnen auszuschließen? Man wird sich leicht aus dem Bisherigen überzeugt haben, daß hier von schroff abschneidenden und absoluten Unterschieden keine Rede sei. Denn, indem wir die absolut verschiedenen oder stammuneinigen Sprachen, als natürlich in sich abgeschlossene und selbstständige Sprachen, vorweg nahmen, blieben uns nur genealogisch unter einander verbundene Sprachkreise übrig, innerhalb deren keine andere Unterschiede vorkommen können, als relative. Schneide ich nun aus diesen Kreisen Segmente heraus, so bleibt die Bestimmung, wie groß ich jene Segmente machen will, da sich in sprachverwandten Kreisen die Grenzen selten selber wie wahre Naturgrenzen scharf abschneiden, immer zum Theil, zwar nicht reiner Willkühr, doch einer verständigen Wahl überlassen und einem Uebereinkommen, das, an der einmal zu Grunde gelegten Maaß-Einheit und Norm (mag diese an sich so verschieden gefaßt sein, als etwa die Fahrenheit'sche oder Réaumur'sche Skala) festhaltend, trostlose Verwirrung abwendet, die, im Fall man damit abwechselte und sie willkührlich durch einander mengte, unvermeidlich wäre. Relativität besteht eben darin, daß mit der Beziehung auf Anderes sich auch der Begriff, zwar nicht schlechthin, aber doch in der Bezogenheit ändert. So nun also auch die Begriffe: Mundart, Sprache, und so fort. Wenn demnach der Sprachforscher, wie oben bemerkt, einige Sprachen selber wieder gewissermaßen zu dem Werthe von Mundarten hinabdrückt: so kann das nur in relativer Weise geschehen, folglich mit Hinblick nach einem andern Beziehungs-Gliede, als das gewöhnliche Leben dem Begriffe: Mundart gegenüber stellt. Der Forscher also, was theoretisch begründet ist, bedient sich,

um den Unterschied, welchen etwa der Laie in seiner Unbefangenheit zwischen gewissen, übrigens wahrhaft verwandten Sprachen, genau so als wären sie absolut verschieden, macht, als nur beziehungsweise vorhanden und gültig zu veranschaulichen, einer Erweiterung derjenigen Sphäre, worin nach dem üblichen Sprachgebrauche der Begriff: Mundart sein Verbleiben hätte. Er will damit sagen: Diese oder jene Sprachen sind mit einander verwandt und verhalten sich demgemäß zu einem gewissen Sprach-Stamme, natürlich in ausgedehnterem Umfange, in derselben Proportion, wie Mundarten zu einer Sprache. D. h. jene verwandten Sprachen haben, anfänglich bloße Mundarten, durch immer größere Entfremdung von ihrer ursprünglichen Gemeinsamkeit erst allmälig den Charakter wirklicher Sprachen angenommen. Sie waren also einst in der That Mundarten, und stehen auch noch zu den Sprach-Stämmen (also zu Sprachabstufungen von umfänglicherem Begriffe) in einem, der niederen Proportion zwischen Mundart und Sprache, analogen Verwandtschafts-Nexe. Eben so aber ist jede Mundart, rein für sich, und außer der volklichen und sprachlichen Beziehungen zu ihrem verwandten Draußen, gedacht, ganz unbestreitbar eine in sich vollkommen abgeschlossene und selbst-genugsame — Sprache, die nur aus ihrer bescheideneren Stellung und Zurückgezogenheit hervorzutreten brauchte, um als Sprache anerkannt zu werden. Wollte man aber in dieser Richtung mit Consequenz aus Ende hinschreiten: so wäre zu behaupten, es gebe und habe Sprachen auf der Erde gegeben, genau so viel, wie Menschen darauf lebten und leben, allein diejenigen ausgenommen, welche, als Stumme und als zu früh hinweggeraffte Kinder, zu vollständigem Gebrauche einer Sprache nie gelangten. Ein Unterschied in der Sprache bliebe bis zu deren Gebrauche in Mund und Feder des Individuums hinunter.

Abgesehen von derlei Fällen, wo die Wissenschaft zu besonderen Zwecken von den Wörtern: Mundart und Sprache gewisse, dem üblichen Usus zuwiderlaufende Anwendungen macht, müssen wir schließlich, insbesondere bei Bestimmung des Begriffes: Sprache, doch auf den, an sich, sahen wir, freilich schwankenden Sprachgebrauch zurückkommen, der Sprache und Volk als correlate Begriffe mit den äußersten Grenzen da abschließt, wo sprachliche Zusammenschließungen von Einheiten beginnen, die, trotzdem daß der Forscher ihre Grenzen als erst gewordene, und nicht uranfängliche, aufzeigt, sich doch wechselweise als einander fremde Jenseitigkeiten in dem Betracht gegenüberstehen, daß, ohne vorherige (im Gegensatze mit dem Anlernen der Muttersprache, würde ich es nennen: künstliche) Erlernung, welche jedoch sogar ihrerseits auch zwischen völlig stammfremden Sprachen die Schranken zu durchbrechen vermag, das sprachliche Verständniß — hinwegfällt.

Mit dem Punkte, wo dieses Verständniß aufhört, fällt auch der zusammen, wo eine neue Sprache, und jenseit dessen auch ein anderes Volk, beginnt. Diese Punkte, z. B. geographisch und sprachlich (gleichsam in der Luft) zu finden, muß die Forschung, und kann es auch getrost, der Praxis überlassen, welche ja aus Erfahrung am besten weiß, wo das Verständniß*) wirklich abschneidet. Es ist genug, wenn sich in dieser Rücksicht die Wissenschaft nur eine revidirende Controle vorbehält. Dazu die Möglichkeit des Verstehens, oder ihr Gegentheil, wird sie sich nach ihren Gründen klar machen wollen, um nicht sich oft sprachliche Distanz-Bestimmungen aufbinden lassen zu müssen, wie es die Wegemaaße im täglichen Leben zu sein pflegen, welche von der Angabe nach wirklicher Messung in einem normirten Maaße oft unendlich weit abfallen, je nach dem subjectiven Ermessen der Bestimmenden. Auch würde gegen Aufstellung von Musterpaaren nichts einzuwenden sein. Wäre indeß das Verhältniß dieser so allseitig vor Augen gelegt, daß man es, wie mit Händen, greifen könnte, so käme es zweitens noch darauf an, andere Sprachen auf dies, als Einheit zum Grunde gelegte Normal-Maaß richtig zurückzuführen. Also durch solche Musterpaare die Vorfrage, innerhalb welcher Grenzen (seien diese nun weiter oder enger) ich das Wort: Sprache gebrauchen wolle, einmal erledigt, würde ich, die Zahl von Sprachen, sei es nun in einzelnen Districten der Erde, oder auch deren volle Gesammtsumme (eine, kein Glied ausschließende Bekanntschaft mit ihnen vorausgesetzt) selbst dann nur annäherungsweise anzugeben im Stande sein, falls auf den gemeinten Sprachgebieten eine Rückführung sämmtlicher in Frage stehender Glieder auf jenes Normalmaaß von Sprache wirklich wäre zu Stande gebracht. Denn auch hiebei könnte Irrthum nicht leicht völlig ausbleiben. Zu quantitativen Bestimmungen zu gelangen, haben wir oben einen Weg angegeben, wiewohl daß, wer ihn einschlägt, auf gar keine Abwege sich verirren werde, damit noch keine Garantie vorhanden. Viel schlimmer steht es aber mit der Vergleichung

---

*) Dieses kann durch besonders günstige Umstände erleichtert werden, z. B. wo die Sprachanlage groß ist, das Ohr mit Leichtigkeit ungewohnte Laute auffaßt und der Mund sie mit eben so großer Leichtigkeit und Sicherheit wiedergiebt. Jemanden, der langsam und deutlich spricht, werden wir leichter verstehen, als andere. Dann hat wohl Jeder die Beobachtung gemacht, daß Verstehen von Geschriebenem und Gehörtem (abgesehen davon, daß Letzteres schnell verrauscht) zweierlei sei. Auch wird man Fremde, die sich unbefangen, und ohne Rücksicht auf uns, mit einander unterhalten, unendlich schwerer verstehen, als wenn sich einer von ihnen, mit der gutwilligen Absicht, uns verständlich zu werden, herbeiläßt, durch Langsamkeit, Wiederholung, begleitende Mimik und andere höchst willkommene Anbequemungen uns entgegenzukommen.

qualitativer Verhältnisse in den Sprachen. Da diese in dem unendlichen Sprachenchaos oft sehr heterogener Art sind: hat die Gegenüberstellung, auch wenn sie, wie natürlich hier, nach gewissen allgemeinen Gesichtspunkten, z. B. nach den Lautverhältnissen, nach Wortbildung und Wortabbeugung, nach Wortstellung*), Syntax, überhaupt nach äußerer und innerer Sprachform, erfolgt, ihre großen Schwierigkeiten und Bedenken. Das erhellet leicht daraus: die Differenz zwischen Sprachen und Mundarten muß z. B. in einsylbigen Sprachen nothwendig anders ausfallen, als in mehrsylbigen. Dieser disparaten Unähnlichkeit wegen aber kann ich sie auch schwer mit einander vergleichen, weil sich zu Vergleichspunkten nur wenige einheitliche Anhalte, höchstens Analoga, bieten. Man vergesse nämlich nicht: hier gilt es ja ein summarisches Verfahren, d. h. für Sprachabtheilungen in ihrer Ganzheit die Frage: ob sie Sprachen sind, oder nur Mundarten? Haupt- und Art-Begriff bleibt natürlich, unter allen Umständen, die Sprache, während die Mundart, der Dialekt, als bloße Unterart und Abweichung davon, mithin ein an Umfang Engeres, aber an Inhalt — eben sein mundartlich Apartes, noch über den allgemeinen Charakter der Sprache, hinzugerechnet — Reicheres anzeigt. Gesetzt nun, der mundartliche Unterschied erhöbe sich im Vergleich zu seiner Stamm-Sprache über die Hälfte, so würden wir, im Fall jener Unterschied nicht bloße Folge von Vermischung oder Entlehnung wäre, den Dialekt nun bereits schon lieber als „Sprache" gelten lassen. —

Ich wünschte in allen diesen Eintheilungen und Bestimmungen schon Befriedigenderes mittheilen zu können, als aufzufinden mir bis jetzt gelang. Indeß eine Einsicht von dem, was uns noch fehlt, dürfte gleichwohl schon ein Gewinn sein, den man nicht zu verächtlich behandeln darf. Es ist dadurch z. B., glaube ich, deutlich geworden, wie gegenwärtig sogar schon eine bloße Ueberschlags-Summe von den Sprachen der Erde ihr Gewagtes hat. Wer zweifelte sonst daran, von wie großem Interesse es für uns sein müßte, zu wissen, in wie viel besondere Sprachformen, nämlich Sprachen,

*) Ein Fremder, wie gut er eine andere Sprache erlernt habe, wird die Fremdheit dennoch gewöhnlich schon dadurch verrathen, daß er es in der Aussprache nicht zu der Fertigkeit gebracht hat, welche nöthig ist, den angebornen Nationalaccent nicht in dem der angeeigneten Sprache gelegentlich durchhören zu lassen. Auch wird die Stellung der Wörter häufig an ihm zum Verräther werden. Welch' eine Differenz z. B. schon zwischen Deutsch und Englisch in: „Du hast ihn gesehen" (1. 2. 3. 4.), aber Englisch: „You have seen him" (1. 2. 4. 3.), und gar Französisch: „Tu l'as vu" (1. 3. 2. 4.), nicht zu reden vom Deutschen selbst in: „Wenn — du ihn gesehen hast" (1. 3. 4. 2.), oder: „Hast du ihn gesehen?" (2. 1. 3. 4.)

sich die gesammte menschliche Rede zertheilen und brechen möge. Das steht aber, mit nur einiger Sicherheit, ich bemerkte es schon, nach der einen Seite hin, nämlich für die Vergangenheit, wegen völligen und spurlosen Unterganges mancher Sprachen, oder auch weil unsere Bekanntschaft nur rücksichtlich vergleichsweise weniger Sprachen ins Alterthum zurückreicht, gar nicht mehr zu ermöglichen; und, nach einer anderen hin, ist die Erwartung erst auf die Zukunft gestellt.

Wenn nun im Folgenden trotzdem einige Notizen über die Menge von Sprachen auf der Erde, und in den verschiedenen Welttheilen, von mir zusammengestellt worden, so wird man sie nicht aus dem Grunde für ganz interesselos halten, weil man jetzt gewarnt weiß, was von dergleichen Zählungen augenblicklich zu halten. Wer aber sich gern über den Punkt unterrichtet sähe, wie viele und welche Sprachen bereits durch grammatische und lexikale Hülfsmittel zum Studium die literarische Möglichkeit bieten, dem wird bis zur Zeit seines Erscheinens ein, von mir A. L. Z. Juni 1848. Nr. 132. angezeigtes Buch ziemlich vollständigen Aufschluß ertheilen. Nämlich: **Litteratur der Grammatiken, Lexica und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde von Joh. Severin Vater. Zweite, völlig umgearbeitete Ausgabe von B. Jülg. Berlin 1847. 8.**

Im Polit. Journ. 1826. Bd. I. St. 2. steht die Notiz: „Auf der Erde werden jetzt 3064 verschiedene Sprachen gesprochen; 937 in Ostindien (?); 587 in Europa; in Afrika 276 und 1264 in Amerika. Australien ist nicht mitgerechnet.“ *) Die ist ganz werth-

---

*) Gaugengigl, Göttl. Ursprung der Sprache S. 1. giebt als Summe der wirklich vorhandenen lebenden und todten Sprachen, nach Friedr. Adelung, Uebersicht aller Sprachen und Mundarten: 3064, und nach Clément, Essai sur la science du Language: 2000, und mit ihren Dialekten 5000. Fr. Adelung war ein eifriger Sammler von Sprachproben, aber nicht zu vergleichen mit seinem berühmten Oheim, Johann Christoph, dem Begründer des Mithridates. Da jener, als „Halbgelehrter“ von Jul. Klaproth wegen seiner „Leporello-Liste von Sprachen“ verhöhnt wird, mögen die obigen Annahmen seinem mir nie zu Gesicht gekommenen Buche entstammen. Inzwischen wird bei demselben (Catharinens Verdienste S. VI.) Rußland ein Reich genannt, „innerhalb dessen ungeheuren Grenzen allein nicht weniger als hundert Sprachen und Mundarten [man übersehe nicht das: Und!], folglich beinahe der siebente oder achte Theil aller jetzt bekannten des Erdbodens gesprochen werden“ mit der Anmerkung: „daß bei dieser Schätzung auf Amerika wenigstens vierhundert kommen, ist klar. Andere rechnen 800, einige 1000, ja selbst 2000 Sprachen und Dialekte allein für den neuen Continent. S. Mithr. III. 372.“ Zufolge Mithr. IV. 8. enthält die zweite durch Jankiewitsch veranstaltete Ausgabe des Russischen Vocabularium comparativum Wörter aus 277 Sprachen und Dialekten; unter diesen seien 52 Europäische, 185 Asiati-

los, und fast sollte man glauben, es müsse sich jemand mit seinen Lesern haben einen unziemlichen Spaß machen wollen. Denn so viel sieht jeder auf den ersten Blick z. B. schon an der für Europa angegebenen ganz maßlosen Zahl von 587, daß diese sich unmöglich auf Sprachen, sondern noch auf Mundarten mit beziehen soll, ja selbst nicht einmal bei diesen stehen geblieben wäre, vielmehr sich zu viel tiefer heruntergehenden und wahrhaft kleinlichen Orts-Verschiedenheiten herabgelassen hätte.

Als beziehungsweise, und bis jetzt noch, verläßlichste Veranschlagung darf man die von Adrian Balbi in seinem Atlas gezogene Summe von 860 bezeichnen, welche wirklich Sprachen geben will, nicht, was die Sache noch viel unsicherer machte, als sie an sich wäre, zugleich Mundarten. Sie entsteht aber aus folgenden, auf die verschiedenen Welttheile vertheilten Beträgen:

1. für Asien: 153. Diese bringt J. Klaproth auf 23 Stämme. I. Indogermanen. II. Semiten. III. Georgier. IV. Kaukasier (schwerlich 1 Stamm). V. Samojeden. VI. Jeniseier. VII. Finnen. VIII. Türken. IX. Mongolen oder

---

sche, 28 Afrikanische und 15 Amerikanische. — Dagegen halte man nun einen Aufsatz: „Die Bibelgesellschaft und die Sprachen im Russischen Reiche" (Europa 1855. S. 84.), worin wieder nach einer anderen Seite gefehlt wird, indem sie die Zahl der Sprachen und (?) Dialekte dieses Reiches viel zu gering angibt. Es wird nämlich gesagt: „Durch eine Veröffentlichung der Bibelgesellschaft erfahren wir, schreibt man in den „Jahreszeiten", daß es in dem ungeheuern Rußland nicht weniger als 29 verschiedene Sprachen und Dialekte gibt. In alle diese Sprachen und Dialekte [in Dialekte auch?] läßt die genannte Gesellschaft die heil. Schrift übersetzen, um das Christenthum zu verbreiten. Wir wollen nur einige der Sprachen nennen, in welchen gegenwärtig das Evangelium innerhalb Rußlands gepredigt wird: Slawonisch, Russisch, Hebräisch, Altgriechisch [doch unstreitig nicht mündlich], Neugriechisch, Deutsch, Französisch, Polnisch, Finnisch, Esthnisch in Dorpater und Revalscher Mundart, Lithauisch, Armenisch, Samojedisch, Carelisch, Ossetisch, Kalmückisch, Mongolisch, Tatarisch, im Orenburgischen Dialekt, und endlich Hebräisch-Tatarisch [? Ueberhaupt welch ein unverständiges Durcheinanderwürfeln dieser Sprachen, von deren Zusammengehörigkeit oder Verschiedenheit der Schreiber offenbar nicht die leiseste Ahnung hat!]. Man beschäftigt sich gegenwärtig mit einer Uebersetzung der Evangelien in die Sprache der Ostiaken, der Kirgisen, der Jakuten und einiger anderer Stämme im fernen Sibirien. Bei dieser Gelegenheit möge noch bemerkt werden, daß ein Werk, welches um das J. 1820 ein Russe [doch wohl Fr. Adelung?] veröffentlichte, die Zahl der Sprachen und Dialekte Asiens auf 937 schätzt, jene Europas auf 587, Afrika theilt er 22 [ein vielleicht dadurch entstandener Irrthum, daß bei der Addition von 276, wie oben die Zahl lautet, zu den zwei ersten Zahlen man unter die beiden obersten Ziffern 22 hinzufügen müßte!]; Amerika dagegen 1264 Sprachen und Dialekte zu. Das gäbe eine [offenbar auch falsche] Totalsumme von 2180 Sprachen für die alten (?) vier Welttheile."

(allein rechtmäßig so heißende) Tataren. X. Tungusen. (VII. bis X. von W. Schott u. A. einander näher gerückt, sowie durch Castrén V.) XI. Kurilen oder Aino. XII. Jukagiren. XIII. Korjäken. XIV. Kamtschadalen. XV. Polar-Amerikaner in Asien. XVI. Japaner. XVII. Koreaner. XVIII. Tübeter. XIX. Chinesen. XX. Anam. XXI. Siam. XXII. Awa. XXIII. Pegu (XX. — XXIII. öfters unter dem Kollectivnamen: Indochinesisch wenigstens geographisch vereinigt). Eine Zahl, die, abgesehen davon, daß sie bloß durch Wörtervergleichung gefunden, noch nicht allzu fest steht, selbst wenn man nur bedenkt, daß er die ganze große cisindische Halbinsel von keinem weiteren Stamme als dem Sanskritischen bewohnt sein läßt, also den Dravid'ischen, oder Tamulischen, wie er bei Max Müller heißt, gar nicht besonders zählt und verzeichnet. Max Müller dagegen, welcher, wie Bunsen, gern von dem gemeinschaftlichen Ursprunge aller Sprachen ausginge, möchte, von diesem Interesse verleitet, in Asien, außer dem Chinesischen Sprachgebiete, nicht mehr als drei Sprachfamilien anerkennen, nämlich Arisch (Indogermanisch), Semitisch und — Turanisch, in welchem letzteren dann, wie in einem weiten Sacke, alles Uebrige untergebracht wird, was dort keine Stelle findet. Ich habe mich in der deutsch-morgenl. Ztschr. ausführlich genug gegen ein solches Verfahren erklärt, um hier darüber weiter ein Wort zu verlieren. Was aber seit Klaproth's Zeiten durch W. Schott, v. d. Gabelentz, Böhtlingk, Castrén u. s. w. einleuchtend geworden ist: Tungusisch, Mongolisch, Türkisch, Samojedisch und Finnisch sind 5 Stämme, die doch wieder in höherem Sinne zu einer in sich verwandten Sprachfamilie sich zusammenordnen. Es ist aber ein Mißbrauch, wenn M. Müller hiezu noch, mit den vorhin erwähnten Ausnahmen, alle übrigen Sprachen Asiens und Australiens, als eine südliche „turanische" Abtheilung, hinzuschlagen will.

2. für Europa: 53. Diese stellen sich aber unter höchstens 6 — 7 besondere Stammhäupter. Nämlich a. Iberisch-Baskisch. Das Iberische mit dem Hauptkerne in Spanien, fand sich spurweise auch in Gallien und Italien. b. vielleicht Rhätisch (s. Steub) mit Etruskisch. Auch etwa Ligurisch u. s. w. Leider, bis auf äußerst geringe Sprachreste, gänzlich zertrümmert und in anderen Volkschaften untergegangen. Venetisch hat man um des schwachen Namenanklanges willen zu Wendisch und Slawisch machen wollen. Sicher für das Alterthum falsch. Die Veneter gehörten aller Wahrscheinlichkeit nach als Zweig zu den Illyriern im folgenden. c. Altillyrisch und Albanesisch, welches Andere jedoch zu d. ziehen. Diese drei Stämme scheinen mir die allerältesten und primitivsten Bewohner unseres Welttheils, mußten aber anderen aus Asien nachdringenden Geschlechtern beinahe völlig erliegen. d. als am weitesten verbreitet, Indogermanisch mit Griechisch-Latei-

nisch südlich von den großen Gebirgszügen der Alpen und des Hämus. Davon nördlich: voran die Kelten; dahinter Germanen; zuletzt im Osten Lithauer und Slawen. Auch die Zigeuner oft als Aussendlinge Vorderindiens mit einem entschieden Indischen Sprachidiome. e. Finnisch mit Lappisch, Esthnisch, Magyarisch u. s. w., — noch ins nördliche Asien hineinreichend. f. Semitischer Abkunft Arabisch in Malta, Spanien u. s. w., und Hebräisch der Juden. g. Türkisch: Osmanen, Tataren.

3. für Afrika: 114. Kölle in seiner **Polyglotta Africana or a comparative vocabulary of nearly three hundred words and phrases in more than one hundred distinct African languages. Lond. 1854.** hat nähere Kunde von 150, weiß aber von gegen 200. Wegen auffallend weiter geographischer Verbreitung, wie unter Amerikanischen Sprachen z. B. Karaibisch und Guarani (s. später S. 237.), sehr bemerkenswerth erweisen sich a) der große, die eingesprengten Araber oder noch früheren Einwanderer abgerechnet, über fast den ganzen Norden Afrikas unterhalb des Mittelmeers hingestreckte Berberstamm, als Nachkommenschaft, wie sich aus der Form der oft hinten und vorn mit dem Feminal-Artikel (t) versehenen Ortsnamen (s. Höfer's Ztschr. II. 37.) ergiebt, der alten Libyer. Vgl. **William B. Hodgson Notes on Northern Africa, the Sahara and Soudan, in relation to the Ethnography, Languages, History, Political and Social Condition, of the Nations of those Countries. New-York 1844.** 8. b. der Kongo-Kafferische Stamm, welcher, mit Ausschluß des schon sehr zusammengeschmolzenen und in seinem Verhältnisse zu jenem noch nicht zur Genüge untersuchten Hottentotten-Stammes *), südlich vom Aequator von der West- bis zur Ostküste Afrika's, und zwar, so viel bis jetzt bekannt, allein, herrscht. Siehe in der deutsch-morgenl. Ztschr. meine Aufsätze, 1) Verwandtschaftliches Verhältniß der Sprachen vom Kaffer- und Kongostamme unter einander. II. 5—25. 129—158. 2) Die Sprachen Südafrika's V. 405—412. 3) Ueber die Kihian-Sprache VI. 331—348. Dieser Stamm bildet mit den uns geläufigen Sprachen dadurch einen auffallenden Gegensatz, daß sich in ihm statt grammatischer Endungen, fast nur Anheftungen von Afformativen

*) Was nämlich Bleek sagt in seinem, viel Neues bringenden Büchelchen: **De nominum generibus linguarum Africae australis, Copticae, Semiticarum aliarumque sexualium (Bonnae 1851.** 60 S. 8.) S. 8.: **Utraque vero stirps** (der große Kongo-Kafferische und Hottentottische) **ita comparata est, ut, quamvis ne unius quidem vocis communem originem defendere ausim, tamen (?) haud dubitem, quin ex eadem radice ortae sint: cujus quae lineamenta tam dissensione filiarum, quam consensu produntur, plurima humillimam matris condicionem prae se ferunt,"** scheint mir in dem Doch etwas bedenklich.

finden vorn am Worte. Er ist also kein suffigirender noch postponirender, sondern — ein präfigirender.

4. An Oceanischen Sprachen rechnet Balbi 117. Nach W. v. Humboldt und dem Herausgeber, zum Theil Fortsetzer von des Ersteren großem Kawiwerke, Ed. Buschmann vielleicht nur Eine große Familie mit zwei großen Abtheilungen. Kawiwerk II. 207.: „Von den Sprachen der schwarzen Race [nämlich des fünften Welttheils] ist es jetzt nicht meine Absicht zu reden, auch besitzt man bis jetzt nur überaus mangelhafte Hülfsmittel zur Kenntniß derselben. Alle bis jetzt bekannt gewordenen Sprachen der olivenfarbigen Race aber verrathen, von dem westlichsten Punkte Madagascar bis zum östlichsten, der Osterinsel, und vom Süden nach Norden bis zum Asiatischen Festlande, und im freien Meere bis zu den Sandwich-Inseln hin, eine, auch bei flüchtiger Vergleichung unverkennbare Gleichförmigkeit. Diese Behauptung bedarf, was die Inseln östlich von Sumatra anbetrifft, keines Beweises mehr, sie ist von Allen, welche diesen Theil des Erdbodens in den Kreis ihrer Sprachforschungen aufgenommen haben, einmüthig anerkannt. Von Madagascar konnte sie bedenklich erscheinen, da ein fast ganz von Inseln freies Meer über 50 Grade weit Madagascar von der westlichsten Spitze Sumatras trennt. Durch bessere Hülfsmittel unterstützt, habe ich mich aber überzeugt, daß sie nicht bloß in Rücksicht ihres Wortvorraths, sondern ganz besonders in Rücksicht ihrer Form, also desjenigen, was jede Sprache eigentlich zu der individuellen Sprache macht, die sie ist, durchaus mit den Malayischen Sprachen übereinkommt." Also a) die westliche Abtheilung, wozu namentlich Malayisch (im engern Verstande), Javanisch, Bugis (auf Celebes), Madecassisch, Tagalisch (auf den Philippinen) gehören. b. Die Sprachen der Südsee; darunter Tongisch, Neu-Seeländisch, Tahitisch, Hawaiisch u. s. w. Vgl. die Tabellen II. 241. fg. — Ueber die Sprache der Negritos ist unsere Kunde noch am wenigsten genügend. Vgl. Ausland 1848. Nr. 178.: Ueber die allgem. Verwandtschaft der Sprachen der oceanischen Schwarzen oder Negritos. Von **R. G. Latham. Voy. of H. M. S. Fly. By Jukes. Vol. II. p. 313.:** „Man kann die Schwarzen der asiatischen und oceanischen Inseln unter 5 Abtheilungen bringen. Läßt man die Andaman-Inseln aus dem Spiel, so kann man mit Zuversicht sagen, daß keine Beweise einer von dem Malayischen fundamental verschiedenen Sprache, was auch die physischen Verschiedenheiten der einzelnen Stämme sagen mögen, vorhanden sind, bis man nach Neuguinea oder Australien kommt."

Endlich 5. Amerika wird von Balbi mit 423 Sprachen bedacht, während Vater Mithr. III. 373. deren über 500 (allein für Mexiko, nach Clavigero, 35, die „radical verschieden und ohne allen Zusammenhang" sein sollen) ansetzt. Zufolge Thomas Gage,

Reise nach Neuspanien S. 457. finden sich „von **Chiapa** und den **Zoquen** an bis nach **Guatimala** und **S. Salvador**, und in der Gegend von **Honduras** zum wenigsten 18 unterschiedene Sprachen."

Ja **Gallatin** zählt im **II. Vol.** der **Transactions of the American Ethnol. Soc.** allein für Nord-Amerika *) 32 verschiedene Sprach-Stämme, ich sage Stämme, auf, von denen jeder wieder, oft eine Menge, verwandte Sprachen unter sich begreift. Und man kann das nach den bisher vorliegenden Daten, und zumal einem so vor- und umsichtigen Forscher, als Gallatin ist, recht wohl glauben. Folgendes ist Gallatins, mit Ausschluß von Californien, dessen Sprachen sich noch nicht genügend ordnen ließen, ganz Nordamerika umfassende Liste:

Most northerly.

I. **Eskimaux**, from Atlantic to Pacific.
II. **Kenai**, Cook's Inlet or River.
III. **Athapascas**, from Hudson's Bay to Pacific.

East of the Stony Mountains.

	East of Mississippi.	West of Mississippi.
Northern.	IV. Algonkins.	VI. Sioux.
	V. Iroquois.	VII. Arrapahoes.
Southern.	VIII. Catawbas.	XIII. Adaize.
	IX. Cherokees.	XIV. Chetimachas.
	X. Chocta-Muskog.	XV. Attacapas.
	XI. Uchees.	XVI. Caddos.
	XII. Natchez.	XVII. Pawnees.

West of the Stony Mountains, from North to South.

North of the U. S.	In the U. S.
XVIII. Koulishen.	XXII. Kitunaha.
XIX. Skittagets.	XXIII. Tsihaili-Selish.
XX. Naas.	XXIV. Sahaptin.
XXI. Wakash.	XXV. Waiilaptu.

XXVI. Tshinooks, XXVII. Kalapuga, XXVIII. Jacon, XXIX. Lutuami, XXX. Saste, XXXI. Palaikih, XXXII. Shoshonees.

Dies (von mir **A. L. Z.** 1849. Nr. 197. weitläuftig besprochene) Ergebniß, wenngleich in vielen Parthien aus Noth nur auf Wörter- und nicht zugleich auf grammatischer Vergleichung beruhend, welche, der größeren, übrigens noch lange nicht genug untersuchten Gleichmäßigkeit amerikanischer Sprachen von Grönland bis Kap

*) Hr. von der Gabelentz hat im Septemberhefte der **A. L. Z.** von 1847. Nr. 209. in einem: „**Schriften in den Sprachen der nordamerikanischen Indianerstämme**" überschriebenen Artikel sehr wichtige, die Literatur der Sprachen Nordamerikas angehende Nachrichten mitgetheilt.

Horn in ihrer allgemeinen Textur ungeachtet -- oder vielmehr gerade deshalb — in der Folge schlechterdings nicht erlassen werden darf, und aus diesem Grunde noch keineswegs völlig aus dem Charakter eines vorläufigen und approximativen heraustretend, bezeichnet bei alle dem einen gewaltigen Fortschritt. Weiter erregt unsere Aufmerksamkeit die Erscheinung, daß östlich von den Felsgebirgen in N. A. 7 Sprachstämme, d. h. I. III. — VI. und IX. X., mehr als 9/10 jenes ungeheuren Länderstrichs einnehmen, oder doch in historischer Zeit einnahmen. Eine Ausdehnung, die obschon sie nicht den Umfang z. B. des Indo-Europäischen Sprachgebiets erreicht, doch etwas um so Auffälligeres hat, als sich dagegen westlich von jener Gebirgskette die Sache ganz anders verhält. Hier nämlich wird sowohl längs der Küste vom 59. bis zum 23. Breitengrade als im Innern von Oregon eine Menge bestimmt unterschiedener Sprachstämme vorgefunden, die zudem meist nicht weit ins Innere des Landes hineinreichen (p. CX.). Möglich, ja in manchem Betracht wahrscheinlich, es sitzen hier, und wohl mit in Folge jenes mächtigen Wanderdranges von Norden nach Süden an Amerika's Westküste, den man aus baulichen Denkmalen und anderen Gründen glaubt erschließen zu dürfen, die Trümmer sehr verschiedener durch Gewalt zerschlagener Völker auf verhältnißmäßig engem Raume zusammengedrängt (vgl. p. 21.). Es ruft mir dies den Umstand ins Gedächtniß, wie auch in Afrika Oberguinea scheint vorzugsweise viele, zum Theil der Menschenzahl nach gar nicht umfangreiche Volks- und Sprachstämme von grundverschiedener Art in seinem Schooße zu beherbergen, welche entweder durch die Gewalt anderer nachdrängender Völker oder aus eigenem innerem Drange nach der Küste hin mögen zusammengeschoben sein; und dabei — im Norden der Berberische Stamm, und südwärts vom Gleicher zu beiden Küsten der unter sich eng-verschwisterte Doppelstamm der Kaffern und Kongo-Neger, welche über ungeheure Flächen ergossen leben. Vgl. oben S. 233. Was soll man aber dazu sagen, wenn schon Nordamerika allein für sich in der That eine Anzahl von Sprach-Stämmen darböte, welche die, hiemit verglichen, geringe Summe von 23 Sprachstämmen, wie sie Klaproth (auch durch Wörtervergleichung) für Asien gefunden hat, um 9, also beinahe um ein Drittel, überstiege! Thomas Jefferson mag daher (s. Smith Barton, New views p. XX.) gar nicht so Unrecht haben, wenn er, freilich unter der schlechtbegründeten Voraussetzung, daß zwischen den Rothen Amerikas und der gelben Rasse Asiens ein genealogischer Zusammenhang bestehe, vermuthet: But imperfect as is our knowledge of the tongues spoken in America, it suffices to discover the following remarkable fact. Arranging them under the radical ones to which they may be palpably traced, and doing the same by those of

the red [?] men of Asia, there will be found probably twenty in America, for one in Asia, of those radical languages, so called, because, if they were ever the same, they have lost all resemblance to one another. Das letztere, daß ursprünglich verwandte Sprachen diese Verwandtschaft durch totale Verschiedenheit nachmals sollten völlig verläugnen können, halte ich übrigens für undenkbar. Hat ein Volk, z. B. das der Gallier, seine Sprache mit einer anderen vertauscht, so ist dies eben eine andere, und die alte ist in der That aus dem Reiche der Existenzen ausgelöscht. So berichtet **Barton p. LIII.: „A number of families of the Natchez are settled among the Creeks. They now speak the language of the Creeks** (nach der Note hätten sie ihre eigene Sprache behalten). **Some families are settled among the Chikkasah, and speak the Chikkasah-language.“**

Wenn die Bevölkerungs-Dichtigkeit auf der Erde eine sehr ungleiche ist, so erklärt sich das aus mancherlei Ursachen, in größerem Maaßstabe jedoch wohl mehr aus natürlichen, als aus cultur- und politisch-geschichtlichen u. s. w. Auffälliger bleibt 1) das dichtere und gleichsam traubenartige Zusammengedrängtsein allophyler und alloglotter Völker, was öfters auf vergleichsweise engem Raume vorkommt, und doch wohl meist Folge von Wanderungen oder des Zusammendrückens durch äußere Gewalt zu sein scheint (vgl. Mithr. III. 2. 359. fg.). Dann 2) bedünkt mich noch räthselhafter die große Ungleichheit in der Zahl der (homophylen und homoglotten) Köpfe, welche zu einem Sprachstamme, einer Sprache, Mundart u. s. w. gehören, sowie nicht minder in dem Flächenraum ihrer Vertheilung. Wie sonderbar nämlich, daß dieser mitunter, wie z. B. bei den Basken, deren, allerdings mundartlich getheilte Sprache man doch bis jetzt genöthigt ist, für das einzige Glied eines besonderen Stammes zu halten, das entweder von je das einzige, ihn ganz erfüllende war, oder nur durch unsere Unbekanntschaft mit vielleicht noch entdeckbaren oder gänzlich untergegangenen Genossen von ihm in unseren Augen so vereinsamt erscheint, daß dieser lediglich in einem kleinen Erdwinkel besteht, andere Male, — so ist's z. B. mit den Indo-Europäern, und darunter wieder vorzugsweise den Slawen, mit dem Semitischen, dem Türkischen; in Afrika mit dem Kongo-Kafferischen; in Amerika mit dem Karaibischen und Guarani-Stamme (Mithr. III. 365. 374.) der Fall, — sich ins Ungeheure hinein erstreckt. Vielleicht ließe sich hiemit als analoger Umstand vergleichen, daß auch einige Thier- und Pflanzengattungen maßlos und in großer geographischer Ausdehnung verbreitet, dagegen andere nur spärlich in wenigen Individuen und an ganz vereinzelten Plätzen angetroffen werden. — Ich führe, um noch von einigen Punkten eine bestimmtere Vorstellung zu geben, ein paar Beispiele

von großem Völker- und Sprachgedränge innerhalb sehr wenig ausgedehnter geographischer Begrenzung an. „Wenn der Kaukasus," heißt es im Ausland 1844. Nr. 207., „ein sonderbares Gemisch von Völkern darbietet, so und noch viel mehr Abyssinien und seine Nachbarländer. Wo hört die asiatische Rasse auf und fängt die afrikanische Rasse an? welches sind die Mischlingsvölker" u. s. w.? Ferner 1843. Nr. 283.: „Abbadie zählt nicht weniger als 28 Sprachen auf, welche am Ufer des rothen Meeres bis über das Kap Gardafui hinaus und in den Bassins der Flüsse Abay, Weby, Hawasch, Takazze, Marab und Ansaba gesprochen werden. Erwägt man außerdem noch, daß die Expedition, welche den weißen Nil hinauffuhr, in diesem Strich gleichfalls eine gute Anzahl grundverschiedener (?) Sprachen bemerkt haben will, so muß man gestehen, daß das Hochland Abyssinien mit seiner Einwohnerschaft dem Sprach- und Geschichtsforscher Räthsel aufgiebt, wie sie sich nicht leicht neben einander finden." — Man werfe aber nur einen Blick auch z. B. auf Petermann's Karte zu M. Müller's **Suggestions of Learning the languages of the East**; welch ein wirres Völkergewimmel dann auch um die Ränder des schwarzen und östlichen Mittelmeeres (vgl. deutsch-morgenl. Ztschr. IX. S. 277. fg.)! Und darunter vor Allem der Kaukasus, welchem, obschon es eine Uebertreibung ist, wenn die denselben bewohnenden Völker 300 Sprachen reden sollen, gleichwohl der ihm von den Orientalen beigelegte Name „Sprachgebirge", wie Abulfeda den östlichen Kaukasus, **Dshebal-olckaitack** und nach dem Aláſis **Dshebal-ellissâni**, d. i. Berg der Sprachen heißt (Klaproth, Kaukasische Sprachen S. 8.), seiner wirklichen Vielsprachigkeit wegen, mit gutem Grund zukommt. Jene hyperbolische Zahl von 300 Sprachen im Kaukasus scheint jedoch weniger eine eigne Erfindung von Abulfeda als ein Nachklang von Nachrichten aus dem Alterthume, wie z. B. des Plinius **H. N. VI. 5.: Coraxi urbe Colchorum Dioscuriade, juxta fluvium Anthemunta, nunc deserta: quondam adeo clara, ut Timosthenes** [auch Strabo **L. XI. p.** 498.] **in eam CCC nationes, dissimilibus linguis, descendere prodiderit. Et postea a nostris CXXX interpretibus** [soll das heißen: von so viel Dolmetschen je einen auf die Sprache, oder unbestimmt durch einander?] **negotia ibi gesta.** Bekanntlich erwarb sich König Mithridates von Pontus einen Ruf, wie in unserer Zeit Mezzofanti; weshalb er auch den Sprachwerken von Conrad Gesner und Adelung seinen Namen leihen mußte. Siehe **Val. Max. VIII. 7.: De Cyro et Mithridate. Cujus utriusque industriae laudem duo reges partiti sunt, Cyrus omnium militum suorum nomina, Mithridates duarum et viginti** *) **gentium, quae sub re-**

---

*) Ist man mit Ausdehnung des Begriffes: Sprache nicht zu karg,

gno ejus erant, linguas discendo. Ille ut sine monitore exercitum salutaret, hic ut eos, quibus imperabat, sine interprete alloqui posset. — Ich schließe mit einer Stelle aus dem Hermes 1823. St. IV. S. 249 ff., um daran eine, wie mir scheint, zweckdienliche Erinnerung zu knüpfen. Sie lautet: „In Mexiko haben die Eingebornen noch eine Originalsprache, nur mit Einmischung einiger spanischen Wörter, welche mit den Gegenständen und Gefühlen (Empfindungen), welche sie ausdrücken, eingeführt worden sind. Es giebt 6 Grammatiken von den verschiedenen Sprachen in Mexiko, sämmtlich verfaßt von ihren Geistlichen. Humboldt versichert, daß es wenigstens 20 verschiedene mexikanische Sprachen gebe, wovon 14 mit ziemlich vollständigen Grammatiken und Wörterbüchern versehen wären. [Vgl. Mithr. III. 3. S. 24. ff. und **Gallatin** im ersten Bde. der **Transact. of the Amer. Ethnol. Soc.**] Weit entfernt, nur verschiedene Dialekte zu sein, scheine der größte Theil dieser Sprachen vielmehr wesentlich von einander abzuweichen sowohl in den Wörtern als in den Sprachformen, etwa wie das Griechische vom Deutschen oder das Französische vom Polnischen." Mit solchen Vergleichen ist uns nun höchstens bedingungsweise gedient. Die Meinung geht auf ganz eigentliche Stammverschiedenheit im strengeren Sinne. Nun wissen wir aber heutzutage, daß sowohl Griechisch als Deutsch, ja selbst die in viel fernerem Grade zu einander stehenden Französisch und Polnisch, weil sämmtlich im Schooße des Indogermanismus beisammen gelegen, in dem Betracht gerechter Weise keineswegs (nach stricterem Wortverstande) „wesentlich verschieden" heißen können. Deshalb würden im gegenwärtigen Falle, die angezogenen Europäischen Sprachen nicht in ihrem Schein-, sondern in ihrem durch die Sprachforschung klargemachten wahren Wechselverhältniß genommen, weit gefehlt, die Stammverwandtschaft der mexikanischen Sprachen (was des Berichterstatters eigentliche, und zwar vermuthlich wahrheitgemäße Meinung ist) auszuschließen, vielmehr gegen seinen Willen bestätigen helfen. So sehr macht sich das Bedürfniß einer wissenschaftlich begründeten linguistischen Verwandtschafts-Scala zwischen den Sprachen fühlbar.

Wie zum Oefteren im Obigen bemerkt: je nachdem der Umfang der Begriffe: Sprachstamm, Sprache u. s. f. bald lockerer wird gelassen, bald straffer angezogen, ändert sich natürlich auch die zu erwartende Ziffer. Und deshalb wird nun freilich die Wißbegierde sich noch eine gute Weile gedulden müssen, ehe die Sprachwissenschaft sich allseitig gerüstet fühlt, ihr in Betreff einzelner Welttheile oder der gesammten Erde mit völlig sicheren und gleich-

---

wäre die Zahl nicht schlechthin unglaublich. Pallas führt in den Vocab. compar. an kaukasischen Sprachen 12 (Nr. 108—119.) auf.

mäßig bestimmten Zahlen über die in ihnen vorkommenden Sprachen an die Hand zu gehen. Wenn man indeß die Kürze der Zeit berücksichtigt, seit diese Wissenschaft angefangen hat, sich ernstlich als eine wahrhaft allgemeine zu begründen, und ferner ihren ungeheuren Umfang und die unglaubliche Schwierigkeit, ihr Material (oft nur rein äußerlich, z. B. die an aller Welt Enden gedruckten Sprachwerke) herbeizuschaffen: so wird sie, habe ich die feste Zuversicht, im Reiche des Wissens vor ihren älteren Mitschwestern zu erröthen, wenn anders jetzt noch, wenigstens nicht lange mehr Ursache haben. Eine freilich im Einzelnen auch nicht geringe weitere Arbeit wird darin bestehen, den verschiedenen Sprachkreisen (Sprachstämmen, Sprachen, Mundarten) auch ihren geographischen Umfang abzustecken, und die Summe von Quadratmeilen zu ermitteln, welche auf jede in Wirklichkeit, oder, als ihr durchschnittlicher Antheil an der Erde, soweit sie bewohnbar ist, kommt.

Bei diesem Anlaß sei hier noch dankbarst der ganz außerordentlichen Hülfe gedacht, welche der Linguistik jener, auf Christianisirung, wo möglich, aller Völker der Erde gerichtete Drang gebracht hat, der sich in Entsendung von Missionaren sowie in Ausarbeitung und drucklicher Vervielfältigung von Uebersetzungen der Bibel, oder von anderen erbaulichen und lehrreichen Schriften in fremden Idiomen, bethätigt. Wir wollen diesen Dank nicht durch die Bemerkung verkürzen, daß das Verdienst von Missionaren, was sie sich um die Sprachkunde in unbestreitbar hohem Maaße erwarben, selten ein absichtlich um derentwegen, vielmehr fast nur um ihrer praktischen Interessen willen gesuchtes und dabei mit abfallendes war. Es steht fest: sie haben unserer Wissenschaft ein ungeheures, und noch lange nicht genug von dieser (was nicht ihnen, sondern letzterer zur Last fällt) gewürdigtes, wie viel weniger überwältigtes und ausgeschöpftes Material in die Hände geliefert. Das ist nicht erst neuerdings durch die protestantischen Heidenbekehrer, sondern schon lange vor ihnen durch die katholische Propaganda und ihre Aussendlinge geschehen, und zwar leisteten letztere uns, weil früheren und unmittelbareren, einen um so willkommeneren Dienst. Mit Abfassung von Sprachlehren und Wörterbüchern machten sie den Anfang, und Lehrbücher (Uebersetzungen der Bibel, als verbotenes Gut, fielen natürlich ganz weg) machten, wo man sie folgen ließ, nur die Nebensache aus. Die protestantischen Gesellschaften schlugen Anfangs den umgekehrten Weg ein, scheinen jetzt aber immer mehr inne zu werden, daß es mit dem bloßen Drucke heiliger Bücher nichts ist, wenn man sich nicht auch, gern oder ungern, zu Förderung profaner Schriften herbeiläßt, welche im Stande sind, den Missionaren das ihnen unumgänglich nothwendige Verständniß des jedesmaligen Sprachidioms ihrer Pflegbefohlenen zu erschließen. Damit ist nicht gesagt, als ob nicht auch die Bibel-

übersetzungen und andere Bücher bis auf die Fibeln oder Spelling books hinunter einsichtigen Sprachforschern mannigfachen Nutzen gewähren könnten. Das beweist das glänzende Beispiel des Hrn. von der Gabelentz, welcher aus derlei Material, und mit diesem tädiösen Umwege, grammatische Skizzen von nicht wenigen Sprachen erst auszuziehen, sich nicht die Mühe hat verdrießen lassen. Es ist aber nicht zu leugnen, daß, wenn man auch an der meistens vorliegenden Einen Bibel schon immer rücksichtlich des Sinnes im Allgemeinen einen bekannten Anhalt und eine controlirende Gewähr findet, doch solcherlei Material für die Sprachforschung in anderem Betracht nur ein Nothbehelf ist, weßhalb ihm, von seinem Gesichtspunkte, in der Regel Alles lieber sein muß, was, etwa Lieder, Mährchen, Fabeln, Sprüchwörter, wo nicht etwa gar einheimische Literatur vorhanden, in unspriinglicher Frische und unerborgter Naturwahrheit dem eigenen Geiste der Völker entquoll. Ich habe z. B. Koelle's African native literature als ein Muster, dem ich viele Nachfolger wünsche, vor Augen. Man findet noch mehr hieher Gehöriges, was ich Deutsch-morgenl. Ztschr. VIII. S. 424 fg. auseinandersetze. Will man aber von den wahrhaft großartigen Anstrengungen z. B. der Bibelgesellschaften einen Begriff bekommen, so muß man deren Reports (von der Britischen ist bereits der 49. da) zur Hand nehmen. Schon in The thirty-seventh Report of the British and foreign Bible Society M. DCCC. XLI. p. 50. wurde berichtet: „Of these 136 Languages or dialects, the Distribution, Printing, or Translation of the Scriptures, in whole or in part has been promoted by the Society

directy — in 68 languages or } Total
indirecty — in 68 Dialects ditto } 136.

The number of Versions (omitting those which are printed in different characters only) is 158. Of these 106 are Translations never before printed! (Dialekte heißen hier jedenfalls Sprach-Differenzen so weiter Art, daß sie, besseren Verständnisses wegen, eigens und verschieden abgefaßte Uebersetzungen erheischten). Dazu füge man eine, Lepsius, Allg. Ling. Alph. 1855 S. 5. abgeborgte Notiz: „Die British and Foreign Bible Society in London hat bis Mitte vorigen Jahres 26 Millionen Bibeln oder Theile derselben in 177 verschiedenen Uebersetzungen ausgegeben. Diese Uebersetzungen umfassen 150 verschiedene Sprachen, von denen 108 außereuropäische sind, nämlich 70 Asiatische, 17 Polynesische, 8 Amerikanische (vermuthlich, weil da The American Board eintritt, wenige) und 13 Afrikanische Sprachen." Es verweist Lepsius aber über diesen Gegenstand auf das „sehr verdienstvolle Werk von Sam. Bagster, The bible of every land cet. Lond. 1851. 4°.", worin 247 verschiedene Sprachen in Bezug auf die Bibelübersetzungen behandelt werden.— Dazu füge man: Catalogus librorum, qui

ex officina libraria sacri consilii christiano nomini propagando, formis omnigenis impressi prodierunt, ibique adhuc asservantur, linguarum ordine digestus. Romae Kal. Aprilis 1834. 8. Macht nun auf diese Weise uns die Theologie mit einem immer größeren Babel vorhandener Sprachen bekannt: so beraubt sie sich damit in ebenmäßig wachsender Progression der Aussicht, welche bei dem früher so geringen Umfange von Sprachen, die in unseren Horizont fielen, noch entfernt möglich und nicht geradezu abgeschmackt schien, auf endlichen glücklichen Erfolg, trotz ihres so vielfach und dennoch gänzlich resultatlos betriebenen Suchens, in Auffindung einer allen Sprachen zum Grunde liegenden Ursprache (**lingua primaeva**). Nun, diesen in solcher Gestalt todtgebornen Gedanken kann heutzutage vernünftiger Weise Niemand wieder beleben wollen. Aber, Bunsen's und Max Müller's, ich meine freilich (s. Deutsch-morgenl. Ztschr. 1855.), mißglückter Anlauf hiezu beweist es, wenigstens doch an die Möglichkeit eines gemeinschaftlichen und einheitlichen Ursprungs für all dies Sprachgewimmel (Möglichkeit und Wirklichkeit wären aber immer noch zweierlei) möchte man auch heute gern sich festklammern, und, von keinerlei Hinderniß geschreckt, sie nicht fahren lassen. Die bloße Höhe der Zahl von menschlichen Idiomen würde mich nun allerdings auch nicht vor dem Wagniß zurückschrecken, wenn ich sie sämmtlich, als genetisch einheitlichen Ursprungs mir vorstellen sollte. Allein in der unendlichen Mannichfaltigkeit so gut wie schlechthin unvereinbarer innerer Sprachformen, die uns jene hohe Zahl entgegenträgt, von der äußeren Gestaltung nicht zu reden, steckt ein niederschlagendes Pulver, das vielleicht Tollkühnere als mich, mich nicht, auch nur an jene Möglichkeit mit wissenschaftlicher Ueberzeugung glauben läßt. Mein literarisches Gewissen zwingt mich vielmehr laut zu bekennen: Auf wie viel grund- und urverschiedene Anfänge die menschlichen Sprachen zurückgehen, das mit einiger Sicherheit zu ermitteln, kann nur der Schlußstein einer langen, mühevollen und bedächtigen Arbeit sein; — aber verschiedene, von einander genealogisch völlig unabhängige Sprachen giebt es, d. h. solche, welche nur im letzten Hintergrunde aller Menschenrede, im menschlichen Geiste ihre Einheit, nicht aber in einer gemeinschaftlichen Ursprache ihren ersten historischen Anknüpfungspunkt finden. Die Frage nach dem ein- oder mehrpaarigen Beginne der Menschheit, zu welcher zweiten Annahme die verschiedene Rassenbildung mit unwiderstehlicher Gewalt hinzutreiben scheint, hat für den Sprachforscher als solchen nur ein untergeordnetes Interesse. Man hätte nämlich großes Unrecht, wollte man die Frage nach einheitlichem oder mehrheitlichem Ursprunge der **Sprachen** als mit dem der Menschen und Völker, wo nicht für gleichbedeutend, doch für untrennbar halten. Ich bilde mir ein, gegen Bunsen und M. Müller ge-

zeigt zu haben: einpaariger Anfang der Menschheit zöge nicht von selbst Ursprungs-Einheit aller Sprachen als nothwendige Folge nach sich. Selbst innerhalb einer und derselben Rasse, z. B. der weißen, besteht neben centrifugaler, bloß durch Trennung auseinander gegangener Verschiedenheit von Sprachen, eine andere, welche, wie ich nicht zweifele, als von vorn herein in grundwesentlich verschiedenen und parallelen Bahnen laufend, nicht erst nachmals in sie hineingeworfen zu betrachten, z. B. Indogermanisch und Semitisch, Chinesisch und Indianisch in Amerika, uns Alles zwingt.

Glaubt aber die Theologie sich von der Sprachwissenschaft um ein unentbehrliches Gut gebracht, wenn diese ihr jene vermeintliche paradisische Ursprache nimmt, ihr, weil durch, wie es scheint, unausweichliche Consequenzen der Sprachen selbst hiezu getrieben, sogar den alleinheitlichen historischen Ursprung der Menschenrede, als bloße Täuschung, unter den Füßen hinwegziehen muß: so hätte sie, meines Bedünkens, unter allen Umständen Unrecht, sich hierüber zu beklagen. Wahrheit kann in alle Wege nur Gewinn, kein Verlust, sein, und überdem, was verliert denn die Theologie mit der Ursprache? Ein von ihr selbst geschaffenes, durch keine göttliche Urkunde bestätigtes Trugbild. Es ist nicht Schuld der Sprachwissenschaft, wenn die Theologie sich, vielleicht nur durch das Gefühl oder zugleich durch falsche Auslegung einiger Bibelstellen verleitet, in den Traum von einer Ursprache hineinphantasirt hat. Die Bibel gab ihr kein Recht dazu. Selbst die Sage von der Babylonischen Sprachverwirrung, müßte sie buchstäblich genommen werden, stritte ja für gänzliche Neu-Schöpfung einer Vielheit von grundverschiedenen Sprachen, als das entschieden größere Wunder, mit weitaus stärkeren Gründen, statt einer, auch auf natürlichem Wege, nur freilich nicht urplötzlich, gar oft sich vollziehenden Um-Bildung und Spaltung eines alten, vorangegangenen einheitlichen Sprachtypus. Fürchtet man theologischer Seits durch eine, nicht erst allmälig gewordene, sondern uranfängliche Sprachverschiedenheit den, trotz aller Rassen- und Sprach-Verschiedenheit im Geiste und in der Wahrheit **einheitlich** bleibenden **Menschen** einzubüßen: die Sorge kann sie lassen. Die Sprachforschung giebt ihr den Menschen unverkürzt und ungeschwächt in seiner geistigen Einheit zurück, vor welcher doch fleischliche Stammes-Einheit, als die unwichtigere, erbleichen muß. In den Sprachen, als Abdrücken des menschlichen Geistes und seiner Thätigkeit, wird sie ihr allüberall den Menschen zeigen mit seinem, das Thier nicht bloß graduell, sondern artlich weit, weit überragenden Wesen und unzweifelhaft adeligen und göttlich-hohen Berufe. Jede Sprache, und wäre es der niedersten eine, ist voll der bewundrungswürdigsten Zeugnisse für die Menschheit. Derer, in welchen sie lebt, die sich ihrer als Werkzeug zum Austausche alles Dessen (sei es Winziges

16*

oder Belangreiches und Hohes) bedienen, was irgend ihren Geist bewegt.

Es ist die Ursprache nicht der einzige Punkt auf sprachlichem Gebiete, wo die Theologie sich selbst widerlegt. Von ihr nämlich ist, auf Grund ebenfalls von biblischen Anknüpfungen, die Tradition von zweiundsiebenzig Sprachen (wir werden sogleich mehr darüber hören) ausgegangen und in Umlauf gesetzt; welches die Total-Summe von Sprachen sein soll im Munde sämmtlicher noachidischer Völker. In wie viel Sprachen, rufen wir uns die Zahl einmal wieder ins Gedächtniß, hat denn die Londoner Bibelgesellschaft allein, anderer zu geschweigen, Uebersetzungen ausgehen lassen? In 150. Also schon mehr als doppelt so viel, als jene angeblichen 72. Oder, vermeint die Theologie, jene 72 dennoch, gleichsam als secundäre Ursprachen für das etwaige Tausend lebender Sprachen, aufrecht zu erhalten, zeige sie es, mit welchem Fuge. Die Sprachwissenschaft wird beweisender Wahrheit nicht ihr Ohr verschließen.

Die lange umgegangene Tradition, welche gleichviel Sprachen zählt, als Religionen, ist schon eine verhältnißmäßig alte. Man sehe, außer meinen hierüber gesammelten Notizen (Indogerm. Sprachst. S. 2. Anm., und Zig. I. 67.), jetzt insbesondere den lehrreichen Aufsatz von Steinschneider, die kanonische Zahl der muhammedanischen Secten und die Symbolik der Zahl 70—73 in der D. Morgenl. Ztschr. IV. 145 ff. Ich selbst habe Folgendes zusammengebracht. **Ludolfus Hist. Aethiop. p. 210. Nr. CXI.** stellt die Frage: **An sit certus linguarum totius orbis numerus**, und bespricht die Richtigkeit der Zahl 72, welche für die vorhandenen Sprachen von Rabbinern und den ihnen hierin folgenden Kirchenvätern aus der Genesis herausgeklaubt worden, in recht braver, vernünftiger Weise. Wie man auf gerade diese Zahl verfiel, zeigt auch Schottel, Teutsche Haupt-Sprache S. 34: „Wie viele Sprachen aber in diesem Sprachgewirr entstanden, solches kann man abnehmen aus dem 10. Kap. des ersten B. Mosis, daher **Clemens Alex.**, **Epiphanius**, **Hieronymus** und **Augustinus** einmüthig schlossen, daß Derer 72 aufgekommen wären. Denn Moses zählt die Sprachen nach den Geschlechten, nun aber werden im angezogenen 10. Kap. 69 Geschlechter erzählet. Wan dazu, nach der angezogen Authoren Meinung, die drei Söhne Noä, nämlich der Sem, Cham und Japhet gerechnet sind, entstehen nach dero Anzahl 72 Sprachen. Aber weil Moses der dreien Söhne Noä gar nicht gedenket, auch nicht erweislich ist, daß dieselbige bei dem Thurmbau gewesen, noch mit in fremde Länder ausgezogen, sondern vielmehr bei ihrem Vater Noa verblieben sind, als wollte folgen, daß nicht 72, sondern 69 Sprachen nach Mosis eigenem Zeugnisse **c.** 10 **v.** 32. entstanden seyn, wie solches vom **Cluverius** mit mehren berühret wird.“ Was Veranlassung gegeben, die 3 Erzväter nicht

mit Einer Sprache zusammen (dann könnte man glauben, diese sollte die eine, von der Verwirrung frei gebliebene Ursprache repräsentiren), sondern mit Dreien, auf Jeden einer, noch besonders und unabhängig von ihrer Nachkommenschaft zu beschenken: dem nachzuforschen, verlohnt sich bei einer so gründlich und durchweg verfehlten Spekulation wohl kaum der Mühe. Es lag wohl überhaupt nur daran, von 12, als häufiger Grundzahl, eine regelrechte Vervielfachung herauszubringen. — Nach Weil, Bibl. Legenden der Muselmänner 1845 zeigte Adam, daß er die Engel an Gelehrsamkeit und besonders an Sprachkenntniß — er wußte nämlich jedes Wesen in 70 Sprachen zu benennen [der Glückliche, oder, bei solcher Gedächtnißbelastung, der Unglückliche!] — weit überträfe. Ferner: „Es giebt Engel mit 70,000 Köpfen, an jedem Kopfe 70,000 Munde, jeder Mund von so viel Zungen, von denen jede Gott in 70,000 verschiedenen Sprachen lobt." Also eine glänzende Potenzirung der vermeintlichen Zahl von Menschensprachen. — Im Ausland 1845 Nr. 70. (Schilderungen aus Persien nach Bode's Luristan und Arabistan) S. 279 liest man Folgendes: „Der Kosti des Zend-Avesta [ein Gürtel, der in etwas an die Quippos oder Knotenschnüre der Inkas in Peru, s. z. B. v. Tschudi, erinnert] endet an jedem der beiden Enden in 2 kleinen Zöpfen, um die 4 Jahreszeiten anzudeuten. An jedem Zopf sind 3 Knoten und diese 12 Knoten bedeuten zusammen die 12 Monate des Jahres. Der Strick ist gedreht aus 72 Fäden [**soixante-douze fils**, sagt auch **Anquetil, Zendav. II. 3. p. 550**], denn dies ist nach Erklärung der Gebern die Zahl der bekannten Königreiche der Welt zu den Zeiten Huschenks, ihres ersten Gesetzgebers. Auch Herodot nennt 72 Völker, die unter der Herrschaft des Persischen Königs stehen, und es ist ein nicht minder merkwürdiger Umstand, daß dieselbe Zahl von Säulen einst den Thron Dschemschids zu Persepolis gestützt haben soll, sowie das religiöse Buch der Perser, das Izeschne, gleichfalls in 72 Kapitel getheilt ist." — Dem fügt sich an, was Ritter, Ueber unsere Kenntn. der Arab. Philos. S. 11. berichtet: „Man giebt an, die Sabier hätten 70, die Juden 71, die Christen 72, die Bekenner des Islam [ein eigner Vorzug!] 73 Secten." Vgl. Wolff, die Drusen S. **IX.** Auch (v. Hammer's) Encycl. Uebers. der Wissensch. des Or. S. 410. von den 72 muhammedanischen Hauptsecten. Lassen's Ztschr. **V.** 7. Sogar in der erdichteten Inschrift von **Singan Fu** die mystische Zahl von 70 Sendboten (Deutsch-morgenl. Ztschr. **IV.** 42.), sowie die traditionelle Zahl der Griechischen Uebersetzer des **A. T.** nach den 72 Männern im Synhedrin! — Gervinus sagt auch an einem, mir entfallenen Orte S. 30: „Im Volksmunde viel umgetragen war in Deutschland der Held des Tragemundlieds [nicht, wie G. anzudeuten scheint, von tragen und Mund, noch aus *δρόμων* s. Grimm **III.** 437., sondern, mit Rücksicht auf die verschiedenen Spra-

chen von Dragoman*)], dem 72 Länder kund waren; er figurirt (mit dieser bei jeder Gelegenheit wiederkehrenden Zahl 72) in den Wunderlegenden von St. Oswald und Orendel,“ wozu mir Prutz in Uhland, Alte hoch= und niederdeutsche Volksl. Bd. I. S. 3. nachwies:

> Nu sage mir, Meister Trougemund,
> Zwei und sübenzig lant die sind dir kund u. s. w.;

welche Namenform wohl an Mhd. triegen, Prät. trouc, trügen, anstreifen sollte.

Den Beschluß mache Henricus Muhlius, welcher in seiner Ki-

---

*) Bei DC. dragumanus, drocmandus cet. (Frz. truchemand, vielleicht hinten mit Zusatz der Dentalmuta, wie Normand, Engl. tyrant, peasant, pheasant, Holl. faizant, Deutsch jemand, Pergament u. s. w.) = Turchimanus, was (und vielleicht noch mehr die Form Turquigens, Gen. — gentis, Türkischen Geschlechts, wie Trojugenae, Francigenae u. s. w.?) auf Turkomanen und Türken hinweist, wie auch Wackernagel annimmt. Wahrscheinlich dennoch bloße Täuschung und ein, der später nöthig gewordenen Verwendung von Dolmetschern im Verkehre gerade mit Türken angepaßter Gebrauch, bei welcher Frage namentlich das erste Vorkommen des Worts, ob z. B. noch vor oder erst nach Erscheinen der Türken in Kleinasien in Betracht käme. Gesen. Thes. T. III. p. 1264: תַּרְגֵּם chald. transtulit ex una lingua in aliam (de etymo v. ad רְגַם no 4.). Inde תַּרְגּוּם translatio in aliam linguam, max. ex hebr. in chaldaeam. תּוּרְגְּמָן interpres, arab. تُرْجُمَان interpres, Dolmetsch, quod quidem vocabulum etiam in alias linguas non semiticas transiit. Armen. targmaniël Interpretari, et in occidentales, Ital. turcimano, Angl. dragoman. Hebr. רְגַם (cumulavit, acervavit cet.) Nr. 4. A jaciendo [!] duci videtur chald. תַּרְגֵּם, pr. trajecit, dein transtulit ex una lingua in alteram, interpretatus est. Auch Freytag Lex. II. 130 et minus p. 216. hat تُرْجُمَان Interpres unter رَجَمَ Lapidibus conjecit, — was freilich Nichts beweist. Bedenkt man Ausdrücke, wie Ung. magyarázni (erklären), magyarúl-ni (Ungarisch sprechen) von Magyar (Ungar), oder Verdeutschung in seinem gemuthmaßten Zusammenhange mit deuten, so wäre eine Erklärung, die auf ursprünglichen Bezug zu türkischen Stämmen hinzielte, gar nicht so unangemessen. Namentlich im Munde Fremder, welchen das Etymon nicht vor Augen stand, hätte sich der Ausdruck später verallgemeinern können. Ob Slavisch tolmatsch, Dolmetsch, Dobr. Inst. p. 133 daraus verdreht sei, weiß ich nicht. Es wäre ein Zusammenhang nicht gut möglich ohne eine etwas gewaltsame Buchstabenumstellung hinten. Der Holländer hat dafür den Ausdruck tolk, was nach Engl. to talk, etwa Sprecher wäre. Solcher Tolken (z. B. „durch den Tolken predigen“) geschieht auch im Verkehre von Deutschen mit den alten Preußen Erwähnung (Vater, Altpreuß. Sprache S. XVII.).

loni MDCXCII. erschienenen Diss. de Origine Linguarum cet. p. 54—58. sagt: Imo viderint, qui de numero curiose satagunt, et quatuor modo Cardinalium, ut vocant, cum plerisque, modo octo cum Meisnero, modo duodecim cum Waltono, et Brerevodo [Edward Brerewood? s. Smith Barton p. IV.], vel plurium cum Scaligero, cumque Judaeis septuaginta, vel duarum omnino ac septuaginta [s. auch Exercitt. de lingua primaeva. Auctore Stephano Morino p. 38.] linguarum ordinem texunt, und schließt seine Vorführung Rabbinischer Zeugnisse in der Sache mit den Worten, die ich mir vollkommen aneigne: Sed fruantur, quibuscunque volupe est, judicio suo, et magno conatu Tros Rutulusque nugas agant. — Diese Zahl 72 nun darf begreiflicher Weise nicht zum Ausgangspunkte einer historischen Sprachgruppirung gemacht werden, obgleich sie sich eben so gut auf die Bibel stützt, als die Ueberlieferung von Chamiten, Semiten und Japhetiten, die aber, wie interessant an sich und über den, noch ziemlich engen geographischen Gesichtskreis, soweit er zur Zeit der Aufzeichnung den Hebräern bekannt war, lehrreich sie sei und auch schwerlich nur von ihrem Aufzeichner gleichwie eine gott-geoffenbarte unumstößliche Wahrheit hingenommen zu werden verlangte, doch bloß als eine ethnogonische Spekulation gelten kann, welche nicht einmal für die Bevölkerung der alten Welt, wie viel weniger der beiden neuentdeckten ausreichte. Diese Spekulation ist aber nicht nur unzureichend, sondern auch zum Theil nachweislich mit den Thatsachen im Widerspruch, eben so sehr als, sahen wir, die obige Zahl. Auch kann ein ethnographisch-linguistisches System um so weniger auf diese Völkertafel gegründet werden, als sie selbst mehr einer geographischen Eintheilung (Japhet = Norden; Sem = Mitte, und Cham = Süden) huldigt, und hierin einigermaßen den Klimaten des Ptolemäus ähnelt.

In dem Bemühen, alle Völker der Erde hübsch bequem an die Völkertafel der Genesis anzuknüpfen, hat den Bibelauslegern, sehr zu ihrem Kummer, seit Amerikas Entdeckung dieser Welttheil den störendsten Querstrich gemacht. Natürlich, weil man doch nicht die Menschen so ganz einfach und trocknen Fußes konnte über die Fluthen des unermeßlichen Oceans dahin schreiten lassen. Mit dem bloßen Hinüberkommen, also wie z. B. von der Nordostecke Asiens ab, oder über Land, das ins Meer versunken sein sollte, oder durch Verschlagen von (etwa phönicischen) Schiffen, und was man sich sonst zu dem Ende ausgedacht hat, wäre es indeß auch noch nicht allein gethan. Denn, schrickt auch etwa „der Glaube, welcher Berge versetzen kann,“ vor Versetzung einiger Menschen, die vom einen Ende der Welt nach dem zweiten, auch bevor letzteres jenem bekannt worden, und durch Mittel, welche der Zeit in ausreichender Weise fehlten, über viele hunderte von Meilen hätte erfolgt sein

müssen, als vor etwas gar nicht zu Schwerem, keineswegs zurück: was sagt die Wissenschaft dazu? Und hat ja letztere außerdem zu beantworten, ob die große Kluft, welche in Körperbau und in Sprache zwischen dem Indianer Amerikas und dem Bewohner des alten Festlandes sammt dem polynesischen Inselreiche sich hindurchzieht, ob man diese, vielleicht nicht minder weit als der ungeheure geographische Abstand, welchen die Mulden des atlantischen Oceans zwischen Amerika's Ost- und den Westküsten von Europa und Afrika, oder des stillen zwischen den Seiten des Amerikanischen Westens und des asiatischen Ostens bilden, dennoch vermag in wissenschaftlich überzeugender Weise auszufüllen? Mit anderen Worten: Zeigen die Indianischen, schon durch die bloße Farbe ihrer Haut charakteristisch abgeschnittenen Rothhäute, — von zufälliger, und darum nichts beweisender Uebereinkunft in Conventionellem, wie religiöser Glaube, Sitten u. dgl. gar nicht zu reden, — sowohl physisch, in ihrer Rassenbildung, als linguistisch, in ihren Idiomen, mit Völkern des alten Continents derlei Uebereinstimmungen, woraus mit unumstößlicher Gewißheit auf fleischliche Ursprungs-Gemeinschaft der Bevölkerung so der neuen wie der alten Welt dürfte geschlossen werden? Das ist bei der Sache die zweite Frage, welche den redlichen Forscher, dem es um Wahrheit zu thun ist, in kaum geringere Verlegenheit setzt.

Als zuerst Paracelsus, durchdrungen von der ungemeinen Schwierigkeit, wo nicht gar Unmöglichkeit, daß Amerika dem alten Festlande seine Urbevölkerung abgeborgt habe, mit der Ketzerei auftrat, der neuentdeckte Welttheil erfordere für sich einen zweiten besonderen Adam, schrie die Welt, voll Entsetzens, laut auf, und dünkte sich, ob jener frechen Behauptung, ihrem Untergange nahe! Indeß, sie steht noch, und man wird schließlich sich vielleicht doch, wohl oder übel, dazu bequemen müssen, der Meinung des alten berufenen Arztes Recht zu geben. Den Unitariern, welche, den einpaarigen Ursprung unseres Geschlechts unter allen Umständen zu retten, sich die Aufgabe setzten (darunter, aus begreiflichen Gründen die meisten, Theologen), liegt, gedachten einheitlichen Ursprung auch mit Bezug auf Amerika zu rechtfertigen, die Beweislast auf. Die Pluralisten, meistens von Fach Naturhistoriker und Sprachforscher, müßten den entgegengesetzten Beweis führen. Nämlich, daß die Indianische Bevölkerung Amerika's im eigentlichsten Sinne ein autochthonisches Erzeugniß ihres Bodens sei, und nicht von anderen Theilen der Welt dahin eingewandert.

Die ganze Controverse zerfällt also augenscheinlich in drei Unterabtheilungen, 1) die geographische, welche über den Weg zu entscheiden hätte, den die Auswanderungsschaar — das ver sacrum — vom Urstocke der Menschen aus nach Amerika hinüber (oder, denn auch für diese Ansicht giebt es Partheigänger, von dort

herüber) in Wirklichkeit oder doch möglicher Weise genommen habe, 2) die somatisch-naturhistorische und endlich 3) die sprachliche, kommen anders nicht noch 4) geschichtliche Momente hinzu. Wiewohl sich von selbst versteht, daß, wer in unserer Streitfrage mit einem Ja oder Nein (denn ein vermittelndes Drittes ist so gut wie undenkbar) ernstlich in die Schranken einzutreten gewillt ist, soll ihm anders nicht sogleich der Bügel verloren gehen, auf alle jene, in einander greifende vier Punkte zugleich sein Augenmerk zu richten, gewissermaßen die Verpflichtung übernimmt. Das sieht man deutlich an der Art, wie gewöhnlich der Streit, das heißt höchst einseitig und nutzlos, geführt ist.

1) „Selbst bei solchen Arten (von Thieren), sagt C. Vogt in seiner geistvollen Streitschrift gegen R. Wagner, bei welchen sich keine Unterschiede nachweisen lassen, ist dennoch die Abstammung von einem Paare aus geographischen Gründen oft eine reine Unmöglichkeit. Der Mouflon Sardiniens kann eben so wenig mit dem Mouflon Kleinasiens, von dem er doch kaum zu unterscheiden ist, von einem Paare abstammen, als die pyrenäische Gemse, der Isard, mit der Alpengemse von einem Paare herkommen kann; der Mouflon kann nicht über die See, die Gemse nicht über die Ebene hinüber. [Eine künstliche Einführung dieser Thierarten ist allerdings wenig glaublich]. Wenn wir also die Art so definiren, daß wir darunter diejenigen Individuen verstehen, welche so wenig von einander verschieden sind, daß sie möglicher Weise von einem Paare abstammen könnten, so schließt diese Definition auch nothwendiger Weise alle Individuen als zu anderen Arten gehörig aus, welche Charaktere besitzen, die wir in den Abstammungsreichen nicht entstehen sehen. Die Bevölkerung Amerikas, Australiens, der oceanischen Inselgruppen von dem compacten Festlande der drei alten Continente aus, ist eben so gut für die frühere vorgeschichtliche Zeit eine Unmöglichkeit, wie das Ueberschiffen des Mouflon nach Sardinien, und wenn auch die Wissenschaft (was nicht der Fall) dahin käme, nachweisen zu können, daß die einzelnen Menschenrassen so wenig verschieden sind, daß ihre mögliche Abstammung von einem Paare behauptet werden könnte, so müßte man dennoch aus geographischen (!) Gründen, die Unmöglichkeit der wirklichen Abstammung behaupten.“ Die hohe Unwahrscheinlichkeit, zugestanden; allein mit der Unmöglichkeit wird doch etwas zu viel behauptet. So ist in Julius Klaproth's Asia Polyglotta, Nr. XV. „Polar-Amerikaner in Asien“ überschrieben, und darin wird S. 322. (vgl. schon Mithr. III. 339 fg., wo selbst auch S. 356 fg. die Richtung der Völkerströmung an Amerika's Westseite von Norden gen Süden damit in Verbindung gebracht wird), Folgendes angegeben: Die östlichen Tschuktschen in Sibirien, auf der äußersten Spitze von Asien nach Amerika zu, stammen unbezweifelt aus

diesem letzten Welttheile ab; denn ihre Sprache kommt auffallend mit denen der Grönländer, Esquimaux und der Bewohner der Aleutischen Inseln und anderer Theile des nordwestlichen Amerika überein." Diese Beobachtung, welche sich leider bis jetzt nur auf eine Handvoll übrigens, scheint es, von wirklicher Verwandtschaft zeugender Wörter erstreckt, aber grammatisch weiter verfolgt zu werden gar dringend verdiente, läßt Klaproth's daraus abgeleiteten Schluß auf Herüberkunft einer Menschenanzahl von Amerika nach Asien*), wohl nur unter dem Gesichtspunkte glaublicher erscheinen, als den auf eine Wanderung in umgekehrtem Sinne, weil die größere Masse der Stammessippe jetzt nach Amerika, nicht nach Asien fällt. Immerhin; aber so würde hiedurch die Möglichkeit (wo nicht mehr) eines Weges erwiesen, welcher theilweise durch Eis erleichtert, die äußersten Nordecken der beiden Welttheile in einer doch nicht schlechthin unpracticabeln Weise mit einander verbände. Hr. v. d. Gabelentz (A. L. Z. 1847. Sept. S. 514) hat folgende Angabe: „den höchsten Norden Amerikas nimmt der Eskimo-Stamm ein, welcher über Grönland, die Küste Labrador, am Ausfluß des Mackenzie, an der Behringsstraße, Alaschka, Kadjak, ja im nordöstlichen Winkel Asiens bei den seßhaften Tschuktschen zu finden ist. Nur die auf den Inseln und Küsten des nordwestlichen Amerika einheimischen Sprachen der Aleuten, Kinai, Ugaljachmutzen und Koluschen scheinen davon, so wie unter sich, verschieden zu sein. Die von dem russischen Missionar Wenjaminow unlängst herausgegebenen Grammatiken der Aleutischen, Koluschischen und Kadjakischen Sprache werden über diesen Punkt vielleicht ein neues Licht verbreiten." „Das Problem, hatte er schon eine Seite vorher bemerkt, ob und auf welchem Wege Amerika von der alten Welt aus bevölkert worden ist, erwartet noch immer seine Lösung, welche bei dem Mangel zuverlässiger historischer Nachrichten wohl nur auf dem Wege der Sprachvergleichung möglich sein wird." Ferner vergleiche man, in Betreff des fünften Welttheils und dessen wunderbarer ethnischer Verhältnisse, W. v. Humboldt im Kawiwerke Bd. II. namentlich das dritte Buch §. 3: „Art des Zusammenhanges der Malayischen Sprachen." Ein inni-

*) So urtheilt, von Smith Barton, New views p. VI. angeführt, ein Schriftsteller, der 1776 eine Naturgeschichte von Florida herausgab, Bernard Romans, in sehr glaubhafter Weise: „I am firmly of opinion, that God created an original man and woman in this part of the globe (America), of different species from any in the other parts, and if perchance in the Russian dominions, there are a people of similar make and manners (Sprache?), is it not more natural to think they were colonies from the numerous nations on the continent of America, than to imagine, that from the small comparative number of those Russian subjects, such a vast country should have been so numerously peopled?"

ger Zusammenhang zwischen so vielen, durch unendlich weite Meeresräume getrennten Völkerschaften rücksichtlich Abstammung und Sprache besteht unleugbar, wie in manchem Betracht räthselhaft er auch erscheine, in dem Maaße, daß man, der Schwierigkeit einer allmälichen Verbreitung zu entgehen, zur Aushülfe einen alten und bereits von Menschen bewohnten Continent durch ungekannte Naturereignisse zerschlagen werden ließ großentheils in eine Unzahl erst hiedurch zusammenhanglos werdender Inseln. Es bemerkt aber z. B. Hr. v. Humboldt: „Was Crawfurd mit Recht sagt ist, daß die wahren Ursachen der Verbreitung so gleicher Sprachlaute über eine so ungeheure Meeresfläche in unergründlichem Dunkel (**unfathomable obscurity**) begraben liegen. Die unleugbare Thatsache ist, daß alle diese Sprachen zu Einem Stamme gehören, auf durchaus ähnliche Weise als die Sanskritischen.“ Und S. 217: „Ein eignes Verhältniß bringt in diesem Theil des Erdbodens die Inselnatur hervor. Wenn man aber detaillirte Reisebeschreibungen liest, so sieht man, wie der nachbarliche Verkehr der Völker dadurch wenig gehemmt wird. Daß das Meer für die Bevölkerung entfernter Punkte erleichternd ist, fällt in die Augen.“ Die Malayischen und Polynesischen Sprachen aber berühren sich stammverwandtschaftlich, nicht durch bloße, einer jüngeren Zeit angehörende Entlehnung. Ich meinerseits will mit Beibringung dieser Analogie nicht etwa selber derjenigen Meinung beipflichten, welche Amerika vom alten Festlande aus bevölkert; nur möchte ich ihr auch kein Tüttelchen von dem entziehen, was sich gerechter Weise zu ihren Gunsten sagen läßt. Uebrigens: **No trace of the Malay language is found in the western shores of America**, ist eine wichtige Bemerkung von Gallatin **Transact. of the American ethnol. Soc. I. 176.** Ich bin nicht gewillt, hier weiter auf die verschiedenen, oft seltsamen Ansichten einzugehen, welche man zu Stützung der eben erwähnten Meinung sich ausgesonnen hat. Es werden deren viele erwähnt bei **Smith Barton, New views p. IV. XVIII. XCVII. C.** u. s. w., und von Vater im Mithr. III. 330 fg. Alle historisch bezeugten, oder rein sagenhaften, Betretungen von Amerikas Boden durch Nichtamerikaner vor Columbus fielen doch sämmtlich erst in eine so junge Zeit, daß sie, auch von andern Umständen abgesehen, eine Bevölkerung jenes Welttheiles von außenher in keinerlei Weise glaubhafter machten. Nur lohnt es wohl der Mühe, wenigstens einer, an sich beachtenswerthen Nachricht über das Reich Fusang zu gedenken, welches nach den Ermittelungen des Herrn **De Guignes***),

*) In einer, dem XXVIII. Bde. der **Academie des Inscriptions et Belles Lettres 1757** einverleibten Abhandlung: „**Rech. sur les Navigations des Chinois, du coté de l'Amérique, et sur quelques Peuples situés à l' extrêmitè Orientale de l'Asie.**“

von Chinesischen Schiffern im J. 458 der gewöhnlichen Aera aufgefunden, mit **Taban** (angeblich **Kamtschatka**) soll in gleicher Breite liegen 20,000 lis, oder gegen 2000 miles, davon entfernt in östlicher Richtung. C. T. Neumann suchte Mexiko unter dem Namen Fusang (Ausland 1845. Juni S. 165 ff.), fand jedoch lebhaften Widerspruch an Fallmerayer. Hr. v. Tschudi (Kechuasprache I. S. 2.) zeigt sich übrigens jener Ansicht nicht abgeneigt, vindicirt deren Priorität aber dem Hrn. **De Paravey Sur l'origine Japonaise, Arabe et Basque de la civilisation des peuples du plateau de Bogota etc. Paris** 1834. 8. Vgl. Sitzungsberichte der Oesterr. Akad. Bd. I. S. 164 fg. Da mir dies Werk nicht durch eigne Einsicht bekannt ist, muß ich mich eines Urtheils darüber enthalten, ob es viel vernünftiger sei, als das kürzlich von Kruger in die Welt geschickte. In Betreff obigen Gegenstandes nimmt sich der sonst doch so leichtgläubige **Smith Barton New views im App. p.** 30. diesmal wunderbarer Weise gegen alle Versuchung zusammen, indem er die Tolteken, welche vom Königreiche Tollan, in den nördlichen Theilen Amerikas, ihre Wanderung 596 angetreten hätten, nicht von jenen chinesischen Fusang-Fahrern abgeleitet wissen will, — o nein! sondern für Uebersiedler hält aus (nun woher? — aus) Japan! **Clavigero says** (sind seine Worte), **that the Toltekas spake the Mexican language. If so, I think it extremely improbable, that they (not doubting of their existence) were a Chinese colony; for [!] the language of the Mexicans appears to have very little affinity to that of the Chinese. I am rather inclined to believe, that the Toltecas were a colony of Japan.**

2) Angebliche Beweise von Seiten der Sprache. Welche Freude aber würde dieser Barton, dem schon ein paar aus allen Winkeln der Erde wild zusammengeraffter, obschon in Wahrheit zufälliger und mitunter nicht einmal rein lautlich vereinbarer Aehnlichkeiten von Wortklängen genügen, Amerikas Sprachen mit Asiatischen in verwandtschaftlichen Einklang zu bringen, welche Freude, sage ich, würde der Mann darüber empfunden haben, hätte er erlebt, daß ein Mexikaner aus Indianischem Geblüt zu unserer Zeit, ohne, wie es den Anschein hat, von Fusang ein Wort zu wissen, gerade zwischen dem Chinesischen und einem mittelamerikanischen Idiome, nämlich zwar nicht mit der (mehrsylbigen) mexikanischen, aber doch mit einer unter den vielen einheimischen Sprachen Mexikos, mit dem Othomi, sogar in grammatischen Gebrauchsweisen (freilich wiederum nur in diesen) die auffälligsten Aehnlichkeiten entdeckte! Es liegt mir, als besonderer Abdruck aus dem V. Bde. der Neuen Reihenfolge der **American Philosophical Soc.**, eine Philadelphia 1835. 4. erschienene Dissertation: **De Lingua Othomitorum diss., auctore Emmanuele Naxera, Mexicano,** vor Augen. Der jugendliche Vf., um über die frühesten Ursitze der nicht sämmtlich

rothen, sondern, angeführter Maaßen, zum Theil auch weißen Indianer Amerika's Aufschluß zu erhalten, schaut sich um und wird inne (p. 17), daß weder aus den Sagen noch Denkmalen der Heimath in Bezug auf Lösung jener Frage Genügendes zu gewinnen stehe. Aber, das hat er von **Duponceau** gelernt: **Nec ideò tamen philosophia [!] desperavit; sed novam sibi viam aperuit. „Populi illi“ (sibi ipsi secum illa cogitans, menteque revolvens), dixit: „muti non sunt; illi loquuntur: bene se res habent; ego vos adibo, auditura ero eorum linguas, aliis et inter se illas comparabo, et ad eos tandem cognoscendos perveniam. Linguae non mentiuntur.“** Nun aber: **Othomitorum** [so schreibt er in seiner sehr fehlerhaften Manier statt **Othomitarum**] **lingua monosyllaba habenda est; nec cum Mexicanâ, Corâ, Tarahumarâ Huastecâve aut Zapotecâ quae per particularum antè et postpositionem, nec cum Quichuâ, Tarascâ, et Matlatcingâ quae per earum interpositionem, non modò syntheticae, sed polysyntheticae sunt vocandae, comparari potest. Undè igitur ejus origo?** Unter den unzähligen Indianischen Genossinnen, welche in ihren Wörtern mit Sylben wahrhaft verschwenderisch umgehen, — oft beinahe buchstäblich **sesquipedalia verba** *), oder ellenlange Wör-

*) Auch das Sanskrit, zumal gegenüber dem Chinesischen mit seinen Zwerg-Wörtern, leidet keinen Mangel an Wortriesen, wie z. B. Engl. **intercommunications**, oder: Nationalunabhängigkeit. Solchen Lautumfang erreicht jedoch immer nur die wirkliche Composition, nicht trifft er, wie in den Amerikanischen Sprachen, die Flexionen, wie z. B. das Verbum, welches häufig einen ganzen langen Satz in sich aufzehrt. **„So perplexed and intricate is the structure of these languages to a person who does not possess a comprehensive knowledge of their anomalous forms, that he must return to his point again and again, for the hundreth time, before he can obtain such a result as deserves to be noted down.“ Howse, Cree Gramm. p. 7.** Z. B. **p. 85.: Núgge-skootátóomagunwä (inanim.) .... they (things) meet one another. P. 86.: Nissewunáche tatóomagunwä .... they (things) spoil each other** (also 10 Sylben). **P. 115.: Teb-aíndáhgoozeyágoobún .... if ye were governed.** — Grönl. bei Kleinschmidt S. 155.: **Kasnèrsarfigssarsíngitdluinarnarpok**, d. h. Man hat durchaus keine Ausruhestelle gefunden, oder: Man hat auf keine Weise zur Ruhe kommen können. Also ein Wort mit nicht weniger als 13 Sylben, das natürlich mehr als einen Ton haben muß (S. 8.). Also eine Sylbenhäufung, noch ärger, als die, welche sich in einem, durch Hrn. v. Humboldt (**Essai Polit. sur le Roy. de Nouvelle Espagne p. 81.**) mitgetheilten Worte findet. **Le mot Notlazomahuiztcopixcatatzin signifie: prêtre vénérable que je chéris comme mon père. Les Mexicains emploient ce mot de vingt-sept lettres en parlant aux curés.** Im Baskischen ist die Vielfachheit der Flexionen des Verbi nicht minder auffallend und verwickelt. „Voces sind in jedem Verbum 8; Conjugationen in allen Vocibus zusammen 206.“ Mithr. IV. 322. Vgl. Versch. des Sprachb. S. 172. Tschiroki bei v. d. Gabelentz

ter! — wäre das eine fabelhaft **rara avis**, dies Othomi, wenn wirklich so einfarbigen Gefieders, und kein Wunder, daß sich dann Naxera's Blick zur Vergleichung über seinen heimathlichen Welttheil hinaus gen Asiens Osten wandte, wo allein auf der Erde, soviel wir bis jetzt wissen, es überdem einsylbige Sprachen giebt. Da sprangen ihm bei Durchgehen von Abel-Rémusat's Chinesischer Grammatik nicht wenige Vergleichs- (auch Differenz-) Punkte zwischen Chinesisch und Othomi in die Augen, welche auch wohl erfahrenere Forscher zu dem irrigen Schlusse auf ein hieraus vermeintlich folgendes Affiliations-Verhältniß zwischen Othomiten und Chinesen hätten verleiten können. Mit Ausnahme einiger auf dem Papiere, und auch da kaum, ähnlich aussehender Wörter p. 27—29. sind jedoch alle derartige Vergleichungen rein grammatischer und vom Laute unabhängiger, unsinnlicher Natur. Die können aber, wie ich gegen Max Müller in der deutsch-morgenl. Zeitschr. Bd. IX. glaube erwiesen zu haben, für eigentlich genealogische Sprachverwandtschaft (in Ermangelung auch wahrhaft etymologischer Uebereinkommnisse) niemals allein beweisend sein. Wenn z. B. Chinesen und Othomiten, um der Zweideutigkeit homonymer (gleichlautender, aber nach Sinn, vielleicht auch nach Ursprung grundverschiedener) Wörter vorzubeugen, beide sich ähnlicher Aushülfen bedienen, was folgt daraus? Daß beide Menschen sind, menschlich denken und verfahren; im Besondern — nichts. Naxera erwähnt p. 25. so, unter Verweis auf **Rémusat sect. 284. p. 107.**, daß ein Othomisatz, wie: „**Di ne** (ich wünsche) **de**" durchaus unverständlich bleibe, indem **de** sowohl Wasser als Eier und Kleid bedeute. Weil **Di tsi de** (ich trinke Wasser) keinen Doppelsinn zuläßt, bleibe **de** hier unverändert; während ich sonst z. B. **dehe** (Wasser) und **deye** (Kleid) durch die Zusätze **he**, kalt, und **ye**, lang, von einander unterscheiden müßte. — Daß Lat. **nubes**, Wolke, auch auf dichte Mengen übertragen wird, und so viel als Schwarm u. dgl. bezeichnet, z. B. in Verbindung mit **locustarum, muscarum, telorum**, nicht wahr? das wundert Niemanden. Gewiß eben so wenig, als **abundantia, redundare**, Ueberfluß selbst, von großer Menge gebraucht; oder etwa z. B. **Nep. Milt. cap. 6. effusi honores**, d. h. verschwenderisch ertheilt, streng genommen, wie mit dem Eimer ausgeschüttet; eine wahre Fluth von Meinungen u. s. f. Aber, um wie Vieles staunenswerther ist es denn, wenn man im Othomi **ye**, Regen *), als Pluralzeichen (p. 7. 20.)

---

in Höfers Zeitschr. **III. 297.**: **galvstisotanihiha** Ich komme um wiederholt damit zu binden. — Im Kechua (Peru) **aparcankichikrakmi** Ihr truget (v. Tschudi Gramm. S. 84.).

*) Ich setze dabei voraus, daß Naxera's Erklärung wirklich richtig sei. Denn **Gallatin Transact.** (s. sp.) p. 287. hat hievon nichts und giebt vielmehr nach Molina an: **The nouns are altogether inde-**

verwendet? mag es uns Anfangs auch, mit der lebendigen Vorstellung von der Entstehung und dem eigentlichen, d. h. etymologischen Werthe dieser Sprachbildung vor der Seele, uns, dem Othomiten nicht mehr, etwas ungewohnt und seltsam vorkommen, z. B. den ersten Vers der XI. Anakreontischen Ode, wovon Naxera p. 46. eine Uebersetzung ins Othomi liefert, in folgender Weise wiedergegeben zu finden:

Ye nsu (ein Regen von Weibern) **tsi** (Zweiglein, d. h. zarten) **di ma-i** (spricht zu mir). „Character Sinensium **tù**, pluviam significans, qui inter radicales nr. 173. numeratur, quatuor aquae guttarum imaginem continet; quatuor etiàm guttas, sed diversè positas, habet character **chú**, omnes, pluralis nota. Quae hìc idearum similitudo Sinenses inter et Othomitos!“ Ja, eine Gedanken-Uebereinstimmung, weiter nichts. Oder, beweisen diese und ähnliche Uebereinstimmungen in Sprachen für die genealogische Verwandtschaft derselben irgend etwas, was wäre dann leichter als der Erweis der Verwandtschaft aller? Man bedient sich also z. B., um ein analoges Beispiel zu erwähnen, im Lateinischen der Verdoppelung eines Buchstaben, um damit Mehrheit anzudeuten, wie z. B. Coss. LLS oder IIS duae librae et semilibra, i. e. sestertius; PP. posuerunt; AA. Augusti duo; AAA Augusti tres u. s. f. G. Fr. Grotefend, Lat. Gramm. II. 146. Stammen aber deshalb etwa die Römer von den Aegyptern, oder mußten auch nur erstere letzteren den Gebrauch abgelernt haben? In der ägyptischen Hieroglyphenschrift nämlich wird die mehrheitliche Zahl unter Anderem auch durch ganze oder theilweise (abbreviirte) Doppelung des Charakters für den Gegenstand im Sg., z. B. die beiden Zitzen für Zitzen im Dual, drei Sterne = Sterne im Plur. von unbestimmter Mehrheit u. s. w. (Champollion, Gramm. Egypt. T. I. Chap. VI. S. auch W. v. Humboldt, Versch. des Sprachb. S. 459.) ausgedrückt. Aber dieselbe Symbolik, welche öfters in der Schrift statt findet, kommt auch in der gesprochenen Rede vielfach zur Anwendung. Z. B. im **Mán** (Pegu): to form the Plural, reduplication is had recourse to, or particles are affixed thus: **Kuchím kuchím** Birds. **Krop ón** Few things. **Hein** [house] **klúing** [many]. Low, Journ. of the Roy. As. Soc. 1837. nr. VII. Das Koreanische bildet den Plur. gleichfalls entweder durch Wiederholung oder durch pluralisirende Partikeln. Prichard, Gesch. des Menschengeschl. III. 2. S. 513. nach v. Siebold. Doch ich breche ab, weil mir jetzt nicht daran liegt, auf diesem Wege mit Herbei-

---

clinable. The plural is generally distinguished from the singular by the prefixed article, **na** in the singular, **ya** in the plural; both being our article **the**. **Ye** means hand; **na ye** the hand; **ya ye**, the hands. The plural is also sometimes expressed by substituting the particle **e** for **ya**.

schaffung von noch mehr Beispielen fortzufahren, deren mir übrigens noch eine ziemliche Anzahl zu Gebote ständen.

Noch einmal: Naxera und sein Othomi sind unbeweisend für verwandtschaftliche Bezüge zwischen Sprachen Asiens und Amerikas. Dabei bringe ich nicht einmal in Anschlag, daß erst noch mit größerer wissenschaftlicher Strenge ausgemacht werden müßte, in wie fern man, das Othomi den einsylbigen Sprachidiomen beizuzählen, wirklich das Recht habe. Des Conte **Piccolomini** Gramm. della lingua **Otomi**. Roma 1841. ist mir leider nicht zugänglich. Allein z. B., sowohl aus Vater's Sprachproben S. 351 fg. und aus dem Mithr. III. 3. S. 114., als aus den Transactions of the American Ethnol. Soc. Vol. I., wo **Albert Gallatin** in seiner überaus wichtigen Arbeit: Notes on the Semi-civilized Nations of Mexico, Yucatan and Central America auch Nachricht giebt vom **Mexican**, **Tarasca**, (Michoacan), **Maga** (Yucatan), **Poconchi** (Guatimala), **Huasteca** und sechstens vom **Otomi** (p. 35 sqq. 286—298), erhellet, ja das läugnet auch Naxera nicht, daß es im Othomi gar nicht wenige mehrsylbige Wörter giebt; doch soll, ist dieses Schriftstellers Behauptung, jede Sylbe noch ihren besondern Sinn bewahren. Auch kann **Duponceau**, wenigstens im J. 1827., an Einsylbigkeit des Othomi nicht geglaubt haben. Er äußert sich nämlich in der Vorrede zu der von ihm ins Englische übersetzten Grammar of the language of the Lenni Lenape or Delaware Indians. By **David Zeisberger**, welche Philadelphia 1827. 4. herauskam, p. 14. über die **Amerikanischen** Sprachen im Allgemeinen so: This [the American philosophical Society] was the first to discover and make known to the world the remarkable character which pervades, as far as they are get known, the aboriginal languages of America, from Greenland to Cape Horn. In the period of seven years which has elapsed since the publication of the Report presented to their Historical Committee in 1819 *), all the observations which have been made on Indian languages, at that time unknown, have confirmed their theory, if theory it can be called, which is no more than the general result of a multitude of facts collected with care. **This result has shewn that the astonishing variety of forms of human speech which existsin the eastern hemisphere is not to be found in the western.** Here we find no monosyllabic **) language like the Chinese, and its cog-

*) Transact. of the Histor. and Literary Committee of the American Philosophical Society, Vol. 1. Philadelphia, 1819.

) By a **monosyllabic language, I do not mean one every word of which consists of a single syllable, but one of which every syllable is a complete word cet. Vgl. hiemit indeß W. v. Humbold Versch. des Sprachb. S. 374 fgg.

nate idioms (also in Widerspruch mit Naxera's Behauptung); no analytical languages like those of the north of Europe, with their numerous expletive and auxiliary monosyllables; no such contrast is exhibited as that which is so striking to the most superficial observer, between the complication of the forms of the Basque language and the comparative simplicity of those of its neighbours the French and Spanish; but a uniform system, with such differences only [?] as constitute varieties in natural objects, seems to pervade them all, and this genus of human languages has been called polysynthetic, from the numerous combinations of ideas which it presents in the form of words. It has also been shewn that the American languages are rich in words and regular in their forms, and that they do not yield in those respects to any other idiom. These facts have attracted the attention of the learned in Europe, as well as in this country; but they have not been able entirely to remove the prejudices that have been so long entertained against the languages of savage nations. (Gar nicht in Abrede stellen läßt sich aber, daß die Amerikanischen Sprachen, indem sie fast Alles am Verbum bis aufs Aeußerste individualisiren, durch diese Ungeneigtheit oder Unfähigkeit, sich zur Darstellung abgezogener Allgemeinheit zu erheben, einen sehr fühlbaren Mangel bekunden). The pride of civilization is reluctant to admit facts like these in their utmost extent, because they shew how little philosophy and science have to do with the formation of language. Die weitere Polemik des Amerikanischen Sprachgelehrten, namentlich wo sie sich gegen W. v. Humboldt (Entstehen der grammatischen Formen) wendet, kann ich, als auf Mißverständnissen des ersteren beruhend, beiseite lassen. Die Gründe, warum Hr. v. Humboldt den, wie er sie nennt, einverleibenden Amerikanischen Sprachen keine ächte Flexion im strengen Sinne des Worts zugesteht und z. B. die Delaware-Sprache wegen ihres „weniger vollkommenen Sprachbaues" den Sprachen beizählt, welche „von der rein gesetzmäßigen Form abgewichen" seien, hat jener, mit Bezug auf Duponceau, in seinem Werke über die Verschiedenheit des Sprachbaues S. 316 fg. selber genugsam erörtert. Sonst zweifele ich gar nicht, daß Hr. v. Humboldt, weit entfernt, den Bau der Sprachen vom jeweiligen, an sich ja wechselnden Bildungs-Zustande eines Volkes irrthümlich abhängig zu machen, auch den besonderen Vorzügen der amerikanischen Idiome nicht würde ihr Recht vorenthalten, und gern die Mehrzahl der a. a. O. S. 187. von Duponceau aufgestellten Sätze unterschreiben: 1. That the grammatical forms of a language constitute what may be called its organization. 2. That this organization is the work of nature, and not [!] of civilization or its arts. 3. That the arts of civilization may cultivate, and

by that means polish a language to a certain extent; but can no more alter its organization, than the art of the gardener can change that of an onion or a potato. (Sehr wahr!) **4. That the contrary opinion is the result of the pride of civilized men** [doch wohl nicht immer und ganz]; **a passion inherent in our nature, and the greatest obstacle that exists to the investigation of truth.** Daß die Erinnerung, wie z. B. gegen Vater (Mithr. III. 328), so auch jetzt noch nicht ganz überflüssig sei, lehrt M. Müller's auf Culturzustände der Menschheit gegründete Eintheilung der Sprachen in Familien-, Nomadische und Staatliche Sprachen (vgl. hiegegen Deutsch-morgenl. Ztschr. IX. S. 52 fg.). Siehe noch oben S. 86. 191.

Worauf es mir jetzt ankommt, ist, daß ein so erfahrener Kenner Amerikanischer Idiome, als Duponceau, den, ich weiß nicht ob so allgemein, wie man gewöhnlich in Bausch und Bogen annimmt, durch sämmtliche Sprachen Amerikas durchgreifenden „polysynthetischen" Sprachbau als ein diesem Welttheile eigenthümliches „Genus" betrachtet, das man anderwärts, namentlich in Asien, vergeblich suchte. Oder, verpflanzt anders Jemand die ersten Bewohner Amerikas, und zwar redende Menschen vom alten nach dem neuen Festlande, da hätte er nun auch dort einen, mit dem amerikanischen genealogisch verbundenen Sprachtypus nachzuweisen. Wo aber ist der zu finden? Natürlich nicht im Monosyllabismus Chinas und Hinterindiens; man müßte denn in dessen äußerster, mit der Länge des Polysynthetismus gegensätzlichen Wort-Kürze den Satz vom Berühren der Extreme ernstlich geltend machen. Also, kann man nicht zu einem verwandtschaftlichen Nexe zwischen Othomi und Chinesisch Vertrauen fassen (und dies Vertrauen wäre, meines Erachtens, in der That ein weggeworfenes), müßte sich der Blick anderswohin wenden, wie etwa nach Japan mit seiner mehrsylbigen Sprache, nach dem großen, zuweilen Tatarisch oder durch M. Müller Turanisch geheißenen Altaischen Sprachgeschlechte der Tungusen, Mongolen, Türken, Samojeden und Finnen, welche sämmtlich in gegenwärtiger Zeit sowohl grammatisch als lexikalisch hinlänglich bekannt sind, um bessere Vergleiche, als solche, die lediglich an der Oberfläche hinstreiften, anstellen zu können. Zeigen nun diese, gewöhnlich als agglutinirende bezeichnete, Idiome eine tiefere Aehnlichkeit mit dem einverleibenden Verfahren des amerikanischen Polysynthetismus? Das hat noch Niemand nachgewiesen, und es ist auch mehr als zweifelhaft, ob das in überzeugender Weise möglich. Zwar hat ein Amerikanischer, von uns schon oft erwähnter Naturforscher **Benjamin Smith Barton** in seinem Buche: **New views of the Origin of the tribes and nations of America. Philadelphia 1798. 8.** sich viel Mühe gegeben, sprachlich das nachfolgende Resultat, an dessen Richtigkeit er dann schließ-

lich auch gar nicht zweifelt, darzuthun: **My vocabularies only prove** (auch das nicht entfernt) „**that the Americans and many Asiatic and European nations are the same people.**“ **They tell** „**us not which was the parent stock**“ (**p. LXXXVIII.**). Daß aus bloßen, auf's blinde Ungefähr unternommenen Jagden nach Wortanklängen in verschiedenen Sprachen über die Affiliationen der Völker gar nichts gefolgert werden dürfe, ist heutzutage entweder Jedermann bekannt, oder es gereicht doch dem zur Schande, wer es noch nicht weiß. „Nicht die einzelnen, ohne weitere Analyse aufgegriffenen Wörter zweier Sprachen, sondern die Analogie ihrer Wortbildung, zusammen genommen mit dem ganzen Umfange ihrer Wurzellaute, muß man vergleichen, um über ihre Abkunft und ihre Verwandtschaft ein gegründetes Urtheil zu fällen" lautet die schon 1817 (Mithr. IV. 306.) an alle vernünftigen Sprachforscher ergangene und von ihnen seitdem befolgte Mahnung. In der fraglichen Angelegenheit ist Bartons Buch völlig werthlos, und man thut gut, Duponceau's darüber bei Zeisberger p. 4. abgegebenem Urtheile sich vollkommen anzuschließen. Er sagt: **The object of the learned author at first was to supply the deficiency of the great philological monument which the empress Catharine had begun as far as related to the languages of America. Happy would it have been if he had not suffered his imagination to draw him away from that simple but highly useful** [gegenwärtig auch nur sehr untergeordnetem] **design! But he conceived that by comparing the American with the Asiatic languages he could prove the origin of our Indians from the nations which inhabit the opposite coast of Asia; and thus he sacrificed the real advantage of science to the pursuit of a favourite theory. He has nevertheless brought together, in a comparative view, fifty-two select words in about thirty or forty of our aboriginal idioms; by which he has shewn, that he might, if he pleased, have completed professor Pallas's Vocabulary, as far as it could have been done at that period, when we had not the means that have been obtained since.** Und **J. S. Vater**, der in seiner Schrift: **Ueber Amerika's Bevölkerung aus dem alten Continente. Leipz. 1810.** das Für und Wider der Frage aus anderen Gründen und auch aus linguistischem Standpunkte erörtert, hat, die schon oben zugestandene Aehnlichkeit zwischen den Sprachen in Amerika's und Asiens Nordecken abgerechnet, es zu keinem einleuchtenden und wirklich mit Nutzen anwendbaren Nachweise von Sprachverwandtschaft zwischen beiden Welttheilen gebracht. Er selbst gesteht im 1812. durch ihn besorgten dritten Bde. des Adelungischen Mithridates S. 338.: „Und aus allen jenen Aehnlichkeiten und Seefahrten der Nationen ergibt sich gleichwol auf keine Weise mehr als die unbestreitbare Möglichkeit [wohlverstanden Möglichkeit]: daß die Be-

wohner der Westküsten Afrika's und Europa's und der Ostküste Asiens Beiträge [?!] zur Bevölkerung Amerika's geliefert haben können. Das Gewicht der Gründe, welche für diese Möglichkeit sprechen, ist zu stark, als daß sie jemals übersehen werden dürfte." Aber auch stark genug, um darauf irgend haltbare Bauten zu errichten? In dem Leipz. 1834 erschienenen Büchelchen: Ueber die indianischen Sprachen Amerika's. Aus dem Engl. des Hrn. John Pickering übersetzt von (der Dame) **Talvj** werden, (vgl. oben Gallatin) „die verschiedenen Dialekte Nordamerika's, z. B. ostwärts des Laufes des Mississipistromes, auf drei bis vier Hauptstämme zurückgeführt. Nämlich 1) Karalitisch oder Sprache der Grönländer und Eskimos. 2) Irokesisch (die sechs Nationen). 3) Das Lenape oder Delawarische. 4) Der floridische Stamm. Dann heißt es weiter: „Mit den Eskimos beginnen jene umfassenden grammatischen Formen, welche die amerikanischen Sprachen charakterisiren, und einen auffallenden Contrast bilden mit denen der gegenüberliegenden europäischen Ufer Islands, Dänemarks, Schwedens u. s. w. Ein deutliches Anzeichen, daß die Bevölkerung Amerikas nicht ursprünglich von jenem Theile des Continents ausgegangen." (Und zwar weder vom Finnischen, noch Germanischen).

So wenig es aber der Sprachforschung, die eine Ausnahme in Abzug gebracht, mit Asien gelungen ist, zwischen ihm und Amerika sprachverwandtschaftliche Bezüge ausfindig zu machen: eben so vergebens hat sie in anderen Welttheilen bisher sich umgesehen, vielleicht dort im Finden dessen, was man sucht, glücklicher zu sein. Doch ich vergesse: in unserem Europa, und sogar durch ein sonderbares Spiel des Zufalls, in demjenigen Lande, von wo Columbus aussegelte, freilich nicht eigentlich den neuen Welttheil, sondern einen neuen Seeweg nach Indien zu finden, in Spanien, dessen Küsten überdem diesseit, wie Amerika's jenseit, dasselbe eine atlantische Meer bespült, — giebt es eine Sprache, deren Wörter, meisten Theils so, daß die Spuren ihrer Zusammensetzung sehr sichtbar geblieben, nach Hrn. W. v. Humboldt's Bemerkung (Mithr. IV. 313) „vielfach zusammengesetzt" sind, die Baskische. Haben wir da nicht (vgl. Mithr. III. 335. 386.) den amerikanischen Polysynthetismus augenscheinlich vor uns? Polysynthetismus? Ich glaube, daß man gar nicht so Unrecht hätte, auf diesen Theil der Frage mit Ja zu antworten. Allein, ob den Amerikanischen, diese Frage steht wieder auf einem ganz andern Blättchen. Um mich in Weise der Naturforschung auszudrücken: der gehäufte Aggregat-Zustand amerikanischer Sprachidiome, und der allerdings, vielleicht unter allen übrigen außeramerikanischen Sprachen ihm physiologisch am nächsten kommende der Baskensprache, welche sich überdies durch ihre räthselhafte Isolirtheit auf dem alten Festlande auszeichnet, gehören,

so zu sagen, demselben sprachlichen Genus (Gattung) an, aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht derselben Species (Art). Gesetzt, alle Sprachen von Grönland bis Cap Horn fielen wirklich, was mir noch keineswegs durch genügend umfassende Ermittelung außer allen Zweifel gestellt scheint, unter die eine, grammatisch sehr gleichartig gebaute Gattung sog. polysynthetischer Sprachen: folgte daraus, zumal hier keine geographische Schranke widerrathend dazwischen tritt, ohne Weiteres Ursprung sämmtlicher indianischer Sprachen von einem, und nur einem genetischen Anfangspunkte aus? Mit Nichten. Nur dann, wenn man nachwiese, sie gehörten nicht bloß Einer Gattung, sondern auch einer und derselben Art an. Wenn z. B. Nordamerika von den Gattungen **Quercus** und **Juglans** (**Barton p. XXVI. CIII.**) besondere (ihm eigne) Arten besitzt, und dennoch Niemand behauptet, diese müßten von anderen Arten derselben Gattung, die in Amerika nicht, wohl aber in einem der alten Welttheile gefunden werden, abstammen und etwa erst in Folge von Ueberführen nach Amerika in eine davon verschiedene Art umgeschlagen sein: so ist kaum abzusehen, warum nicht, nach Analogie der Natur, welcher, artlich verschiedene, obschon unter das gleiche Genus fallende Species unabhängig von einander zu schaffen und an verschiedenen Ort hinzustellen, nicht zu schwer fiel, warum nicht, ich wiederhole es, auch dem menschlichen Geiste, als der sprachen-erzeugenden Ursache, solle möglich gewesen sein, Sprachen von demselben physiologischen Typus in verschiedenen Welttheilen, ja in Köpfen von physiologisch so unterschiedener Rassenbildung, als die amerikanische Rothhaut und der Baske von europäischem Gepräge, aus sich zu erzeugen, ohne daß dabei weder an eine Abstammung noch an eine Entlehnung auf einer der beiden Seiten zu denken, eine nothwendige Schlußfolgerung geböte. Anders freilich läge der Fall, wenn das Baskische und irgend eine der amerikanischen Sprachen eine solche Uebereinkunft nicht bloß in Wortbildung und grammatischer Umbeugung überhaupt, nach der rein geistigen Seite hin, sondern auch zugleich in deren hörbarem Ausdrucke, in den Lauten, solchergestalt offenbarten, daß man hiedurch, der Annahme eines etymologischen, d. h. auch genealogischen Bandes zwischen ihnen, auszuweichen, in die Unmöglichkeit versetzt würde. Dieses **Demonstrandum** harrt aber noch des Beweises, und, so weit ich beim jetzigen Stande der Wissenschaft glaube urtheilen zu müssen, auf immer vergebens. Die Frage, anders gewendet, würde nämlich so lauten: Sind das Baskische und die polysynthetischen Idiome Amerika's wurzelhaft verwandt? und darauf müßte, was kaum zu bezweifeln, mit Nein' geantwortet werden. Obschon von der Wissenschaft allgemein verworfen, wird das alte Sprachvergleichungs-Verfahren, **sans rime et sans raison** in wildester, unmethodischer Hast bloßen, mit einer gewissen Begriffsähnlichkeit ver-

bundenen Wortanklängen lustig nachzujagen, außer von einzelnen Nachzüglern, welche die warnenden Abmahnungen Verständiger überhörten, oder sich nicht gern wollen ihr phantastisches Spiel verderben lassen, fast von Niemandem mehr geübt. Auch gewinnt es schwerlich wieder sonderliche Kraft durch den Umstand, daß Hr. Ritter Bunsen sehr ernstlich bemüht gewesen, ihm mit Bezug auf stammfremde Sprachen, d. h. nach seiner Meinung stets noch, wennschon in ferneren Graden, verwandte, eine gewisse theoretische Sanction zu verleihen. Es käme nun auf den Versuch an, ob Hr. Bunsen, oder irgend ein Anderer, im Stande sei, zwischen Baskisch und Amerikanisch noch eine wirklich glaubhafte Wurzelgemeinschaft zu entdecken. Ich würde der Erste sein, hiefür ihm meine ungeheuchelte Huldigung darzubringen. Bis dahin müßten sie, ihrem physiologisch ähnlichen, aber darum nicht nothwendig genealogisch einheitlichen Typus zum Trotz, als völlig unverwandt aus einander gehalten werden. Doch, ich besinne mich. Hr. Prof. M. Müller hat das Mittel gefunden, genealogische Verwandtschaft selbst da noch in den Sprachen zu entdecken, wo eine dem Ohre vernehmbare der Art erloschen ist: und mehr als dies, hat es auch bereits innerhalb der von ihm so geheißenen und so unendlich weit gefaßten turanischen Sprachclasse fleißig genug in Anwendung gebracht. Danach können nämlich Sprachen verwandt sein, die von etymologischem Einverständnisse, was sich, naturgemäß, nicht einseitig bloß im Geistigen, sondern auch in dessen Ausdrucke, dem Laute, wiederfinden muß, gar keine, oder fast keine, Spur mehr aus dem Wandel der Zeiten aufbewahrten. „Solche Sprachen sind, behauptet er, wie in Asien die sog. turanischen, so auch in Amerika die Indianischen" Siehe dessen **Letter to Chevalier Bunsen** (besonderer Abdruck **p.** 169., vgl. Mithr. III. 375), freilich mit meinen Einwendungen (Deutsch-morgenl. Ztschr. IX. 52. 56). Damit man nicht das eben Niedergeschriebene, statt ironisch, wie es gemeint ist, in bitterem Ernst nehme, füge ich hinzu: eine Aehnlichkeit zwischen Sprachen, die auf nichts weiter als bloß auf geistigen Uebereinkommnissen beruht, verdient den Namen eigentlicher Verwandtschaft, d. h. im Sinne der Genealogie, gar nicht mehr. Sie gehört unter ganz andere Kategorien. Und wie sieht es nun mit den Amerikanischen Sprachen wirklich aus? Barton zieht **p. XIX.** aus Thomas Jefferson's **Notes on the State of Virginia. Lond.** 1787. Folgendes aus: **„But imperfect as is our knowledge of the tongues spoken in America, it suffices to discover the following remarkable fact. Arranging them under the radical ones to which they may be palpably traced, and doing the same by those of the red** [?] **men of Asia, there will be found probably twenty in America, for one in Asia, of those radical languages, so called, because, if** [!] **they were ever the same, they have lost all resemblance**

to one another. A separation into dialects may be the work of a few ages only, but for two dialects to recede from one another till they have lost all [!] vestiges of their common origin, must require an immense course of time; perhapss not less than many people give to the age of the world. Nein, der Fall kann, glaube ich, gar niemals eintreten. Ein Volk mag, durch widrige Umstände dazu genöthigt, seine angestammte Sprache gegen eine, ihm von fremdher überkommene vertauschen; es mag die eigne zwar behalten, aber vielen auswärtigen Einflüssen preisgeben; — daß es aber im ruhigen Verlaufe der Dinge, allmälig sollte seine Sprache in eine von Grund aus (radically) verschiedene umwandeln, das zu glauben, ich bekenne es, käme mir fast so schwer an, als daß einmal dem Dornbusche einfalle, Trauben zu tragen. Wenn auch der menschliche Geist, vermöge seiner Freiheit, nicht so gebunden, wie durch die Natur der Dornbusch, sein sollte, woher käme ihm, reicht anders auch seine Macht so weit, woher der Wille, zwar nicht wie der Selbstmörder, die süße Gewohnheit des Daseins, aber doch einen schönen Theil dieser Gewohnheit, die mit der Muttermilch eingesogene Sprache, und zwar ohne Noth, zu verlassen und aufzugeben? Eine verschiedene Menschenmenge wird von vorn herein, falls von andern unbeeinflußt, auch verschiedene Sprachbahnen einschlagen; das ist nicht bloß möglich, es ist, fürchte ich, beinahe nothwendig. Aber, daß Völker eine schon in ihrem Grundtypus abgeschlossene und fertige Sprache je sollten nachmals wieder in eine zweite mit schlechthin anderem Typus verwandeln: scheint mir, ich wiederhole es noch einmal, ungefähr so glaubhaft, als wollte man die vom römischen Dichter so anmuthig beschriebenen Metamorphosen für Wahrheit nehmen, und nicht für Eingebung dichterischer Phantasie. Ich habe nicht die Kühnheit zu behaupten: so viel grundverschiedene Sprachstämme auf der Erde die Wissenschaft ausfindig machen werde, genau so viel der ersten menschlichen Stammpaare müsse man annehmen; aber unwahrscheinlich bedünkt es mich in gewissem Sinne nicht. Daher hat auch der aus so undenkbarer Voraussetzung, wie die obige, gezogene Schluß, etwas Lächerliches. Nämlich, was Jefferson hieraus beweisen will: „A greater number of those radical changes [?] of languages having taken place among the red men of America, proves them of greater [?] antiquity than those of Asia.“ Vgl. Mithr. III. S. 352 fg. und auch Gallatin Transact I. 178. Man füge hinzu, was dort auf der folgenden Seite aus Clavigero angeführt wird, dem ich beizutreten nicht beanstande. Nachdem von Amerikanischen Sprachen geredet worden, „as different from each other as the Illyrian from the Hebrew“, d. h. gar nicht stammverwandt, fährt Clavigero so fort: We can safely affirm, that there are no living or dead languages which can differ more [!] among each other than the languages of

Mexicans, Otomies, Tarascas, Mayas, and Miztecas, five languages prevailing in different provinces of Mexico. It would therefore be absurd to say [ist die Prämisse völlig wahr, dann allerdings], **that languages so different were dialects of one original. How is it possible a nation should alter its primitive language to such a degree, or multiply its dialects so variously, that there should not be, even after many centuries, if not some words common to all, at least an affinity between them, or some traces left of their origin?** Es sei auch, was **Barton p. LX.** am Schlusse der Erzählung von mannichfachen indianischen Orts-veränderungen in historischer Zeit hinzusetzt: „**In short, it is a very rare circumstance for any tribe to continue in the same district for half a dozen years**", wie ich gar nicht zweifele, der Grund maßloser mundartlicher Zerfahrenheit für die Indianischen Sprachen gleichen Stammes. Aber, daß, durch solche Wanderungen veranlaßt, Völker ihre ererbte Sprache jemals aufhöben und in eine, von ihnen selbst geschaffene und schlechthin etymologisch neue übergehen ließen: das zu glauben, fühle ich mich außer Stande.

3) Doch, was die Sprachforschung bis zu diesem Augenblicke nicht vermochte, das hat vielleicht die Anthropologie bei ihrer Untersuchung der Menschenrassen geleistet. Ehemals, z. B. noch Eichhorn, Gesch. der drei letzten Jahrh. VI. 385., hielt man, ganz naiv unbefangener Weise, das Hauptvolk, das Amerika bewohnte, geradesweges „mongolischer Abkunft"; und wirklich stehen, meint man, die Amerikanische und die Mongolische Menschenrasse körperlich einander am nächsten, oder auch jene zwischen der Mongolischen und Europäischen als Zwischenclasse mitten inne. Vgl. Mithr. III. 344. Hören wir nun aber C. Vogt (Köhlerglaube S. 73): „Amerika ist überhaupt das Kreuz der Ein-Paarler des Menschengeschlechts. Trotz alles Bibelglaubens, trotz aller Bemühung, Adam mit den Thatsachen in Einklang zu bringen, haben alle mit amerikanischer Ethnologie gründlich beschäftigten Forscher, Anatomen, Zoologen und Sprachforscher zu der Ueberzeugung kommen müssen, daß der amerikanische Mensch ein Erzeugniß seiner eignen Erdhälfte, eine aborigine, autochthone Rasse sei, die gar nichts mit den Rassen der alten Welt zu thun hat, weder durch Abstammung noch durch Mischung. Wer darüber etwas mehr wissen will, der lese einen interessanten Aufsatz von Hermann E. Ludewig, übersetzt und eingeleitet von Karl Andrée, betitelt: Ein Beitrag zur alten Geschichte von Mexiko, im Ausland, Nr. 51., v. 22. Dec. 1854. Dort sagt Andrée: „„„Gegen die Resultate von Morton's Untersuchungen in den „**Crania Americana**" ist bis auf den heutigen Tag nichts vorgebracht worden, das irgendwie stichhaltig erscheinen könnte, und selbst Prichard hat, bei allem großen Verdienst, das wir dem fleißigen Sammler willig zugestehen, am Ende

doch die willkürliche und unwissenschaftliche, geologisch und zoologisch unzulässige Annahme einer Abstammung der Menschen von einem einzigen Paare in Nordasien im Wesentlichen fallen zu lassen nicht umhin gekonnt.““ Die Redaction des Auslandes sagt dazu in einer Note: „„Wir theilen vollständig die Ansicht unseres gelehrten Freundes, daß die Hypothese einer Bevölkerung der neuen Welt von Europa oder Asien aus historisch nicht nachweisbar sei, also auch nicht behauptet werden sollte. Sie ist gewiß willkürlich und daher unwissenschaftlich. Wir zweifeln indeß, ob sie auch „zoologisch unzulässig“ sei.““ Die Redaction bemüht sich hiebei auf A. v. Humboldt und J. Müller in Berlin, welche auf die Erzeugung fruchtbarer Bastarde gestützt, die Einheit der Art behaupten. Wir haben oben untersucht, welchen Werth diese Basis hat. Gesetzt aber auch, man nähme die Folgerung an, so berechtigen immerhin alle Thatsachen zu der Behauptung, daß Amerika nicht von einem andern Welttheile aus bevölkert sein kann, daß also die Menschen unmöglich von einem Paare abstammen können. Wenn Menschen im Monde existirten und zwar Menschen so ähnlich uns Andern auf der Erde, daß man gar keine Unterschiede entdecken könnte, die man, wenn sie herunter fielen, für unseres Gleichen halten müßte — könnte man deshalb behaupten, sie stammten mit uns von denselben Eltern? Der, welcher eine solche Behauptung aufstellen wollte, müßte doch erst die Möglichkeit der Bevölkerung des Mondes von der Erde aus nachweisen, die Möglichkeit des Hinüberkommens darlegend. Wer heut zu Tage die Abstammung der Menschen von einem Paare behaupten will, der muß, abgesehen von der chronologischen Schwierigkeit, die wir später besprechen werden, nicht nur die Möglichkeit der Umwandlung von Mongolen, Malaien, Negern oder Caukasiern in Rothhäute nachweisen — er muß auch, wenn ihm dies gelungen sein sollte, noch nachweisen, wie die Einwanderer über die See oder durch Länder kommen konnten, in denen, wie Kitlarson sagt, selbst Wölfe verhungern müßten.“ So weit Vogt.

4) Ich komme jetzt zu dem letzten Punkt. In dem wichtigen Werke: **Gesch. der Amerikanischen Urreligionen. Von J. G. Müller, Dr. Theol. u. Prof. in Basel VII. 706 gr. 8. Basel 1855.** (s. die Anz. 1855. von Kortüm in Hdlb. Jhb. März S. 210 fg. und H. Ewald in Gött. gel. Anz. Nr. 69.) wird S. 1—9 der Einl. eingestanden: „Die Amerikanischen Indianer haben ihre Religionen nicht von Völkern der alten Welt erhalten.“ „Allein, es scheint uns,“ wendet dagegen Ewald ein, der für eine Bevölkerung Amerikas ist vom alten Festlande aus, „als sei diese schwierige Frage hier noch nicht nach allen Seiten hin richtig erwogen. Sollte, um nur ein Beispiel hier zu wählen, die S. 515 mitgetheilte Sage des alten Volkes der Mehuakaner: „als die Wasser der Sinfluth abzunehmen schienen, sandte Coxcox (oder

Tezzi) einen Geier aus, der nicht wiederkehrte, weil er an den Leichen der Riesen Nahrung fand; dann sandte er einen Colibri, dieser kehrte mit einem Zweige im Schnabel zurück" wirklich voreuropäisch sein, wie der Vf. als unzweifelhaft annimmt, so würde schon aus ihr allein sicher genug folgen, daß einst die Sinfluthérzählung über Ostasien nach Amerika gekommen sei, was aber mit ihr kommen mußte, ist leicht zu schließen. In solchen wesentlichen Gleichheiten können wir kein zufälliges Begegnen finden. Es liegt vor Augen, daß der Verdacht christlicher Einmengung in diese, wenn auch vielleicht einheimische Erzählung nirgends mehr gerechtfertigt erschiene als hier, was denn auch Vaters unverholene Meinung ist. Mithr. III. 3. S. 83. „Der Schlangengott **Votan** (S. 486.) und Odin, Wodan; der **Tonatinh** oder Sonnengott, und wiederum Odin oder etwa **Thor** der Donnerer, und Aehnliches reizte nicht zur Vergleichung, wie so manches in der kriegerischen und bürgerlichen Polizei nach dem Skadinavischen Norden weiset, aber keine Gewißheit hat" sind Worte, die ich noch habe Kortüm abborgen wollen. Kruger ist nicht so enthaltsam. Er bringt überdem z. B. das Mex. Wort für Gott: **Teotl** mit dem Griechischen zusammen; eine Uebereinstimmung von schwerlich mehr Werth, als wenn dieselbe Sprache auch ein **a** privat. besitzt, wie das Griechische und Sanskrit, das freilich in rein zufälliger Weise damit lautlich zusammenfällt, indem in seiner wahren ungekürzten Gestalt *ἀν* — (Lat. in —, Deutsch — un) die eigentlich verneinende Kraft im Nasale steckt. „Auffallend, obgleich vielleicht bloß zufällig, ist die Uebereinstimmung dieses Ueberrestes (vom Delaware-Worte **mannitto**, vgl. **Woods, Literary and Theol. Review 1835. p. 105.**, wonach es **simply** ***spirit*** bedeutet, ohne gute und schlechte Nebenbedeutung) mit dem Tagalischen (Philippinen) **anito** Götzenbild" nach Humboldt's Bemerkung, Versch. des Sprachb. S. 317. — Das Meiste, was man zu Beweisen von Völker-Affiliationen an anderen als mit wissenschaftlicher Strenge erwogenen linguistischen Gründen (denn schon die Körper-Aehnlichkeiten sind, zum mindesten innerhalb einer und derselben Rasse, für gewöhnlich viel zu schwankend) vorzubringen pflegt, trägt in der Regel zur Entscheidung solcher Fragen nichts, oder wenig, bei. Den Ausschlag dürfen sie höchstens im Nothfalle, wo z. B. linguistische Beweise nicht mehr herbeizuschaffen, sonst niemals, geben.

Als eine beachtenswerthe Ausnahme jedoch bleibt, glaube ich, eine gewisse Analogie, welche in Benennung von Himmelszeichen seiten der Hindu, Mandschu, Japaner und Tibetaner mit einigen Hieroglyphen für Tage im mexikanischen Kalender Hr. A. v. Humboldt schon **Vues des Cordillères** S. 162. (s. auch Mithr. III. 3. 78.) hervorgehoben hat, noch heute einer prüfenden Beachtung empfohlen. So viel ich einsehe, hängt die Sache mit

dem, zwischen so vielen berühmten Gelehrten, wie **Letronne**, **A. W. v. Schlegel**, **Ideler**, **Whish**, **Stuhr**, **Adolf Holtzmann** (Ueber den Griechischen Ursprung des Indischen Thierkreises Carlsr. 1841 8.) u. A. so lange und lebhaft geführten Streite über das Land, wo man den Thierkreis zuerst aufbrachte, nahe zusammen. Ist dieser nun aber wirklich, was schließlich das richtige scheint, eine griechische Erfindung (vgl. Kosmos III. 197 fg.), so kann dieselbe zwar mittelst des Buddhismus von Indien weiter nach Ostasien, auf jenem Wege nach Amerika höchstens erst in sehr junger Zeit (zur Zeit der Entdeckung Fusang's durch die Chinesen?) verpflanzt sein, und bewiese somit allenfalls für einen späten Verkehr zwischen Ostasien und Amerika, allein für primitive Einwanderung der Indianer von Asien her — Nichts. Warum sollten nicht die Bewohner Amerika's, so gut als die anderer Welttheile, haben selbstständig ihrer Einbildungskraft können freien Lauf lassen, am Himmel in dessen Configurationen gleichsam Abbilder terrestrischer Wesen und Gestalten wieder zu erblicken, und nach dieser eingebildeten Aehnlichkeit Gestirne zu benennen? Die Amerikaner bedurften hiezu keines auswärtigen Anstoßes. So bemerkt der verdiente Amerikanische Gelehrte **Henry R. Schoolcraft** in einem Aufsatze: **Mythology, Superstitions and Languages of the North American Indians** (bei **Woods**, **The literay and theol. Review. New-York March 1835. 8. p. 108.**): „**In the rehearsal of their tales, transformations are a part of the machinery relied on; and some of them are as accurately adopted to the purposes of amusement or instruction, as if Ovid himself had been consulted in their composition.** [Als ob —; würde man es aber wohl im Ernst glauben?]. **Many objects in the inanimate creation, according to these tales, were originally men and woman; and numerous animals had other forms, in the first stages of existence, which they, as well as human beings, forfeited, rather by necromancy, than of transmigration. The evening star, it is fabled, was formerly a woman.** [Da hätten wir ja, wenn eine euhemeristische Erklärung nicht gescheut wird, die Venus!] **An ambitious boy became one of the planets.** [Warum nicht Merkur, oder Jupiter?] **Three brothers, travelling in a canoe, were translated into a group of stars. The fox, lynx, hare, robin, eagle, and numerous other species, retain places in Indian astronomy. The mouse obtained celestial elevation by creeping up the rainbow, which story makes a flossy mass of bright threads, and by the power of gnawing, relieved a captive in the sky. It is a coincidence, which we note, that Ursa major, is called by them, the bear.** Neben vielen anderen, oft recht sonderbaren Concordanzen in Ansichten weit von einander entfernter Völker, habe ich in Kuhn's Ztschr. II. 422. auch diese Uebereinstimmung angeführt.

Der Theil, welcher, im Fall man in jenem Sternbilde lieber einen Wagen sieht, die Deichsel ausmacht, muß natürlich, wofern es eine Thiergestalt sein soll, zu einem Schwanze werden. Unter den größeren geschwänzten Vierfüßlern der nördlichen Klimate (allenfalls noch Fuchs, Wolf) aber war die Auswahl so groß eben nicht. Zudem war wenigstens in der Deutschen Thierfabel, ehe der südliche Löwe ihn vom Throne stieß, der Bär König der Thiere. Siehe auch Kuhn in Höfers Ztschr. I. 155. fg. über die **rkshâs** des Rig-Veda mit meinen Anmerkungen hiezu A. L. Z. Juli 1847. S. 13. Hindust. **sapt rikh** als Name des Bären scheint „die 7 Rischis" bedeuten zu sollen. Außerdem macht, obgleich ein (und zwar verständiger) Anhänger der Lehre, welche Amerika's früheste Bewohner von Asien herüberholt, Albert Gallatin in seiner ausgezeichneten Arbeit über Amerika's Centralvölker (in **Transact. of the American Ethnol. Soc. Vol. I.**), worin er auch deren astronomische und calendarische Kenntnisse gründlich aus einander setzt, dennoch gegen Hrn. v. Humboldt nicht unerhebliche Einwendungen. Z. B. p. 185: **If both the Peruvian and Mexican calenders were not the result of their own independent observations, we must suppose a double importation of astronomical knowledge** [d. h. also mit Verdoppelung der, schon bei einmaliger Annahme, großen Unwahrscheinlichkeit], **one to Peru and another to Mexico, coming from different quarters, and by people possessed of different degrees of knowledge.** Oder p. 186: **In ancient times knowledge was not diffused amongst the many; and we have abundant proof, that that of astronomy was not only confined to a few, but in several countries designedly concealed from the mass of the nation, and used by the priestly order as an instrument of power. If we ascend to that ancient epoch when America was most probably first peopled, it is imposible; if we resort to a much more recent date, it is extremely improbable that the emigrants should have been astronomers. But if it be admitted, that they were sufficiently well informed men to have communicated that astronomical knowledge which the Mexicans were found to possess, why did they not bring also an alphabet, the art of working iron, mills, wheel-barrows, a multitude of other common arts, which remained unknown to the Mexicans, and at least the seeds of rice, millet, wheat, or of some other grain cultivated in the countries whence they came? If coming from one where agriculture was unknown, it is not probable that they were much advanced in science. This view of the subject might be expanded. In order to form a correct opinion, it is necessary to take into consideration, not only what the Mexicans knew, but also that which they did not know.**

Darauf geht Gallatin zu Erörterung der zweiten Frage fort, ob (und, in diesem Falle, von wannen) den Ackerbauvölkern in Mexiko, Yukatan und Centralamerika, der Ackerbau, diese erste Bedingung zu fortschreitender Geistescultur, als ein ausländisches Erzeugniß zugeführt ward, oder, ob derselbe einheimischen Ursprungs? Er entscheidet sich aber für die letztere Meinung, und zwar aus folgenden beiden Gründen, weil 1) alle sog. Cerealien der anderen Hemisphäre den Amerikanern vor der Entdeckung gänzlich unbekannt waren, und 2) der Mais, als hauptsächliches Product Amerikanischer Agrikultur, ausschließlich Amerikanischen Ursprungs sei, und in der andern Hemisphäre, bis nach der Entdeckung, am Ende des 15. Jahrhunderts, seinerseits unbekannt geblieben. Daß der Mais aber wenigstens an Afrikas Westküste kein ursprünglich dort heimisches Korn sein könnte, verrathen, wie in der Deutsch-morgenl. Ztschr. VIII. 434. gezeigt worden, mehrere, vorn mit **Bro-uni** (Europäer, wahrsch. zuerst Portugiese) zusammengesetzte Namen dafür in der Odschi- oder Aschanti-Sprache; besonders deutlich **bródua** eig. Europäische (d. h. also in diesem Falle: durch Europäer eingeführte) Pflanze. Auch im Vei findet sich, nur noch richtiger mit der Tennis, der erste Theil der Composition (**Koelle, Vei Gramm. p. 12. 207.**): „**Poro, doubtless a corruption of Portugueze, the first Europeans seen by the natives, and now used for all foreigners of a white complexion.**“ Wie ungeneigt man übrigens sonst wäre, an so große Verderbung eines allmälig auf alle Europäer ausgedehnten Specialnamens bei den Negern zu glauben: jeder Zweifel muß schweigen, wenn anderwärts auch **Putu** (also mit **t**) dafür vorkommt. Ja schon **DMZ. II.** 13. ist aus Dapper's Afrika S. 550., als in der Landschaft Pembo für den Mais gebräuchlich, die Benennung „**mazza Manputo**, d. i. Korn von Portugal“ beigebracht. Vgl. Bergh. Länder- u. Völkerk. **III.** 186.

In allen vier angegebenen Richtungen, nach Uebergangsweg, Körperbildung, Sprache und geschichtlicher Anknüpfung, hat sich, wie wir nun wohl getrosten Muthes als Schlußergebniß unserer letzten Untersuchung ansehen dürfen, nirgends für Einwanderung der Urvölker Amerikas dorthin ein Punkt ergeben wollen, der vor einer, zwar strengen, aber, wähnen wir, gar nicht zu skeptisch ekelen Kritik Stich halten wollte. Man erwäge aber weiter. Wie der große, transatlantische Welttheil überhaupt viele Pflanzen- und Thierformen (vgl. **Barton p. CII.** Mithr. **III.** 362) als selbsterzeugtes Eigenthum besitzt, wozu die übrige Welt entweder Analoga, oder auch nicht, darbietet, die selten aber der Art nach völlig damit übereinstimmen: warum sollte nicht in gleicher Weise die dort bei seiner Entdeckung durch Columbus vorgefundene Menschengattung eine ihm von vorn herein eigenthümliche, nicht eingewanderte gewesen sein, vielmehr auf jenem Boden ebenfalls, nirgend anderwärts,

entstanden? Ich dehne dieselbe Frage lieber auch auf die anderen vier Welttheile aus. Schon der bloßen Analogie mit den übrigen organischen Reichen entnähme man, auch mit Bezug auf die menschliche Einwohnerschaft, gern als eine überaus natürlich ansprechende Voraussetzung die Annahme, es möge, in Gemäßheit der alten Blumenbach'schen Fünftheilung der Menschheit, auf jeden der Welttheile je eine der fünf Menschenrassen kommen, und deren Urpaare wiederum je einer aus seinem Schooße (in freilich völlig räthselhafter Weise) erzeugt, oder zum mindesten auf seinem Boden zuerst erblickt haben*). Nur für Europa, als bloßem Annexe von

*) Man vgl. z. B. Serres Ueber das Fortschreiten der Menschen-Racen, in Esquiros und Weil Jardin des Plantes Stuttg. 1852 S. 317: „Man kann das Menschengeschlecht gleichsam als ein besonderes Reich in der Schöpfung betrachten; die Racen sind einander gegenüber in gewissen Beziehungen Nichts weiter als die verschiedenen Gattungen im Thierreiche. Da nun jede Art der Geschöpfe ihren bestimmten Fortschritt auf dem Erdballe gehabt hat, so ist der Gedanke natürlich, daß die untersten Racen auch die ältesten sein mochten, so wie in der Geschichte der vorsündfluthigen Zeitalter jede Umgestaltung der Erdkugel mit einem Fortschritte im Thierreiche zusammenfällt, ebenso, glauben wir, haben auch die auf die große mosaische Woche gefolgten Veränderungen das allmälige Auftreten verschiedener Menschengruppen auf abgesonderten Punkten unseres Planeten zur Folge gehabt. Schon können wir in die Nähe des Aequators die Wiege der schwarzen, in die Atlantis die der rothen, in das südliche Asien den Ursprung der gelben Race setzen, während im nördlichen oder in Central-Asien die ersten Spuren der weißen Race zu finden sein möchten. Der Fortgang der Zerstörung und Wiedererzeugung, der die ganze Natur beherrscht, scheint sich sogar bis auf die Genesis des Menschengeschlechts erstreckt zu haben: die schwarze Welt ist das Ueberbleibsel einer früheren Welt" u. s. w.— Auch sagt Burmeister A. L. Z. Juli 1845 S. 22: „Es verhält sich nämlich in Rücksicht auf die Vertheilung über die Erdoberfläche das Menschengeschlecht ganz ähnlich, wie auch A. Wagner (Gesch. der Urwelt S. 390) selbst ausgesprochen hat. Amerika z. B. zeigt uns seine eigenthümlichen Formen beständig und überall, soweit die klimatischen Verhältnisse es erlauben; in ähnlicher Weise gehören die Amerikanischen Nationen alle zu einer Rasse. In der alten Welt gibt es dagegen sehr bestimmt abgeschlossene Stammgebiete, unter denen Afrika als das am schärfsten begrenzte hervortritt. Eben so ist die Negerrasse die markirteste auf der östlichen Hemisphäre. Nach Afrika folgt Neuholland mit seinen benachbarten Inseln als ein abgeschlossenes organisches Gebiet und die daselbst ansässigen Nationen bilden einen so eigenthümlichen Menschenschlag, dessen Aehnlichkeit mit der Negerrasse nicht auffallen kann: wenn man die vielen Analogieen zwischen der Fauna und Flora jener beiden Ländermassen berücksichtigt. Europa, Vorderasien und Nordafrika bis zum Atlas ähneln einander sehr in der Organisation, daher eine eben so große Aehnlichkeit der Nationen. Ostasien und namentlich Süd-Ostasien weicht eigenthümlicher ab, zeigt also eben deßhalb eigenthümlicher geformte Menschenstämme. Was braucht der Naturforscher mehr, um mit Fug zu behaupten, daß dieselbe Gesetzge-

Asien, möchte in so fern eine Ausnahme statt finden, daß von früh ab die beiden ungetrennten Welttheile ihre zwei Rassen gemeinschaftlich unter sich vertheilten. Man wird nicht unpassend hiebei an ein Wort Vater's erinnert. Dieser, um den Adelung'schen Mithridates und dadurch um die allgemeine Sprachkunde so hoch verdiente Hallische Theolog läßt (Mithr. III. 362.) fallen: „Wir übergehen die Fragen über die Möglichkeit (?!), die ganze thierische Schöpfung beider Amerika auf die der alten Welt zurückzubringen: mit dem Menschengeschlecht ist es etwas anderes. Dieß zusammen zu führen entweder zu einer Quelle, oder zu so vielen Stämmen, als sich wahrscheinlich machen, oder es in seiner Zerästung zu beobachten, hat ein anderes Interesse, und hat andere Merkmale, worauf sich dabei bauen läßt" (also meint er z. B. wohl Sprache und sonst Menschliches). Nun, worin liegt denn das andere, und, leugnen wir es bei Leibe nicht, höhere Interesse? Sehr begreiflich, schon einfach darin, daß der Mensch dem Menschen wichtiger sein muß, als das Thier; in jeder Beziehung. Wenn aber, ganz abgesehen von dogmatischer Befangenheit, dem rein natürlichen Gefühle des Menschen (und wer wagte, es darob zu tadeln?) eine unbedingt einheitliche Entstehung und von Gott gleichberechtigte Verbrüderung der Menschen aller Zonen ganz unzweifelhaft besser zusagt, als ein mehrheitlicher Anfang, ja, wird ihm der letztere als eigentliche Wirklichkeit zugemuthet, gegen solchen Glauben sich mit lebhafter Wärme sträubt und nur erzwungen sich ihm ergeben möchte: wie kommt doch dies? Sowohl Vernunft als Humanität suchen nach einer Einheit unseres Geschlechts, und sähen, zu unverbrüchlichster und unverlierbarster Gewähr seiner Wesen-Einheit, am liebsten ihm diese schon durch körperliche Ursprungs-Einheit besiegelt, und in der Abstammung von Einem elterlichen Urpaare gleichsam den Charakter und das Abbild von nur einer einzigen großen und in wahrem Wortverstande unter sich verwandten Menschen-Familie aufgedrückt. Dadurch sicher, daß nicht ein verabscheuungswürdiges Mißwollen an die Zerlegung der Menschheit in (was bei jener Ansicht unmöglich!) verschiedene Arten nur zu leicht die Lehre auch einer geistigen Artverschiedenheit und wesentlich verschiedenen Bestimmung knüpfe nach stufenweise empor- oder hinabgedrücktem Range intellectueller und moralischer Befähigung, und hiemit etwa ein greuelvolles Unrecht, wie die Sklaverei, nicht nur beschönige, sondern wohl gar in ein, wie von der Natur, z. B. dem Weißen über seine andersfarbigen Mitmenschen verliehenes, Recht

---

bung, welche die gesammte organische Welt bei ihrem Entstehen beherrscht habe, auch über die Entstehung der Menschheit waltete, und daß beide von gleichen Mitteln wie Einflüssen in ihren bestimmten Formen abhängig waren?" —

schamlos verkehre. Ungleichheit freilich, und in der buntesten Form des Auftretens geistig wie körperlich, auch innerhalb der einen Art! aber, wohl gemerkt, nie anders als innerhalb einer Art. Nirgends also z. B. die Befürchtung, es könne je ein Mensch durch artliche Geschiedenheit dem Thiere näher stehen, als der andere. Auch die Verantwortlichkeits-Frage stände hiemit gleicherweise im Zusammenhang. Nach diesem Allen werden wir den Wunsch auch nach fleischlicher Einheit unseres Geschlechts als tief in des Menschen Brust gepflanzt vollkommen würdigen. Ob ihm aber gleichwohl die kalt und unpartheiisch mit Gründen des Für und Wider abwägende Wissenschaft wird nachgeben können? Vermag sie es wirklich, so hielte ich es für pflichtwidrig, wollte sie aus bloßem Geiste des Widerspruchs rein muthwilligen Zweifeln sich überlassen; allerdings aber der Wahrheit, das heißt dem, was sie nach gewissenhafter Prüfung dafür glaubt erkennen zu müssen, könnte sie einem bloßen Wunsche zu Liebe nichts vergeben. Ich muß nun aber freilich mich, von meinem besondern Standpunkte, wenn auch ungern, zu dem Bekenntniß entschließen: Stellt sich auch die Sprachforschung nicht geradehin dem einpaarigen Ursprunge aller Menschen und Völker entgegen, so ist doch, für ihn mit schlagenden Gründen einzutreten (wie z. B. Bunsen und M. Müller es mit wissenschaftlichen Gründen zu thun versucht haben), gegenwärtig, dazu Aussicht nicht viel mehr als gar keine vorhanden. Freilich, wer will sagen, was der Zukunft gelingen mag? So treten namentlich Amerika's zahllose Sprachen jetzt vor unser Auge zum Theil nur erst wie ein wilddurchwachsener und wenig erhellter Urwald, aus dessen sinnverwirrendem Durcheinander und Lianengeschling auch der geübte Blick des pflanzenkundigen Forschers nur mit großer Anstrengung, mitunter gar nicht, die einzelnen Stämme, vom Fuße bis zum Gipfel sie verfolgend, auszuscheiden, und um wie viel schwerer noch, sie nach ihrer Art zu bestimmen, sich im Stande fühlt. Wird aber die unendliche Mannichfaltigkeit jener Sprachen, einander, versichert man, ähnlicher in der ganzen grammatischen Anlage des Baues als in ihren lexikalischen Bestandtheilen, nicht doch bei aufmerksamerer Prüfung des Sprachforschers in eine weitaus geringere Zahl von stammthümlichen Verbundenheiten einheitlich zusammengehen? Das, darf man zuversichtlich hoffen, wird der Fall sein; nur dürfen nicht, wie man jetzt schon, auch in dieser Hinsicht beklagenswerther Weise, so viele Indianische Völker mit ihren Sprachen spurlos hat untergehen lassen, solcher Verluste mehr kommen. Und außerdem, was leider dem Studium, insbesondere der Sprachen Mittel- und Süd-Amerika's so äußerst hemmend in den Weg tritt, sind die wirklich vorhandenen gedruckten (meist in Spanisch oder Latein abgefaßten) Hülfsmittel nicht nur seit der Rückberufung der Jesuiten fast ohne Nachfolge geblieben, sondern auch zum Theil ihrer enormen

Seltenheit wegen so gut wie völlig unzugänglich geworden. Will sich niemand über sie erbarmen und im Druck erneuen?

Doch, es sei, die Wissenschaft müsse (und es scheint mir allerdings so, sie muß) den einpaarigen Ursprung der Menschheit als unhaltbar aufgeben: da hat sie sich nach anderen Stützen von deren Einheit umzusehen, und, man verzweifle nicht, recht gesucht wird diese auch gefunden. Die bloß numerische Einheit des Ursprungs der Menschen, wolle man sich die Sache nur recht überlegen, ist doch an sich von nur wenig bedeutsamer Qualität; ja würde, wenn sie ausgemacht wäre, zwar, wie vorhin bemerkt, dem Gemüthe eine größere Befriedigung gewähren, der Wissenschaft aber einen vergleichsweise so dürftigen und uninteressanten Inhalt liefern, daß unmöglich die jedenfalls allein belangreiche und höhere geistige Einheit des ganzen Menschengeschlechts davon dürfte abhängig gemacht werden. Ohnehin, eins, oder zehn, oder hundert Stammpaare gesetzt, bleibt das Wunder unserer Schöpfung und Verpflanzung in den Weltwinkel, Erde genannt, unbegriffen, im einen wie im andern Falle. Gewiß, wir sind Eine große Familie oder Eine, wenn auch vielgetheilte, doch in allem Wesentlichen gleichartige Heerde, durch eine Körperbildung, die uns unbestreitbar von und vor dem Thiere charakteristisch auszeichnet, durch den Geist und durch das Herz. Was liegt am Ende viel daran, ob auch wirkliche Bluts-Verwandte durch den letzten fleischlichen Zeugungs- und Gebährungsact mittelst zweier Urleiber? Viele Völker stellen chronologisch an ihre Spitze einen gemeinsamen Stammvater, manche, noch höher hinaufsteigend und weniger selbstisch an die Spitze der Menschheit ein einziges Urpaar, das sich natürlich an die Gottheit knüpft. Das ist nicht Tradition, wie hätte die Erinnerung an den Uranfang sich in den Gemüthern erhalten können? Das ist vielmehr eine, wennschon mythisch verbrämte, doch, weil unser Geschlecht zuletzt auf einen Anfang, oder seien es nun mehrere getrennte, zurückgehen muß, in sich folgerichtige Speculation. Speciell aber in der schönen Hebräischen Fassung sucht sie augenscheinlich, indem mit der einheitlichen Geburt desselben schien die unleugbare Thatsache der Vielsprachigkeit in einen unauflöslichen Widerspruch zu verfallen, sich anderweit, z. B. durch die Mythe von der Babylonischen Sprachverwirrung, die sich bekanntlich selbst wieder eine (übrigens nicht sprachgerechte) etymologische Begründung (als käme Babel vom Hebr. **balal, confundere**) geben will, zu rechtfertigen und befestigen.

An den Schluß zu stellen erlaube ich mir ein Citat, das Riehl's vielbelobtem Buche: Die Naturgeschichte des Volks als Grundlage einer Deutschen Socialpolitik, aus dem dritten, „die Familie" betitelten Bande entnommen ist. Es wird auch dazu mit dienen können, den ganzen Unterschied zu zeigen, wie ein ernster Deutscher sein Thema behandelt, so ganz anders als ein im Grunde nahe

verwandtes der Franzose, von welchem wir zu Anfange unseres Werkes ausgingen. „Ein tiefsinniges, oft sehr gedankenlos gebrauchtes Wort des Volksmundes sagt (sind Riehls Worte): Vor Gott sind alle Menschen gleich! Allerdings vor Gott, und nur vor Gott, und eben darum nicht vor den Menschen. Die Urparagraphen des göttlichen Sittengesetzes sind als die gleichen in unser Aller Herzen geschrieben. Also nur das Göttliche ist das allgemeine Menschliche. Es gibt vielerlei richtige Staats- und Gesellschaftsverfassungen, wie es Männer und Weiber gibt, Mongolen und Caukasier, Binnenland- und Küstenbewohner, aber es gibt nur ein einiges und gleiches Grundgesetz der Religion für Alle. Indem sich die Menschheit besondert, bildet sie erst den Staat und die Gesellschaft. Eine einheitliche menschliche Universalgesellschaft bestand nur im Paradiese und auch nur — bevor Eva geschaffen war. Sie wird wieder kommen nach dem jüngsten Tag, wo auch nicht mehr Mann und Weib sein, wo nicht mehr gefreit werden wird, das heißt wo die Menschen eben aufhören sollen Menschen zu sein." Oder: „Ein Universalstaat widerspricht der Idee des Staates; denn dieser ist gegründet auf die Besonderungen von Land und Volk, von Stand und Beruf, von Mann und Weib." Universalstaat — Traum, wie eine Universalsprache! ohne die Aussicht auf jemalige Verwirklichung, ja ohne daß man letztere auch nur ernstlich wünschen könnte. Aber ihrem Ideale kann und wird sich die Menschheit immer mehr nähern, ich meine jenem ächten Gottesstaate, worin der Mensch, Gott nachlebend, den Menschen, über alle Ungleichheit hinaus, welche, ohne gänzlich zu verarmen, wir Erdengeschöpfe auch zum Theil gar nicht entbehren könnten, nicht bloß mit dem Munde und dem Namen nach, sondern mit Gesinnung und That, als ebenbürtigen Bruder anerkennt und behandelt. — Es kann hiemit, als vom ethischen Gesichtspunkte recht wohl verträglich, auch die Ansicht derjenigen Naturforscher einträchtig zusammen gehen, welche, den biblischen Satz von Herleitung sämmtlicher Menschenrassen aus Einem Urpaare umzustoßen, sich durch die entgegenstehenden Thatsachen gezwungen sehen. Das stellt sich z. B. in der gegen Andreas Wagner, welcher in seiner: „Geschichte der Urwelt, mit besonderer Berücksichtigung der Menschenrassen und des mosaischen Schöpfungsberichtes Leipz. 1845." an der hebräischen Sage festhält, von Burmeister in der **A. L. Z.** 1845. Nr. 149 fg. geführten Polemik heraus. Letzterer sagt z. B. S. 19: „Den ersten Satz (den nämlich, daß der Mensch nur unter eine Art, nicht unter mehrere, falle), in dem wir beide einverstanden sind, könnte ichruhen lassen, wenngleich es noch sehr fraglich bleibt, ob der an sich so schwankende Artbegriff bei der Menschheit überhaupt eine Anwendung finden könne, und ob nicht vielleicht die Ansicht, daß der Mensch so wie psychisch, so auch physisch andern Ge-

setzen unterworfen sei, die richtigere ist. Das kann nun freilich nicht von seiner Materie, als solcher, behauptet werden, wohl aber von der bestimmten organischen Idee, die seiner Form zum Grunde liegt, und in die seine Materie gedrückt ist. Die vernünftige Betrachtung, deren der Mensch theilhaftig wurde, hebt fixirte Artunterschiede auf, sie sind, als Gradationen einer Grundform, nur bei unvermischten unfreien Wesen denkbar. Was zur Freiheit und Selbstständigkeit geschaffen ist, muß **eo ipso** ein und dasselbe, sich gleich sein; nur der freie Wille kann bei ihm Unterschiede begründen, wenn er sie als nothwendige Beschränkungen erkannt hat. Ich behaupte daher, daß der Artbegriff, wie er bei Thieren sich ausgesprochen findet, bei der Menschheit gar nicht in Anwendung kommt, daß er überhaupt nur mit der Unfreiheit und Unvernunft verträglich sei, daß vernünftige Wesen nothwendig alle auf gleicher Stufe stehen, mithin trotz der gröbsten körperlichen Verschiedenheiten zu einer gleichwerthigen Gruppe (gleichviel ob Art, Gattung, Familie u. s. w.) gehören müssen. In der That sind auch die Unterschiede heterogener Nationen mindestens eben so grell, wie die Verschiedenheiten nahverwandter Arten einer Thier-Gattung, allein der Hauptcharakter des Menschen, sein freies Selbstbewußtsein, schwindet nie, es ist bei allen Nationen gleich vollständig ausgeprägt, wenn auch nur bei einigen bisher durch Bildung zur höhern Einsicht gesteigert." —

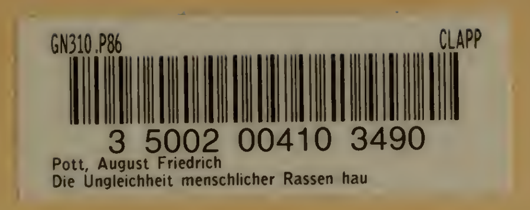
Schluß.










GN310.P86
CLAPP
3 5002 00410 3490
Pott, August Friedrich
Die Ungleichheit menschlicher Rassen hau

